Die Bleche

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 68 | Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ | November 1998

Das Mühlengut Helpenstein in Lintorf

Inhaltsverzeichnis

Joseph Freiherr von Eichendorff
Das zerbrochene Ringlein

Bastian Fleermann
Mühlengut Helpenstein 3

Bastian Fleermann /
Walburga Fleermann-Dörrenberg
Als die Stockfischs nach Lintorf kamen -
Auf den Spuren einer verschwundenen Familie 7

Manfred Buer
Grabsteine aus dem Mühlenteich 10

Bastian Fleermann
Die Innenrenovierung der Wassermühle 12

Heinz Fleermann
Erinnerungen an die Nachkriegs- und Aufbaujahre 13

Irmgard Wisniewski
Lintorfer Gaststätten in meiner Jugend -und heute 16

Ewald Dietz
Och ne aule Lengtörper - de aule „Püffer“ 20

Ewald Dietz
Blotsche, Klompe … 24

Maria Molitor
Op Fre-ersfü-et 25

Wouter Kotte
Ratingen 26

Martina Raub
Ein Geist aus alter Zeit 27

Otto Samans
Ratingen 1885 - 1899 30

Unbekannter Verfasser
Die Ratinger Chronik 37

Hanni Schorn
Von Ratinger Orijinale 38

Jean Oberbanscheidt
Dor Welddieb 39

Gerd Raspel
Ne Herbsspazierjang 40

Lore Schmidt
Ons alde Kerk 41

Josef Keusen
Gerberei - Lederhandel - Lederwaren -
Handwerk und Handel
Eine Familientradition im Spiegel der Zeit 42

Hans Müskens
Erich Elsner (1911 - 1985)
Annäherung an einen Ratinger Künstler 49

Gudrun Sporbeck
Die ältesten Paramente der Ratinger
Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul
Ein Beitrag zur Kölner Textilkunst des 17. Jahrhunderts 58

Hans Müskens
Es war ein richtiges Fest
Die Bauarbeiten an St. Peter und Paul sind beendet 63

Hans Müskens
Ein weit geöffnetes Tor für die Ängste und Nöte der Zeit
Vor 350 Jahren wurde das „Heiligenhäuschen“
eingeweiht 64

Hans Müskens
Die „März“ ruft zu allen Zeiten
Seit 500 Jahren im Turm von St. Peter und Paul 65

Andreas Gryphius
Tränen des Vaterlandes, 1636
350 Jahre Westfälischer Friede 68

Monika Degenhardt
Huldigungsliste 1730 für Lintorf, Eggerscheidt, Bracht,
Schwarzbach, Eckamp, Homberg, Hösel und Breitscheid 69

Auszug aus dem Adreßbuch für Rheinland-Westfalen
von 1834 nebst Karte des Düsseldorfer Kreises von 1837 77

Thomas van Lohuizen
Eine unbekannte Gebrauchsvariante des
mittelalterlichen Kugeltopfes aus Breitscheid 85

Otto Wilms
Eine höchst vertrackte Liebesgeschichte
aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege 90

Helmut Kuwertz
Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers
Peter Vogel (Fortsetzung) 94

Rolf Großterlinden
Nachtrag zu dem Artikel „Hösel und seine
Künstler oder: Ein Schatz auf dem Dachboden“
in der „Quecke“ Nr. 67 vom November 1997 103

Theodor Fontane
Ja, das möcht’ ich noch erleben 104

Edi Tinschus
50 Jahre KAB in Lintorf 105

Manfred Buer
Der Lintorfer Martin Arndt feierte Primiz in St. Anna 108

Erika Münster
Niederländische Zwangsarbeiter im Lager Lintorf 109

Manfred Buer
Eine denkwürdige Begegnung in der Ukraine 111

Eva Zwach
Zwangsarbeit in Cromford - Ein Werkstattbericht 113

Bertolt Brecht
Von den Sündern in der Hölle 117

Erika Münster
Gestapomorde im Kalkumer Wald und die
öffentliche Bestattung der Toten am 13. Mai 1945 118

Wolfgang Diedrich
Rede zum Empfang des Nazi-Opfers Willy Gengenbach
im Archiv der Stadt Ratingen am 9. Juni 1998 125

Hermann Tapken
Nur ein Konkurrenzkampf um das eigene Territorium? 127

Heinz von der Beeck
Stellungnahme zum Beitrag von Andrea Feldkamp
über „Jugendliche Widerstandsformen im
katholischen Milieu 1933 bis 1945: das Beispiel
Ratingen“ im Ratinger Forum, Heft 5, 1997 128

Lied deutscher katholischer Jugend 129

Richard Baumann
Vor 40 Jahren im Anger- und Schwarzbachtal:
Zwei Meter hohe Flutwelle spülte Autos weg 130

Alfred Dahlmann
Festrede zum 40jährigen Jubiläum
des Heimatvereins „Ratinger Jonges“ 133

Manfred Buer
Laudatio auf Hans Lumer zur Verleihung der
Dumeklemmer-Plakette 1997 135

Lore Schmidt
Kameradschaft stand Pate bei der Gründung
vor 70 Jahren - Geschichte der
Marine-Kameradschaft „Admiral Graf Spee“ 138

Karl Schmidt
25 Jahre Patenschaft Stadt Ratingen und
Schnellboot „Wiesel“ der Bundesmarine 140

Lore Schmidt
Ein Straßenbahnunglück oder: Frontalzusammenstoß 142

Bertolt Brecht
Aberglaube 143

Thomas von der Bey
Motorsport in Ratingen und Umgebung
Vom Beginn bis zum Zweiten Weltkrieg 144

Manfred Haufs
TUS 08 Lintorf e.V.
90 Jahre Vereinschronik 149

Christine Herdt
Wie fröher för der Wenkter gesorcht wuden 157

Lorenz Herdt
Lengtörper Kall 158

Maria Molitor
De aule Köchedösch 160

Horst Tournay
Jahrtausende Schiffahrt auf dem Rhein 161

Hans Josef Hadeler
Erinnerungen - und die ersten
automatischen Waschmaschinen 166

Michael Lumer
„Constructa“ - Die Geschichte einer deutschen
Waschmaschinen-Marke
Vor 40 Jahren verlegte „Constructa“ seine
Fertigung nach Lintorf 168

Klaus Thelen
Die Paass Spedition GmbH
Eine Unternehmensansiedlung in Ratingen-Lintorf 192

Ferdinand Freiligrath
Schwarz-Rot-Gold 193

Bastian Fleermann
ExperimentierTheater Lintorf
Auf der Suche nach dem Sinn des Leidens 194

Ewald Dietz
Ein Kammerchor in Tiefenbroich? 196

Monika Degenhardt
Familienkundliche Ausstellung in Ratingen 198

Manfred Buer
In eigener Sache 199

Manfred Buer
Edmund Wellenstein 202

Manfred Buer
Annemarie Militz 202

Buchbesprechungen:

Hermann Tapken
Ratinger Forum, Heft 5, 1997 203

Hans Müskens
Das Dekanat Ratingen II (1945 - 1997) 204

Hans Müskens
St. Peter und Paul Ratingen, 2., erweiterte Auflage 205

Jutta Vonrüden-Ferner
„… ist mit Burgeraid beladen …“
Bürgeraufnahmen in Ratingen in Mittelalter
und Früher Neuzeit 206

Andreas Preuß
Die Geschichte der Pfarre St. Jacobus
der Ältere in Ratingen-Homberg 206

Gisela Schöttler
Unsere alte Stadt,
Gedichte und Erzählungen, Band II 208

Bildnachweis

Titelbild : Udo Haafke

Beiträge: „Mühlengut Helpenstein”
Familie Fleermann, Bastian Fleermann

Beitrag: „Grabsteine aus dem Mühlenteich”
Udo Haafke, Theo Volmert

Beitrag: „Erinnerungen an die Nachkriegs- und Aufbaujahre“
Familie Fleermann, Archiv des VLH

Beitrag: „Lintorfer Gaststätten in meiner Jugend und heute”
Archiv des VLH

Beitrag: „De aule Püffer”
Ewald Dietz

Beitrag: „Ratingen 1885 - 1899”
Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Gerberei - Lederhandel - Lederwaren“
Familie Keusen

Beitrag: „Erich Elsner”
Hans Müskens, Manfred Buer,
Katalog „Erich Elsner - Leben und Werk des Bildhauers”,
Ratingen, Stadtmuseum, 1990

Beitrag „Die ältesten Paramente von St. Peter und Paul”
Rheinisches Bildarchiv Köln, Westfälisches Landesmuseum
Münster

Beitrag: „Es war ein richtiges Fest”
Hans Müskens

Beitrag: „Zwei Jubiläen”
Hans Müskens

Beitrag: „Huldigungsliste”
Hauptstaatsarchiv NRW,
Archiv des VLH, Stadtarchiv Ratingen, Helmut Kuwertz

Beitrag: „Eine unbekannte Gebrauchsvariante des mittelalterlichen
Kugeltopfes”
Thomas van Lohuizen, Manfred Buer

Beitrag: „Eine höchst vertrackte Liebesgeschichte”
Otto Wilms

Beitrag: „Peter Vogel”
Helmut Kuwertz

Beitrag: „50 Jahre KAB Lintorf”
Edi Tinschus

Beitrag: „Niederländische Zwangsarbeiter” und „Gestapomorde im
Kalkumer Wald”
Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Zwangsarbeit in Cromford”
Rheinisches Industriemuseum, Archiv des VLH

Beitrag: „Willy Gengenbach”
Achim Blazy

Beitrag: „Zwei Meter hohe Flutwelle”
Ratinger Zeitung vom 12. 7. 1958
Rheinische Post vom 14. 7. 1958

Beitrag: „Laudatio auf Hans Lumer”
Achim Blazy

Beitrag: „70 Jahre Marinekameradschaft Admiral Graf Spee”
und „25 Jahre Patenschaft mit S-Wiesel”
Stadtarchiv Ratingen, Marinekameradschaft Admiral
Graf Spee

Beitrag: „Motorsport in Ratingen und Umgebung”
Thomas von der Bey

Beitrag: „90 Jahre Tus 08 Lintorf”
Manfred Haufs

Beitrag: „Jahrtausende Schiffahrt auf dem Rhein”
Horst Tournay

Beitrag: „Constructa”
Constructa-Archiv (Siemens), Archiv des VLH,
Werkszeitschrift „Constructa-Familie“, Michael Lumer

Beitrag: „Die Paass Spedition GmbH”
Achim Blazy

Beitrag: „Auf der Suche nach dem Sinn des Leidens”
Bastian Fleermann, Achim Blazy

Beitrag: „Ein Kammerchor in Tiefenbroich”
Ewald Dietz

Beitrag: „Familienkundliche Ausstellung”
Manfred Buer

Beitrag: „In eigener Sache”
Manfred Buer, Archiv des VLH

Beitrag: „Edmund Wellenstein”
Archiv des VLH

Beitrag: „Annemarie Militz”
Dr. Michael Heber

Mühlengut Helpenstein

Das Mühlengut Helpenstein in Lintorf war seit dem Mittelalter ein freies Gut mit den Privilegien des Adels, wie beispielsweise dem freien Taubenflug sowie der Freiheit von Steuern oder Lasten. Helpenstein war nicht die einzige Mühle in Lintorf - es gab die „Oberste Mühle“, eine Ölmühle und ein „Gut Termühlen“ (oder „zur mühlen“), auch wird in den mittelalterlichen Dokumenten und Urkunden zwischen einer neuen und einer alten Mühle differenziert.

Weiterhin weiß man nicht genau, wie alt das Mühlengut wirklich ist. Es läßt sich jedoch vermuten, daß die ersten Anlagen am Dickelsbach bereits um die Jahrtausendwende entstanden sind. Damit wäre Gut Helpenstein zusammen mit dem Beekerhof die älteste Siedlung in Lintorf überhaupt.

Dickelsbach und Mühlenwehr im Jahre 1919

Keiner weiß heute die Namen oder Abstammungen der ersten Müller. Genaueres über die Gutsbesitzer ist erst bekannt, seitdem der Mühlenhof an das Geschlecht derer von Helpenstein verpachtet oder verkauft wurde.

Der Name Helpenstein oder Helfenstein wird in den Urkunden mannigfach wiedergegeben. So lesen wir von Helphensteyn, Helpinsteine, Elpinstein u.ä. Deutungen des Namens hat man öfter versucht.

Das Geschlecht der Helpensteiner ist nur schwierig zu lokalisieren, so gab es bereits vor über neunhundert Jahren eine Streuung der Familienlinien, die sich über den linken wie den rechten Niederrhein, Baden und Hessen, Niederbayern und sogar die Schweiz ausbreitet. In der „Historia monasterii Werthenensis“ der Abtei Werden aus dem Jahre 1113 wird der Abt Rudolf Graf von Helfenstein aus der Linie Neuss / Niederrhein erwähnt. Ob jener Rudolf auch ein Lintorfer Müller war, ist schwer zu sagen. Im Jahre 1157 belehnt oder beschenkt der Graf von Neuenahr einen Herrn von Helpenstein mit einem Gut am Dickelsbach in Lintorf.

Die erste wirklich eindeutige Erwähnung der Lintorfer Mühle stammt aus dem Jahre 1420, als Herzog Adolf IV. einem Johann von Helpenstein und seiner Ehefrau Grete die Mühle verpachtet. Fünfzig Jahre später erscheinen deren Kinder und Enkelkinder als die ersten Mitglieder im Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus Schützenbruderschaft. Zu dieser Zeit, so berichten einige Historiker, sei das Anwesen von Wassergräben sowie von hölzernen und gemauerten Wällen umgeben gewesen, die es vor Dieben und Angreifern schützen sollten.

Man weiß nicht genau, wann der Taubenturm auf dem Helpensteiner Hof errichtet wurde; der bruchsteinerne Taubenschlag mit achteckigem Holzaufsatz und Spitzdach diente als Symbol der Lehens- und Vogtfreiheit des Hofes, denn die Haltung von Brieftauben war dem Adel vorbehalten. Nach dem Lokalhistoriker Theo Volmert scheint dieser Turm, Wahrzeichen des Gutes, das älteste Bauwerk Lintorfs zu sein.

Nach mehreren Generationen übernahmen die Pempelforter den Besitz der Mühle. Durch die Hochzeit der letzten Helpensteiner Tochter aus der Lintorfer Linie sowie durch erneute Pacht- und Lehensverträge wurden 1573 schließlich die Herren von Pempelfort zu den neuen Müllern auf Helpenstein.

Es ist überliefert, daß die Mühle damals den Mahlzwang in ganz Lintorf und der „halben Hohnschaft Breitscheyd“ inne hatte, was nichts anderes bedeutet, als daß alle Bauern des Umlandes in der Helpensteinmühle ihr Korn mahlen lassen mußten. Ebenso hat es Lieferverträge mit der Ritterschaft Angermund sowie Rechnungen an den Bürgershof gegeben.

Aber bereits ein Jahrhundert später war durch die politischen und ökonomischen Gegebenheiten der Glanz der frühen Jahre verblaßt. Das Jahr 1618 leitete für Lintorf und die Mühle einen katastrophalen Zeitabschnitt ein: Zwar blieb das Rheinland im Dreißigjährigen Krieg relativ neutral, trotzdem kam es aber zu Durchmärschen plündernder Heere und somit zu Verarmung und Verödung, zu Epidemien und Hungersnöten. 1632 stand ein plünderndes Pappenheimsches Kavallerieregiment in Lintorf, und schon mehrere Male vorher kam es zu Entweihungen der St. Anna-Kirche und vernich-

tenden Brandschatzungen durch „brandenburgische, weimarische und kaiserliche“ Heere. Genau wie alle anderen Kotten und Gehöfte lag auch Gut Helpenstein verlassen und verarmt. Die Lintorfer waren für mehrere Jahre in die sicheren Wälder geflüchtet.

Auch der Friede von Münster und Osnabrück im Jahre 1648 brachte für die völlig verarmte Landbevölkerung Lintorfs kaum eine Verbesserung der Lebenslage. Wie in den meisten deutschen Landstrichen hat es auch hier fast ein Jahrhundert gedauert, bis man sich wirtschaftlich und politisch wieder gefestigt hatte.

Die Pempelforter starben aus, so daß ein uns unbekannter Gutsverweser das Anwesen vor zweihundert Jahren an einen Herrn Stockfisch verkaufte. Er berichtet, daß zur Mühle früher über 900 Morgen Wald und weitere Acker- und Wiesenflächen gehörten.

Johann Fleermann
(1885 - 1961)

Die Stockfischs bewirtschafteten das Mühlengut bis zum Jahre 1894. Danach folgten die Besitzer Kräfter und Weber, bis am 9. März des Jahres 1914 Johann Fleermann einen Kaufvertrag unterzeichnete.

Das Ehepaar Johann und Katharina Fleermann, gebürtig aus Senden/Westfalen stammend, war zwischen 1910 und 1914 Pächter einer Windmühle in Friemersheim, dem heutigen Duisburg-Rheinhausen, gewesen. Der heiße und trockene Sommer des Jahres 1911 und der damit verbundene Massenimport niederländischen Getreides brachten den Aufschwung und somit genug Geld, das Lintorfer Mühlengut Helpenstein zu erwerben.

Johann Fleermann und ein Geselle mit dem Mühlengebäude im Jahre 1928

An die westfälischen Pracht-Gutshöfe gewöhnt, mußte das ärmliche 2000-Seelen-Dorf „Lengtörp“ ein wahrer Schock für das junge Ehepaar gewesen sein.

In der ersten Hälfte der 1920er Jahre wurde Gut Helpenstein im Rahmen der Nachkriegs- und Reparationspolitik von Soldaten der französischen Kavallerie besetzt.

Der Handel mit Kunstdüngern, für die Lintorfer Bauern eine völlige Neuheit, sowie die Erschließung des Heimtiermarktes am Duisburger Verladebahnhof und Hafen (schließlich hielten sich fast alle Bahnarbeiter Schweine und Geflügel, und der Duisburger Bahnhof wuchs Anfang der Dreißiger Jahre zu einem der größten Güterbahnhöfe weltweit) wurden neben der Müllerei zu neuen Standbeinen des Unternehmens.

Bereits Mitte der 30er Jahre wurden in der Mühle marokkanisches Getreide, später dann Weizen aus den USA oder der berühmte kanadische Manitoba-Weizen vermahlen.

Zweimal wurde das Anwesen Ziel alliierter Luftangriffe, 1941 leicht, vor Kriegsende 1945 jedoch schwer beschädigt. Heute noch sind die Mauerschäden an der Mühle, die durch die Granatsplitter entstanden, deutlich erkennbar.

Am 1. Januar 1953 übernahm Heinrich Fleermann mit seiner Frau Margret das Unternehmen. Durch den rasanten Aufbau der modernen Großmühlen in Düsseldorf, Duisburg und Neuss hatten die Klein- und Mittelmühlen bereits Mitte der 50er Jahre keine

Heinrich Fleermann übernahm im Jahre 1953 die Mühle von seinem Vater

Existenzberechtigung mehr. So wurde auch in der Helpenstein-Mühle die Produktion von Speisemehl eingestellt. Jedoch noch ein Jahrzehnt später wurden Roggenschrot, Maisgrütze und Walzhafer hergestellt. Seit 1968, also seit dreißig Jahren, befindet sich die alte Mühle endgültig im Ruhestand, obwohl sie technisch noch voll funktionstüchtig ist. Für die stetige fachmännische Pflege und Erhaltung im Inneren des Gebäudes sind heute noch Heinrich Fleermann sowie der Müllermeister Franz Krause, der bereits vor 48 Jahren von Danzig nach Lintorf auf das Mühlengut Helpenstein kam, zuständig.

In einem benachbarten Gebäude wurde 1968 eine Getreideanlage mit 20 Tonnen Stundenkapazität gebaut. Seit 1984 wird hier ausschließlich Hafer verarbeitet, und etwa 2000 Pferde der Umgebung werden von hier aus mit Hafer und Spezialfuttermitteln versorgt.

Die erhaltenen historischen Gebäude wie der Taubenturm, das Fachwerkhaus und natürlich die Mühle selbst, sind architektonisch geschickt in das moderne Unternehmen integriert worden, sie stehen unter Denkmalschutz der Unteren Denkmalbehörde des Landes Nordrhein-Westfalen und werden kontinuierlich ausgebessert und renoviert.

Der Tradition und der historischen Verantwortung bewußt, werden kommende Generationen den Prozeß der Erhaltung der Helpenstein-Mühle fortsetzen.

Bastian Fleermann

Zeittafel

8. Jahrh. Erste Siedlung am Dickelsbach im Gebiet der späteren Mühle

1031 Die erste urkundliche Erwähnung des Namens Lintorf (Lengtorpa, Linthorpe).

1113 In der „Historia monasterii Werthenensis wird der Abt Rudolf Graf von Helfenstein aus dem Adelsgeschlecht Neuss/Niederrhein erwähnt; wahrscheinlich der erste Besitzer des Hofes aus der Familie der Helfensteiner. Vorherige Besitzer oder Pächter sind unbekannt.

1154/55 Neubau des Mühlengebäudes aus Lehmfächern; Holzwasserrad. Einige Lehmfächer blieben aus dieser Zeit bis heute erhalten. Die Familie Helfenstein besitzt das volle Staurecht für den Dickelsbach.

1157 Der Graf von Neuenahr belehnt einen „von Helpenstein“ mit der Mühle.

1230 - 50 Das Mühlengut erhält einen achteckigen Taubenturm aus Bruchstein; er gilt als Symbol für Lehens- und Vogtsfreiheit.

1276 Stadterhebung Ratingens

14. Jahrh. Das Mühlengut umfaßt zwei kleine Stauteiche links und rechts des Dickelsbaches, die Mühle, Wohnhäuser und Stallungen; im Besitz sind Acker- und Waldflächen.

Um 1400 Helpenstein ist von Wassergräben und Palisaden umgeben; das kurmedige Gut Porzen ist das „Eingangshaus“ zum Mühlengut (lat. Porta - das Tor, die Tür).

1420 Erneuter Pachtvertrag von Herzog Adolf IV. von Berg an Johann von Helfenstein für drei Malter Roggen.

1437 - 75 Zur Zeit Herzog Gerhards von Berg wird Johann Helfenstein als Ritter der Ritterschaft des Amtes Angermund erwähnt.

1464 Gründung der Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft.

1470 Im ersten Bruderschaftsbuch werden die damaligen Bewohner des Mühlengutes als Mitglieder erwähnt:

„Jongfer Eve van Helpenstein ind ir fader Joncker Herman ind son, jonfer Nese ind Hilgart ind doechter“

Um 1500 Lintorf und die halbe Honschaft Breitscheid müssen ihr Getreide in der Helfensteinmühle mahlen lassen.

1524 - 26 Bauernkriege

1573 Das Gut geht durch Hochzeit in den Besitz der Familie Pempelfort über.

1574 „Hoff zu Helfenstein, Helfensteins Kemp“

1575 „Helpensteins Gutt genannt das Neue Haus im Dorf“.

1580 Pachtvertragsverlängerung „am 17. Septembris anno 1580 an Ludwig Pempelfurt der Mullen in Lintorf von Helpenstein mit 7 neuer jahren verlengert“.

1618 - 48 30-jähriger Krieg

1618 Helfenstein geht zeitweilig wieder durch Pachtverträge in den Besitz der Familie Helfenstein über; 25. Juli 1618: Pacht für 12 Jahre an die Witwe von Hermann Helfenstein, Anna Roeden.

Um 1630 Das große Hofgebäude aus Bruchsteinen wird gegenüber der Mühle als Wohnhaus für die Gutsherren erbaut.

1632 Lintorf wird von einem Pappenheimischen Söldnerheer geplündert; das Mühlengut wird schwer beschädigt.

1648 Westfälischer Friede in Münster und Osnabrück.

1655 „Daß guth zur Portzen ist churmodig“

1632 - 65 Ganz Lintorf ist verlassen, öde und leer; die Bewohner sind in die Wälder geflüchtet; große Armut.

Um 1690 Der Taubenturm bekommt ein hölzernes Spitzdach.

1710 Helfenstein liefert jährlich zur Angermunder Kellnerei acht Malter guten Roggen.

1750 Zum Mühlengut gehören über 930 Morgen Waldfläche.

1754 „Guth die Porth vulgo die Portz genannt“

1761 „Helpenstein“

1787 Einige Hofgebäude und Wirtschaftshäuser des Mühlengutes werden renoviert. Das „alte massive Hofgebäude wird abgebrochen“. Auf dem neuen Türbalken der Mühle die Inschrift:

Wir bauen hier so feste und sind doch fremde Gäste,
und da wir sollen ewig seyn,
da bauen wir ein wenig ein.
Helpenstein 1787.

Die Familie Pempelfort ist ohne männliche Nachkommen.

1788 - 89 „das heutige Fachwerkhaus wird aufgeführt“.

1798 Der bürgerliche Wilhelm Stockfisch kauft die Mühle von den Pempelfortern.

1806 Familie Stockfisch bezieht das Mühlengut. „Wilhelm Stockfisch zur Mühlen Helpenstein“.

1815 Das Rheinland wird preußisch.

1841 Wilhelms Sohn Carl Stockfisch übernimmt die Mühle von seinem Vater.

1850 Die Mühle erhält ein neues hölzernes Wasserrad mit einem größeren Format: 5,50 m Durchmesser, 64 Wasserschaufeln.

1874 Renovierungen der Schleusenanlagen.

1894 Die Familie Kräfter kauft das Mühlengut.

1907 Die Fachwerkscheune brennt ab; Neubau aus Backsteinen.

1908 Die Familie Weber kauft das Mühlengut.

1914 - 18 Erster Weltkrieg

9. März 1914 Johann Heitstumann, genannt Fleermann, aus Westfalen kauft das Familiengut.

1916 Die Familie Johann Fleermann bezieht Helfenstein.

1917 Die Mühle erhält einen 20 kW - Elektromotor.

1923 - 25 Besetzung des Hofes durch franz. Kavallerie.

1923 Mühlenbauer Thüs aus Hösel baut ein neues Wasserrad ein: Eichenholzspeichen und Stahlwasserschaufeln.

1928 Mühlenanbau und Renovierung der Stallungen und Wohnhäuser.

1929 Weltwirtschaftskrise

1930 Mühlenbauer Thüs baut neue Mühlsteine und einen neuen Galgen ein.

1934 Einbau einer elektrischen Getreidesäuberungsanlage durch die Firma Weidle, Ratingen.

1939 Das alte Backhaus wird abgerissen; Neubau ist eine Garage und Werkstatt.

1939 - 45 Zweiter Weltkrieg

1941 Bombenangriff auf Helfenstein.

1945 Bombenangriff auf Helfenstein.

1948 Die Firma Dürr-Werke aus Ratingen baut ein neues Ganzstahl-Wasserrad ein.

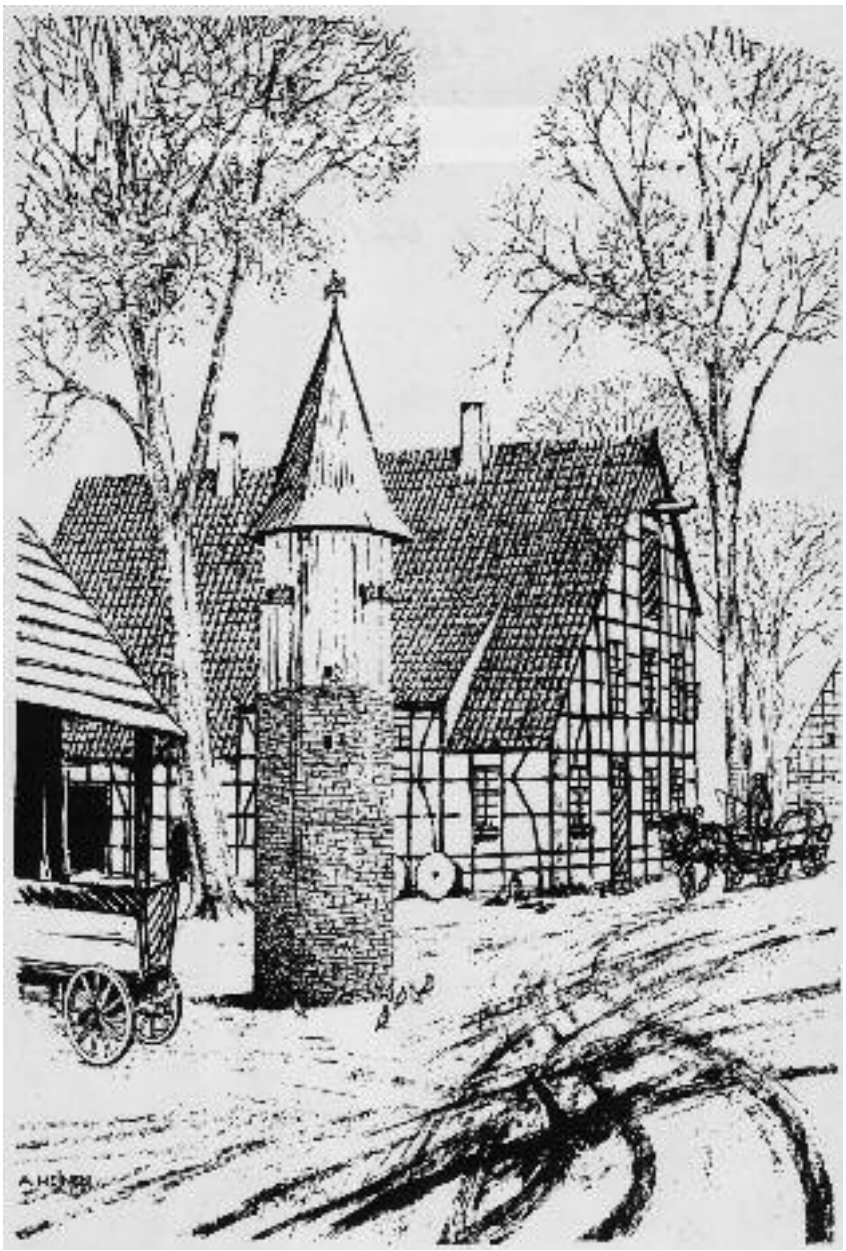
200jähriges Jubiläum auf Mühlengut Helpenstein

Als die Stockfischs nach Lintorf kamen

Auf den Spuren einer verschwundenen Familie

Nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und den darauffolgenden Jahrzehnten des wirtschaftlichen Elends leitete das Jahr 1798 eine neue Epoche auf Gut Helpenstein ein. Das Mühlengut, welches bereits im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt wurde[1], war durch Hochzeit einer Erbtochter von Helpenstein in den Besitz des Geschlechtes Pempelfort übergegangen. Als auch diese Familie ohne männliche Nachkommen war, kaufte der bürgerliche Wilhelm Stockfisch das Anwesen[2] mit den dazugehörigen Wald- und Ackerflächen. „Mein Vater übernahm Helfenstein in einer Gesamtgröße von 30 Morgen Wald und 70 Morgen Acker und Wiese ohne das Gehöftareal.“[3]

Wilhelm Stockfisch bezog mit seiner Familie das Mühlengut jedoch scheinbar erst ganze acht Jahre später, wie uns überliefert ist. Die lange Wartezeit läßt darauf schließen, daß es viel Zeit und Mühe gekostet haben muß, die heruntergekommenen Gebäude wieder zu renovieren,



Helpenstein zu Stockfischs Zeiten - der Taubenturm und das Fachwerkhaus gegen Ende des 18. Jahrhunderts in einer Zeichnung von A. Heinen

Wilhelms Nachkomme Carl Stockfisch hat uns viele Daten und Dokumente überliefert. Es bestehen von ihm präzise Aufzeichnungen über die Geschichte von Gut Helpenstein und dessen Bewohner. Die uns erhaltenen Schriften stammen aus den Jahren 1909 bis 1926. Verwirrend hierbei sind die Namen der Autoren; ein Tagebuch beginnt mit dem Namen Willy Stockfisch, der letzte Eintrag vom 23. Juli 1926 ist jedoch mit Joh. Wilh. Carl Stockfisch[4] unterzeichnet. Die genaue Generationsfolge der Familie ist also nur äußerst schwierig zu rekonstruieren. Über den Kauf des Gutes vor genau zweihundert Jahren schreibt Carl Stockfisch:

„Die Helfensteiner waren bis auf eine Erbtochter ausgestorben. Diese heiratete einen von Pempelfort und von dem letzen Doktor von Pempelfort übernahm mein Großvater 1798 den Hof. Im Jahr 1750 gehörten zum Hof außer dem Acker und der Wiese 933 1/3 Morgen Wald.“[5]

Im Jahre 1787, so berichtet Stockfisch, sei das „alte massive Hofgebäude abgebrochen, das jetzige Fachwerkhaus aufgeführt. Über der Tür des […] Backhauses befand sich im Jahre 1894, wie ich fortging, ein Balken, der über der Mühlentür angebracht gewesen war […]. Die Inschrift dieses Balkens lautete: „Wir bauen hier so feste und sind doch fremde Gäste, und da wir wollen ewig seyn, so

1) - Vgl. Volmert, Theo. Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder. Band I, 1982, S. 74

2) - Vgl. Volmert, S. 77 f

3) - Aufzeichnungen Carl Stockfisch

4) - Tagebuch Willy Stockfisch, Stadtarchiv Ratingen

5) - Aufzeichnungen Carl Stockfisch

bauen wir ein wenig ein. Helfensteyn 1787. […]“[6] Das jetzige Fachwerkhaus stammt also aus den Jahren 1788-89.

Die Aufzeichnungen der Familie Stockfisch haben es der Nachwelt möglich gemacht, viel Wissenswertes über das Mühlengut Helpenstein zu erfahren. So scheinen Willy und Carl[7] wohl bereits großes Interesse an historischer Forschung gehabt zu haben. Sie haben Dokumente und Urkunden aus dem Mittelalter in den Archiven der Umgebung gefunden, gelesen und ausgewertet.

Weiterhin wissen wir, daß die Stockfischs als Müller und Bäcker gleichzeitig engagierte Mitglieder und sogar Gemeinderäte der evangelischen Kirchengemeinde waren. Ihnen ist es zu verdanken, daß sich das Mühlengut wirtschaftlich erholen konnte, denn nach dem Neubau einiger Gebäude sowie dem Verkauf überflüssiger Ländereien und Waldstücke an die Graf Spee’sche Verwaltung in den 1830er und 40er Jahren brachten den ökonomischen Aufschwung für die „Stockfischmühle“.

Weiterhin geht aus den Aufzeichnungen hervor:

„Der Helfenstein-Hof“ wurde in den Lehnsbriefen als freies Sattelgut bezeichnet und war im späten Mittelalter durch feste Mauern geschützt. Es hatte zwei Tore: die Port in der Mitte der Allee und das Door auf den Garten zu. Das Haupthaus stand in der Wiese neben dem jetzigen Hause. Ich habe noch dicke Fundamentsteine ausgegraben.“[8]

Die Pflichten und Rechte des Hofes waren im Mittelalter, laut Stockfisch, folgende:

„§1. Jedes Jahr mußte vom Hofe ein gesatteltes und gesäumtes Pferd nach Düsseldorf aufs Schloß geliefert werden. […] §3. Mußten von der Mühle jedes Jahr sechs Malter, später acht Malter, guten Pachtroggens auf das Schloß in Angermund geliefert werden […] die Rechte des Hofes waren nun folgende: Freiheit von Steuern und Lasten, sowie Einquartierungen, freier Taubenflug. Das Gütchen „Scheidt“ welches früher zum Hofe gehört hatte und frei gegeben war, mußte jedes Jahr zu Neujahr ein Huhn liefern, wofür der Scheidtmann ein gutes Mittagessen bekam.“[9]

Blick von der heutigen „Mühlenstraße“ auf das etwas heruntergekommene Gut Helpenstein.
Das Bild stammt von etwa 1900 und ist eine der ersten Aufnahmen des Hofes.

Zu der Zeit, in der Stockfisch die Mühle kaufte, hatte sich Frankreich bereits von der Revolution erholt, Goethe und Schiller schrieben ihre großen humanistischen Werke, und in Ratingen-Cromford etablierte sich die erste Textil-Fabrik auf dem europäischen Festland. Zwar dürften in der ländlichen Dorfgemeinde Lintorf noch feudal-agrarische Gesellschaftsstrukturen bestanden haben, es ist jedoch wahrscheinlich, daß das mittelalterliche Recht, wie es Stockfisch hier beschreibt, längst überwunden war.

In den Jahren 1806 und 1807 veränderten die napoleonischen Eroberungszüge auch das Rheinland politisch wie geographisch entscheidend. Nach dem Frieden von Lunéville (1801), bei dem die linksrheinischen Gebiete französisch geworden waren, wurde fünf Jahre später auch das Herzogtum Berg unter französische Verwaltung gestellt. Im Juli 1808 wurden 52 Bürger aus der Municipalität[10] Angermund, zu der auch Lintorf gehörte, „als Municipalitäts-Räte vorgeschlagen, darunter auch der Kellner Ferdinand Baasel aus Angermund und der Lintorfer Mühlenbesitzer Johann Stockfisch.“[11]

Wieder taucht also ein Stockfisch als gewählter Bürger und Ehrenmann auf, dem die Allgemeinheit ihr Vertrauen schenken konnte.

Aus einem Kirchenbuch der reformierten Gemeinde der Lintorfer Protestanten geht hervor, welche Jugendlichen am Trinitatisfest des Jahres 1818 von Pfarrer G. Ch. Hengstenberg konfirmiert worden waren. Darunter auch ein „Carl Stockfisch, Helpensteinmühle, Lintorf, 16 Jahre“[12] Dieser Carl Stockfisch muß also Jahrgang 1802 gewesen sein. Er wird im Lintorfer Adreßbuch von 1843 als „Müller, Bäcker und Gemeinderat“[13] erwähnt.

Die 4. Auflage des „Adreß-Taschenbuch vom Herzogthum Berg“ aus dem Jahre 1814 nennt einen W. Stockfisch als „Holzhändler und Müller“[14], die gleiche Erwähnung ist 1828 im „‚Allgemeinen Adreß-Buch des Herzogthums Berg“ erschienen in Elberfeld-Barmen, zu finden.

---

6) - s.o.

7) - ob es nun Vater und Sohn oder Brüder gewesen sind ist nicht bekannt

8) - Aufzeichnungen Carl Stockfisch

9) - s.o.

10) - Municipalität = selbstverwaltete Bürgerschaft im Rahmen der napoleonischen Besatzung

11) - Vgl. Volmert, Theo. Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder. Band I, 1982, S. 360 ff

12) - Vgl. Volmert, Theo. Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder. Band II, 1987, S. 17

13) - Vgl. Volmert, Band II, S. 159

14) - Vgl. Volmert, Band II, S. 25

Zeittafel

1798 Wilhelm Stockfisch kauft die Mühle von den Pempelfortern.

1806 Familie Stockfisch bezieht das Mühlengut.

1815 Nach dem Wiener Kongreß fällt das Herzogtum Berg unter preußische Verwaltung.

1841 Carl Stockfisch übernimmt die Mühle von seinem Vater Johann.

1850 Die Mühle erhält ein neues hölzernes Wasserrad.

1874 Renovierung der Steueranlagen.

1894 Die Stockfischs verkaufen das Mühlengut an die Familie Kräfter.

Ende des 19. Jahrhunderts zwang die wirtschaftliche Lage des Hofes auch die Stockfischs zum Verkauf von Ländereien. Hierüber heißt es ,,[…] nach meines Vaters plötzlichem Tod und nachdem sich meine Schwestem verheiratet hatten, verkaufte meine Mutter auf Betreiben meiner Schwäger traurigerweise die letzten 30 Morgen Wald dem bodenfressenden von Spee. Ich übernahm das Restgut und habe es 16 Jahre lang bewirtschaftet. Danach ließ auch ich mich zum Verkauf verleiten und bedauere es heute noch.

Mein Nachfolger verschandelte dann den Hof ganz, indem er das meiste und beste Land wie auch die Wiesen auch den Spees verschacherte. Ich bin schweren Herzens seinerzeit geschieden und mache mir heute noch Sorgen um mein liebes Helfenstein. Möge der jetzige Besitzer endlich dort Heimatgefühl gewinnen und möge er den lieben Hof seinen Nachkommen zur weiteren Vererbung erhalten. Gott segne mein Elternhaus und seine Bewohner. Gott segne Lintorf. C. St.“[15)]

Verkauft wurde Mühlengut Helpenstein 1894 an eine Familie Kräfter, welche es nach vierzehn schweren Jahren an die Familie Weber abgab, weitere acht Jahre später, im März 1914, kaufte Johann Fleermann aus Westfalen das Anwesen.

Die Tragik und das Heimweh Carl Stockfischs spiegeln sich in einem kleinen Gedicht wider, das er 1920 in seiner neuen Heimat, der Stadt Worms, verfaßte:

Es liegt ein kleines Dörfchen
In eines Waldes Kreis
Verdient vor allen Andern
Von mir den Ehrenpreis
Darinnen liegt so lieblich
Mein liebes Elternheim
Darinnen ich so gerne
Auch heut noch möchte sein.

Worms, September 1920
C. Stockfisch

Die letzte Nachfahrin der Familie und Tochter von Carl Stockfisch, Frau Teerjung, geborene Stockfisch, besuchte Mühlengut Helpenstein in den späten 1950er Jahren. Sie war noch auf dem Anwesen aufgewachsen und erinnerte sich lebhaft an ihre Kindheit zurück.

Bastian Fleermann
Walburga Fleermann-Dörrenberg

---

15) - Aufzeichnungen Carl Stockfisch

Alle zitierten Dokumente der Familie Stockfisch befinden sich im Privatbesitz der Familie Fleermann.

Grabsteine aus dem Mühlenteich

Die Beerdigung des französischen Dragoners Georg Morel auf dem Friedhof der St. Anna-Kirche am 3. März 1759. Die französische „Légion Royale“ hatte damals das Amt Angermund und die Stadt Ratingen besetzt. Die Kompanie des Hauptmanns Florimont, zu der Morel gehörte, hatte wohl in Lintorf Quartier genommen (Zeichnung: Anton Heinen)

Man kann sich heute kaum noch vorstellen, daß das kleine romanische Dorfkirchlein, das einst an der Stelle der heutigen St. Anna-Kirche stand, jahrhundertelang von einem Friedhof umgeben war. So wie es in kleinen Gebirgsdörfern der Alpen heute immer noch zu sehen ist, begruben Generationen von Lintorfern ihre Toten auf dem „Gottesacker“ im Schatten der Kirche. Nur Mitglieder der adligen Familie, die den Beekerhof bewohnte, durften im Innern der kleinen Kirche bestattet werden. Nach der Reformation wurden auch die Reformierten und Lutheraner auf dem Friedhof der katholischen Kirche zur Ruhe gebettet. Die Formalien waren dabei sogar vertraglich und einvernehmlich geregelt, ein frühes Beispiel für Ökumene in Lintorf.

Am 4. Mai 1784 erließ Kurfürst Karl Theodor „in Erwägung der aus den Totengräbern aufsteigenden Ausdünstungen und daher auf das menschliche Leben und Gesundheit entstehenden schädlichen Folgen“ für die Herzogtümer Jülich und Berg die Generalverordnung, „daß in den Städten alle Begräbnisse fürohin gänzlich untersaget, die in denselben befindlichen Kirchhöfe applaniret, daß mithin außer den Städten freie, entfernte Plätze zu Kirchhöfen angelegt werden sollten.“ [1] Es ist zu vermuten, daß auch der Lintorfer Kirchhof aufgrund dieser Verordnung an einen Platz außerhalb des Ortskerns verlegt wurde.

Der zweite Lintorfer Friedhof befand sich an der Straße nach Angermund an der Stelle, an der später der Gasthof „Zur Post“ (Plönes) und das Kaiserliche Postamt (heute Wohnhaus neben der Gastwirtschaft) erbaut wurden. Bei der Ausschachtung dieser beiden Häuser stieß man auf zahlreiche Gräber. Die Gebeine der Toten wurden auf dem seit 1832 bestehenden, mittlerweile dritten Lintorfer Friedhof an der Duisburger Straße (heute Konrad-Adenauer-Platz) bestattet. Vor einigen Jahren wurde er in eine Parkanlage umgewandelt, und nur einige denkmalwürdige oder für die Ortsgeschichte wichtige Grabsteine blieben erhalten.

So finden sich dort die Gräber der Pfarrer Johann Heinrich Schönscheidt, Bernhard Schmitz, Eduard Hirsch und Friedrich Kruse, die nicht nur segensreich als Seelsorger in ihrer Gemeinde tätig waren, sondern sich auch um das Dorf am Dickelsbach und seine Bewohner große Verdienste erworben haben.

Die Lintorfer bestatten ihre Toten nun auf dem Waldfriedhof an der Krummenweger Straße. Auch dort könnte eines Tages der Platz nicht mehr ausreichen, denn die Einwohnerzahl Lintorfs ist seit dem Zweiten Weltkrieg enorm gestiegen.

An den ersten Gottesacker der mittelalterlichen Kirche erinnern nur noch zwei Grabsteine, die nach der Renovierung der St. Anna-Kirche in den Jahren 1979/80 an der Südseite der Kirche aufgestellt wurden. Leider ist einer der beiden Steine von Unbekannten fast völlig zerstört worden. Auf dem größeren, erhaltenen Stein ist

Grabstein von 1673 an der Südseite der St. Anna-Kirche

zu lesen, daß der ehrsame Schmiedemeister Dam Heintges am 2. Februar 1673 verstarb, und im Wappenschild über der Schrift erkennt man das Zunftzeichen der Schmiede. Beide Grabsteine sind erst in unserem Jahrhundert wiedergefunden worden, sie waren seit der Auflösung des Friedhofs vor fast 200 Jahren verschwunden. Sicherlich sind unsere Vorfahren damals nicht sehr sorgfältig mit den Andenken an ihre Ahnen umgegangen, wahrscheinlich konnte sich jeder, der wollte, die alten Grabsteine als Baumaterial von der Kirche abholen. Auch die damaligen Bewohner des Mühlengutes Helpenstein werden sich einige Steine gesichert haben, stammen doch beide Grabsteine an der Kirche aus dem Mühlenteich von Helpenstein!

Den größeren Stein fand der heutige Seniorchef und Besitzer des Mühlengutes, Heinrich Fleermann, als junger Mann durch Zufall im Schlamm des Teiches. Mit Hilfe eines Pferdes zog er ihn heraus. Den zweiten Stein entdeckten seine Kinder Walburga und Johannes erst um 1960 unter einer Weide. Auch er steckte im Schlamm und kam nur deshalb zum Vorschein, weil man zur Säuberung des Teiches das Wasser abgelassen hatte. Doch wie gelangten beide Steine wieder an ihren Ausgangspunkt, den Platz an der Kirche, zurück?

Der Teich der Helpensteinmühle im Herbst 1980

Im September 1956 besuchte Dechant Wilhelm Veiders die erkrankte Frau Katharina Fleermann - sie war die Frau von Johann Fleermann sen. und die Mutter von Heinrich Fleermann - im damals noch von der Familie bewohnten Fachwerkhaus der Mühle. In der wärmenden Sonne eines schönen Spätsommertages setzte man sich zum Kaffeetrinken an den Mühlenteich, der unmittelbar an das Anwesen angrenzte. Da bemerkte Dechant Veiders, daß eine der Steinplatten, die den Zufluß vom Teich zum Dickelsbach abdeckten, ein alter Grabstein war. Er vermutete sofort, daß es sich um einen Stein vom alten Friedhof der St. Anna-Kirche handeln müsse und meldete den Anspruch der Kirche auf diesen Stein an, stieß aber bei der Familie Fleermann auf wenig Entgegenkommen. Erst nach mehrmaligem Drängen und nach einer sonntäglichen Predigt in St. Anna, in der Dechant Veiders (zum großen Verdruß von Johannes Fleermann jr., der damals noch ein Knabe war!) seine Schäfchen über den frevelhaften Mißbrauch eines Grabsteins vom alten Friedhof der St. Anna-Kirche aufmerksam machte, war die Familie Fleermann bereit nachzugeben. Der damalige Küster und Organist der St. Anna-Pfarre, Wolfgang Kannengießer, rückte mit einer Schubkarre an, die er sich beim Bauern Großhanten vom Termühlengut geliehen hatte, und transportierte den Stein zur Kirche zurück. Fleermanns mußten eine neue Abdeckplatte besorgen und auf ihre Kosten anbringen lassen.

Nach der Auffindung des zweiten Steines wurden beide Grabplatten gereinigt und von Herrn Kannengießer zunächst hinter dem Chor der St. Anna-Kirche innerhalb der Umzäunung an die Kirchenmauer gelehnt, bevor sie ihren endgültigen Standplatz erhielten.

Manfred Buer

---

1) Zitat aus Otto R. Redlich „Geschichte der Stadt Ratingen“, Ratingen 1926, S. 456

Juli 1998 - März 1999:

Die Innenrenovierung der Wassermühle

Abbruch alter Getreidesilos im Juli 1998, das Mauerwerk ist noch schadhaft

Das alte Gebälk wird von einer dicken Kalkschicht befreit

Bereits seit einigen Monaten wird in der alten Mühle wieder gearbeitet. Jedoch geht es diesmal nicht um Mehl oder Getreide, sondern um die Grundsanierung der Innenräume. Viele Fehler der Vergangenheit werden rückgängig gemacht. Wo über Jahrzehnte immer wieder nur gekälkt und gestrichen wurde, glänzt jetzt eine komplett neue Schicht Haftputzgips. Altes Fachwerkgebälk wurde freigelegt, gesäubert und mit einem speziellen Holzpflegemittel behandelt. Silo- und Mischanlagen aus den 1960er Jahren, also ohne große historische Bedeutung, wurden entfernt, Stahltrichter mit Trennscheiben herausgeschnitten. Ebenso hat man eine ehemalige Außentüre, die nach dem Krieg zugemauert worden war, wieder rekonstruiert.

Ziel der Arbeit ist es, die Mühle den Besuchern und Interessierten wieder zugänglich zu machen - und zwar als Ausstellungsraum für hochwertige Gartenmöbel. Damit vergrößert der Gartenfachmarkt Fleermann seine Verkaufsfläche für Gartenmöbel um über 300 m^2.

In den nächsten Wochen werden Böden ausgebessert, Decken und Beleuchtung ergänzt, im Erdgeschoß neue Fliesen gelegt, Treppen versetzt, elektrische Leitungen versteckt. In Zusammenarbeit mit der Denkmalbehörde wird hier eine interessante Mischung aus Alt und Neu entstehen. Stilvoller Umgang mit den historischen Gegebenheiten des Hauses ist angestrebt, kitschige und krampfhafte Altertümlichkeit gilt es zu vermeiden.

Im März nächsten Jahres sollen die Renovierungsarbeiten abgeschlossen sein. Dann hat der Besucher die Möglichkeit, neben der Ausstellung der Freizeitmöbel auch einiges über die Geschichte des Hauses und seiner Bewohner zu erfahren. Informationstafeln und Fotos werden dezent an die alten Zeiten erinnern, Erklärungen und begleitende Führungen durch die Mühle für kleine Gruppen werden auch weiterhin möglich sein.

Bis dahin werden viele fleißige Hände noch etliche anstrengende Stunden lang in der Mühle ordentlich anpacken müssen.

Bastian Fleermann

Eine fast dreihundert Jahre alte Fachwerkwand ist freigelegt worden und wird teilweise neu verputzt

Die großen Innenzahnräder im Erdgeschoß werden abgeschliffen, neu verzahnt und mit Öl eingerieben

Erinnerungen an die Nachkriegs- und Aufbaujahre

Im Februar 1945, drei Monate vor Ende des Krieges, kehrte ich als verwundeter Soldat zurück nach Lintorf. In der Nacht vom 5. auf den 6. März erlebte ich morgens um 2.30 Uhr die Bombardierung meines elterlichen Anwesens, Mühlengut Helpenstein. In unserer Mühle, in den Pferdeställen und den Speichern lagen etwa sechzig Soldaten, im Wohnhaus weitere 15 - 20 Personen. Die Soldaten waren ebenfalls zum Teil verwundet oder hatten ihre Einheiten verloren. Ein Wunder war geschehen: Das Fachwerkhaus war zwar abgedeckt, tausende Dachziegel lagen zertrümmert auf dem Hof verstreut, die Lehmfächer des Hauses waren durch den Luftdruck herausgebrochen, das Hühnerhaus komplett weggefegt, über 250 Stück Geflügel waren tot, zwei Kühe mußten notgeschlachtet werden - jedoch kein Mensch war zu Schaden gekommen. Jeder war verblüfft über dieses unsagbare Glück im Unglück!

Alle Strom- und Wasserleitungen waren stark beschädigt, die Mühle blieb aber unbeschädigt: schon morgens um fünf Uhr drehten sich wieder alle Räder.

Ein Freund unseres Hauses, Josef Mentzen vom Beekerhof, war - hilfsbereit wie immer - prompt zur Stelle und besorgte bei seinem Jagdfreund van Eyck jede Menge Dachziegel. In wenigen Tagen konnten die umfangreichen Reparaturen mit Hilfe der verstreuten Soldaten, darunter glücklicherweise ein Dachdecker, vorgenommen werden. Trotz des schweren Artillerie-Beschusses und weiterer komplizierter Bedingungen waren die Lintorfer Handwerker auf Helpenstein tätig: Fritz Zündorf, der Vater von Ingrid Sobkowiak, mauerte tagelang die Fächer des Wohnhauses zu, Schreinermeister Karl Blenkers, Bruder unserer Volksschullehrerin, und Jus Breuer schreinerten monatelang neue Türen und Tore.

Weil alle Großmühlen der Umgebung total zerstört waren, lief unsere Mühle ohne Pause bei Tag und Nacht. Wir versuchten, die hungernden Menschen, die schon morgens um drei Uhr in langen Schlangen bis hin zum Bürgershof anstanden, mit Mehl und Futter für die Haustiere zu versorgen. Jegliches Getreide wurde verarbeitet, sogar Mais, und dann den Bäckern geliefert.

Hungernde Menschen bohrten Waggons an, in denen sich amerikanischer Weizen befand, und brachten uns oftmals die kleinsten Mengen zum Mahlen oder zum Tausch. Diese „ Schwarzmahlerei“ war natürlich streng verboten, doch ohne sie wäre die Not vermutlich noch viel größer gewesen.

Mit der Währungsreform 1948 verschwanden Lebensmittelkarten und Bezugsscheine. Die Deutschen lebten etwas auf, bauten und richteten auf - man wurde wieder zum Menschen. Rasch gründeten sich Clubs und Vereine, wie beispielsweise der Stammtisch „Alde Lengtörper“ im „Bürgershof“. Ich war damals der jüngste dieser Sonntagsrunde und bin heute der einzige Gründer, der noch lebt.

Zwölf „Knospen“ gründeten zu dieser Zeit einen Kegelclub: Fritz Büschken, Heinrich Enk, Heinrich Kaiser, Karl und Willi Ickelrath, Franz Jüntgen, Josef Mentzen, Karl Plönes, Fritz und Josef Rosendahl, Rudi Steingen und Heinz Fleermann. Wiederum war ich die jüngste „Knospe“. Außer mir lebt nur noch der bekannte Gärtnermeister Heinrich Enk.

Ein sehr aktiver Verein, der Obst- und Gartenbauverein, lebte auch wieder auf. Er ist heute, unter der Regie von Christa Höhne, ein mitgliederstarker Verein mit vielen Veranstaltungen. Neben den Lintorfer Sportvereinen und dem Heimatverein ist wohl die Schützenbruderschaft einer der größten Vereine in unserem Ort - heute geleitet von Karl-Heinz Kipp.

Die Bruderschaft besteht mit einigen Unterbrechungen, wie zwischen 1936 und 1948, seit 1464. Das braune Regime verbat alle kirchlichen Vereine, und so ruhte auch das Vereinsleben der Schützen.

Im Jahre 1948 sprach Johann Derichs den Gedanken aus: „Mer müsse de Schützenverein neu jründe.“ So gingen Männer wie Emil Harte und Johann Derichs ans Werk, und kurze Zeit später gab es in Lintorf wieder jede Men-

Schützenfest 1954. Vorne marschieren Schützenoberst Fritz Füsgen (links) und sein Adjudant Heinz Fleermann, in der Mitte erkennt man Fahnenträger Wilhelm Lacks und seine beiden Begleiter Franz Goris und Peter Schwartzkamp

ge begeisterte Schützen. Neben den zwei Hauptinitiatoren wurden noch Hubert Fink und Johann Kahne in den Vorstand gewählt; Fritz Füsgen, damaliger Besitzer der Drogerie Füsgen, wurde erster Schützenoberst, und die altehrwürdige Fahne wurde wieder, genau wie zu Anfang der Dreißiger Jahre, von Wilhelm Lacks getragen. Er hatte sie die ganzen Jahre vor den Nazis versteckt gehalten. Willi Lacks verstarb 1957.

Bei der Neugründung der Bruderschaft war ich auch dabei und bekam deshalb im Januar 1998, zusammen mit dreizehn anderen alten Schützenbrüdern, eine Urkunde für 50jährige Mitgliedschaft.

Schützenfest in Lintorf, das waren damals Festtage, an denen alles auf den Beinen stand. Die Leute drängten sich in Fünferreihen am Straßenrand, wenn sonntags nachmittags der Zug vorbeikam. Die Kirmes war zu dieser Zeit mitten im Dorf.

Besonders das Schützenfest des Jahres 1954 bleibt mir in Erinnerung: Dauerregen mitten im August, das quälende Lächeln des Schützenkönigs Hermann Kockerscheidt, der reißende Dickelsbach, die gebrochene Schleuse an unserer Mühle!

Das Mühlengut, die Porz und der Bürgershof standen unter Wasser, die Kirmes mußte abräumen, meine Familie wurde ausquartiert, und wer einen Schritt aus der Anna-Kirche tat, bekam nasse Füße. Ich habe danach noch manches Hochwasser erlebt, so schlimm wie im Sommer 1954 ist es aber, Gott sei Dank, nie mehr geworden.

Seit 1997 haben wir nun eine neue Schleusenanlage aus Edelstahl mit Kurbel-Übersetzungen, die im Notfall schnellstes Handeln möglich machen.

Im Jahre 1950 kam zu uns ein junger Müllermeister aus Ostpreußen, Franz Krause, der noch heute täglich nach dem Rechten sieht.

Zurück zu den Schützen: Zusammen mit August Steingen wurde ich 1948 Adjutant von Schützenoberst Füsgen, ein Jahrzehnt später wurde ich selber Oberst und blieb es bis 1972. Besonders schöne Erinnerungen habe ich auch an das Schützenjahr 1959/60, in dem mein Freund Hans Zimmer König der Bruderschaft war und er von mir ein Jahr später abgelöst wurde. Nach meinem glücklichen Treffer und der anschließenden Proklamation mußte nun die Meldung an meine Frau gemacht werden, welche, wenn ich die Uniform trug, das Regiment auf der Mühle innehatte. Meldereiter Heinrich Kaiser senior, mein Kegelbruder und Schützenkamerad, wollte diese Aufgabe übernehmen und verlangte nach einem Pferd vom Beekerhof.

Sein Wunsch wurde erfüllt; man hievte ihn auf einen Kaltblüter, und Kaiser war mit seinen vielen Pfunden auf der anderen Seite schneller wieder unten, als er hinauf gekommen war. Ihm ist nichts geschehen und Dank des Pferdefachmanns Karl Holtschneider konnte nach kurzer Verzögerung

„Meldereiter“ Heinrich Kaiser sen. überbringt Margret Fleermann auf einem Kaltblüter, geführt von Karl Holtschneider, die Nachricht vom Königsschuß ihres Mannes

die frohe Meldung nach Helpenstein gebracht werden. Ich kann eigentlich nicht sagen, daß meine Frau über dieses Spektakel sehr glücklich gewesen wäre. Trotzdem hat sie dann - genau wie ich - dieses „Königsjahr« sehr genossen.

Mit unserem Kronprinzenpaar, Willi und Ruth Uferkamp, besuchten wir alle Feste der Kompanie sowie die der befreundeten Bruderschaften.

Am 4. Dezember 1960 wurde „Haus Anna“ eingeweiht. Der berühmte Kölner Kardinal Josef Frings vollzog diese ehrenvolle Aufgabe zusammen mit Dechant Wilhelm Veiders. Die Einweihung des Anna-Hauses war auch der letzte Auftritt von Emil Harte, der wenige Wochen danach verstarb. Ein Freund unserer Familie und ein bedeutender Mann der Bruderschaft war somit für immer von uns gegangen. Am 9. Januar 1961 nahmen die Schützen und viele Lintorfer Abschied.

Ein unvergeßliches Erlebnis war das Königsfest 1961, weil ausnahmslos „Eigengewächse“ unter Regie von Traudchen Kaiser das herrliche Programm gestalteten. Ein Elferrat, eine zackige Präsidentin und die Kapelle Mentzen - das konnte nur ein voller Erfolg werden. Erwähnenswert ist auch die Darbietung des damals noch

Überschwemmung des Lintorfer Ortskerns durch das Hochwasser des Dickelsbaches im Sommer 1954. Blick über die Drupnas auf den Bürgershof

jungen Prinz-Eugen-Corps, dessen Mitglieder „So ein Tag, so wunderschön wie heute“ schmetterten, und Heinrich Kaiser junior, wenn ich mich richtig erinnere, zu dieser Zeit Hauptmann der Eugener, sang in wirklich beeindruckender Weise das Lied „Es steht ein Soldat am Wolgastrand“.

Hervorragende Unterhaltung boten auch Ludwig Pützer, Willi Melchert, Karl Kleine, Walter Perpéet und natürlich Hubert Wassenberg mit seinem Tambourcorps. Köln und Mainz waren eben nichts gegen Lintorf.

Während meines Königsjahres gab es eine denkwürdige Sportveranstaltung im „Haus Anna“. Peter Müller, genannt „Die Aap“, saß direkt zwischen Schützenchef Heinrich Kaiser und mir. Dechant Veiders kam aus der Kirche, um den Gast aus Köln zu begrüßen: „Guten Tag, Herr Müller.“ „Juten Tach, hillige Mann. Ihr haddet jut. Wenn Ihr morjens dat Pörzken opmaakt, dann hadder dat Jeld schon verdient. Ich mutt de janze Tach boxe, un sondachs och noch in Lengtörp!“

Margret und Heinz Fleermann, das Königspaar des Schützenjahres 1960/61

Unser Dechant, für seine diplomatische Verbindlichkeit bekannt, hat die Unterhaltung schmunzelnd beendet und sich dem Boxsport hingegeben. Ob er diese Sportart geliebt hat? Ich möchte es bezweifeln. Was ich jedoch genau weiß, ist, daß Dechant Veiders es schlecht verziehen hätte, wenn er wüßte, was heute aus seinem Anna-Haus geworden ist.

Die Nachkriegsjahre, in der Mitte meines langen Lebens, mit allem Elend des Hungerns und gleichzeitig allen Freuden des hiesigen Vereinslebens, ist mit wechselhaften Erfahrungen verbunden. Ich habe jedoch überwiegend schöne Erinnerungen an ein liebenswertes Lintorf.

Heinz Fleermann

fleermann

Ratingen-Lintorf
Hülsenbergweg 11-15
Tel. 9 32 10
Fax 93 21 14

feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weißhäupl · Garpa

ab März 1999

1300 qm Ausstellungsfläche für
hochwertige Garten- und Terrassenmöbel, Pflanzgefäße, Außenbeleuchtung …
davon 300 qm in der historischen ***Helpensteinmühle***

Geschäftszeiten:
mo - fr 9 - 13 und 14 - 18.30 Uhr
sa 9 - 14 Uhr (in den Saisonmonaten bis 15 Uhr)
jeden 1. Sonntag im Monat *Besuchersonntag* ohne Beratung & Verkauf

Lintorfer Gaststätten in meiner Jugend – und heute

Die Entwicklung der Lintorfer Gastronomie in ihren frühesten Anfängen wurde bereits in der „Quecke“ Nr. 10 vom April 1952 ausführlich beschrieben

Unser kleines Lintorf mit seinen ca. 3500 Seelen hatte in meiner Jugendzeit eine ganze Reihe stattlicher Gaststätten.

Wir wohnten auf der Krummenweger Straße, jetzt Ulenbroich, direkt neben der Gaststätte **„Holtschneider“**. Dort kehrten hauptsächlich die Reiter und Jäger ein. Besitzer Peter Holtschneider, selbst leidenschaftlicher Jäger, besaß zwei respektable Jagdhunde, Cora und Silva.

Das Lokal war gut ausgestattet: es hatte Saal, Kegelbahn, Veranda und einen schönen Biergarten. Besonders an den Kirmestagen war viel Betrieb, da viele Ratinger, Tiefenbroicher und Angermunder traditionsgemäß zur Lintorfer Kirmes kamen.

Im Tanzsaal war nicht so oft „was los“. Aber ab und zu war zu lesen: „Heute vornehmer Tanz.“ Gut erinnern kann ich mich an den Fastnachtskaffee, da durften auch wir Kinder mit und „abtanzen“.

Im Jahre 1938 wurde von Musiklehrer Hammer ein Lintorfer Kinderchor gegründet. Herr Hammer und seine Gattin spielten in einem Düsseldorfer Orchester. Einmal traten wir mit dem Chor in „Holtschneiders Saal“ auf.

Die Gaststätte Albert Kaiser (später Peter Holtschneider) in den 40er Jahren

Dann kam der Krieg – und Herr Hammer kehrte nicht zurück. Seine Witwe lebte noch lange auf dem Breitscheider Weg, jetzt Friedrichsglück, im Hause Vedder.

Während des Krieges wurde eigentlich nur noch die Gaststätte betrieben. Bis Ende des Krieges waren französische Kriegsgefangene, die bei den hiesigen Landwirten und Betrieben Zwangsarbeit leisten mußten, im Saal untergebracht.

Der „Bürgershof“ (Zeichnung von Walter Möser)

Dann wurde vorübergehend, bis zur Erstellung des Rathauses, die Amtsverwaltung Angerland hier angesiedelt.

Im März 1969 wurde im Zuge der Neugestaltung des Ortskernes die Gaststätte Holtschneider abgerissen.

Der schräg gegenüberliegende **„Bürgershof“** am Dickelsbach, ein sehr beliebtes Lokal mit schöner Gartenwirtschaft, ist bis heute noch schmuck wie eh und je. Er wird jedoch nicht mehr wie früher von der Familie Steingen betrieben, sondern ist verpachtet.

Der Bürgershof war schon immer das Vereinslokal der Tell-Kompanie.

Früher fanden hier auch die wöchentlichen Vereinsabende des Deutschen Roten Kreuzes unter dem Vorsitz von Herrn Dr. Stick statt. Da mein Vater viele Jahre aktiv dabei war, ist mir in guter Erinnerung: seine Stiefel mußten stets blitzblank geputzt und seine Uniform mußte immer tiptop gebügelt sein. Die Tasche mit Verbandszeug, Jod usw. lag immer griffbereit. Des öfteren kamen auch schon mal Nachbarn mit kleineren Blessuren oder baten um ein Pflaster.

Die Brüder Karl und Johann Schäfer im Jahre 1937. Der Vater unserer Autorin trägt seine Rot-Kreuz-Uniform

Gegenüber der Anna-Kirche war die Gaststätte **„Mecklenbeck“**. Dort gab’s auch einen Saal und eine Kegelbahn. Im Saal fanden nicht so oft Tanzveranstaltungen, dafür aber ab und zu Kinovorführungen statt. Dort sah ich meinen ersten Shirley Temple-Film. Nach dem Kriege wurde dort ein „richtiges“ Kino eröffnet, das „Union-Theater“. Die erste Praxis von Dr. Blumberg befand sich auch im Hause Mecklenbeck – in der Veranda.

Außer dem „Union-Theater“ gab es auf der Duisburger Straße noch die „Lintorfer Lichtspiele“. Aber als das Fernsehen, das Pantoffelkino, immer mehr um sich griff, wurden beide Häuser wieder geschlossen.

Mecklenbeck war schon immer Vereinslokal des Fußballclubs „Rot-Weiß Lintorf“. Auch die Taubenfreunde waren dort zu Hause. (Ab 1933 diente es auch noch einem anderen „Verein“ als Heimstatt.)

Die Gaststätte Mecklenbeck mußte, wie so manches alte Stück Lintorf, im Jahre 1972 weichen. Unweit des alten Standortes wurde dann das neue – wie man heute sagt – „Meck“ gebaut.

Wo sich heute die Sparkasse und der Markt befinden, stand bis zum Jahre 1967 der **„Kothen“**. So richtig urig, mit dem „Stüwje“, Saal, Veranda und Kegelbahn. Der „Kothen“ war wohl Dreh- und Angelpunkt aller Veranstaltungen in Lintorf. Ob Turn- und Sportverein, Feuerwehr, später auch der Schützenverein, alle feierten hier. In „Mentzens Saal“ ging die Post ab. Wir, die Nachkriegsgeneration, haben dort die ersten Tanzschritte getan. Es spielte die „Kapelle Mentzen“, ein Familienunternehmen. Aber eine Zeitlang ließen auch ungarische Offiziere, die im Ausländerlager an der Rehhecke untergebracht waren, flotte Töne hören. Nach dem Abriß gab es keinen Saal mehr für die diversen Veranstaltungen. Für das Schützenfest wurde dann auf dem Klosterweg, jetzt Krummenweger Straße, ein Zelt aufgebaut.

Die Gaststätte „Zur Post“ (Plönes) am Konrad-Adenauer-Platz

Als dann im Jahre 1960 **„Haus Anna“** gebaut wurde, war man heilfroh. Es gab wieder einen Saal zum Feiern. Haus Anna wurde gut angenommen, es war dort alles vorhanden: eine gut geführte Restauration, schöne Räume, ein großer Saal und eine Kegelbahn.

Doch jetzt sieht es wieder so aus, als ob Lintorf, inzwischen viermal so groß, ganz ohne großen Saal dasteht.

Zwar bietet sich die Gelegenheit, die Pfarrsäle der St. Johannes-Pfarre oder der evangelischen Kirchengemeinde anzumieten, aber es ist schon einigermaßen schwierig, auch platzmäßig, dort anzukommen.

Vor dem Bahnhof gab es noch **„Zur Post“, die Gaststätte Plönes.** Auch mit Kegelbahn, und auf der gegenüberliegenden Straßenseite gab es einen großen Biergarten. Dieser hatte besonders an den Kirmestagen guten Zulauf.

Die Gaststätte Walter Mentzen („Zum Kothen“) in den 50er Jahren

Lintorfer Postkarte aus dem Jahre 1906. In der Mitte die Gaststätte „Zum Grunewald“ (Adolf Doppstadt)

Heute wird in der „Post“ ein jugoslawisches Lokal betrieben.

Auch im Busch gab es ein bekanntes Lokal: **„Zum Grunewald“**. Inhaber war die Familie Doppstadt. Bei Adolf und Minchen, so hieß das Ehepaar, herrschte reges Vereinsleben. Der Männergesangverein „Eintracht“ hatte dort sein Vereinslokal und auch die Hubertus-Kompanie. Dann wurde dort auch im Jahre 1950 der „Bürgerschützenverein“ ins Leben gerufen, der bekannt für seinen jährlichen „Blotschenball“ war. Dieser wurde dann 1976 als Bürgercorps in die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft integriert.

Der 1949 neu gegründete „Deutsche Siedlerbund“ hielt dort ebenfalls seine Versammlungen und Feiern ab.

Also bei Doppstadt im Busch war oft ganz schön was los.

Im Jahre 1978 wurde die Gaststätte, die zuletzt vom Sohn Heinz Doppstadt und seiner Frau geführt wurde, geschlossen.

Die Räume wurden von der „AWO“ angemietet und werden – nach umfangreichen Renovierungsarbeiten – seitdem als Seniorentagesstätte und für zahlreiche Veranstaltungen genutzt, eine sehr sinnvolle Einrichtung.

Der **„Lindenhof“** ist im äußersten Norden Lintorfs gelegen. Dieses Lokal wird meist von „Büschern“ besucht und ist hauptsächlich ein Ausflugslokal – auch für Familienfeiern jeder Art geeignet. Früher von der Familie Molitor-Becker betrieben, aber nun schon länger verpachtet. Auf dem Fürstenberg gab es noch die Gaststätte **„Mentzen“**, auch mit Kegelbahn. Dort verkehrten mehrheitlich die Anwohner des oberen Busches und Arbeitnehmer der früher dort etablierten Betriebe Hoffmann und Constructa. Als „Dörfer“ kam man da kaum hin. Diese Kneipe gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr.

Zu den alteingesessenen Lokalen sind in den letzten Jahrzehnten im Süden Lintorfs noch weitere hinzugekommen.

Anfang der 50er Jahre eröffnete die Familie Steingen, die zuvor ein Milchgeschäft betrieb, am **„Weiher“** ein Lokal – die Milchbar. Diese war auch bei den jüngeren Leuten sehr beliebt, denn hier gab es vorzügliches Eis, Milchshakes usw., natürlich nicht nur alkoholfreie Getränke und auch kleine Gerichte.

Später wurde vergrößert, drei Kegelbahnen errichtet und so entstand eine Kneipe, die hauptsächlich die zahlreichen Kegelclubs als Gäste verzeichnen kann, wobei auch das leibliche Wohl nicht zu kurz kommt.

So um 1962 wurde in der „Ratinger Siedlung“ auf der Tiefenbroicher Straße die Gaststätte **„Grüner Winkel“** eröffnet. Zwar nicht sehr groß, aber für die Anwohner „hinter der Bahnschranke“ eine beliebte Einrichtung.

Der „Lindenhof“ im äußersten Norden Lintorfs. Die Postkarte stammt von 1940

Die **„Porz“**, ein sehr gefragtes Restaurant, ist in den 90er Jahren aus der Taufe gehoben worden. Das alte Fachwerkhaus (es wurde zuvor vom Dachdecker Ritterskamp bewohnt) wurde liebevoll renoviert und rustikal ausgestattet. Da die Räumlichkeiten nicht so groß sind – aber das ist nicht der einzige Grund – hat man alle Mühe, hier einen Platz zu ergattern. Im Sommer bietet sich auch der neu angelegte Biergarten an.

Anfang 1960 entstand ein neues Wohngebiet vom Potekamp zur Rehhecke hin. Zuerst wurden die Ein- und Mehrfamilienhäuser gebaut. Dann Mitte 1960 erhielt Lintorf sein erstes Hochhaus, und darin befindet sich auch eine Gaststätte, das jetzige **„Bierkontor“**.

Ende der 60er Jahre wuchs dann auf dem alten Zechengelände eine stattliche Wohnanlage mit 6- und 8-geschossigen Bauten, die Broekmanstraße. Für die dort befindliche Gaststätte bot sich der Name **„Zur alten Zeche“** geradezu an. Den Supermarkt, der daneben eröffnet wurde, gibt es schon längere Zeit nicht mehr. Dafür im Angebot ein chinesisches Lokal namens **„Kanton“**.

Anfang 1980 kam dann noch in das ehemalige Fahrradgeschäft Butenberg auf der Duisburger Straße eine winzige Kneipe, die **„Pumpe“**. Hieraus ist inzwischen – sehr zutreffend – das **„Kabäuzken“** geworden.

Außer diesen Lintorfer Lokalen gab es, schon zu Breitscheid gehörend, den Gasthof **„Zur Grenze“** der Familie Gerling. Ein gemütliches, immer gut besuchtes Ausflugslokal mit einem Sälchen, Kegelbahn und schönem Biergarten.

Das Haus „Zur Kost“ an der Mülheimer Straße war früher eine Gaststätte.
Die Aufnahme entstand 1977

Von Lintorf aus – durch den Wald, am „Pöstchen“ vorbei, war es ein schöner Spaziergang dorthin. Die „Grenze“ besteht heute noch in verkleinerter Form; im vorderen Teil ist ein Laden mit Naturprodukten eingerichtet worden.

Ein Stück weiter kam der **„Krummenweg“**, Besitzer die Familie Doerenkamp.

Dies war ein weit über die Grenzen unserer näheren Heimat bekanntes, führendes Restaurant mit schönem Park und Teich (sogar mit eigenem Gärtner) sowie einem Schwimmbad. Dort kehrten hauptsächlich Geschäftsleute ein, also die Hautevolee. Man bezeichnete den „Krummenweg“ auch als „Konferenzzimmer des Ruhrgebietes“. Das war schon was Edles. Nach dem Kriege wurde noch ein Hotel gebaut. Dort stieg viel Prominenz ab, darunter auch bekannte Fußballclubs, wenn sie gegen Fortuna Düsseldorf spielen mußten.

Während des Krieges wurde der „Krummenweg“ auch zweckentfremdet. Eine Zeit lang waren die Büros der Firma Schloemann aus Düsseldorf dort untergebracht.

So nach und nach ging der Glanz verloren und es wurde still. Zur Zeit befindet sich allerdings die Disco „Remix“ in den alten Räumen.

Im Schatten von Doerenkamp stand das Lokal **„Proske“**, ein nettes Ausflugslokal. Nach dem Kriege machte man daraus ein Tanzlokal. Dort wurde jedes Wochenende „geschwoft“. Von Breitscheid, Lintorf und Umgebung strömten viele junge Leute dorthin, alles zu Fuß natürlich! Im Anfang, als es noch die Sperrstunde gab, manchmal nur für ein paar Stunden. Aber wem machte das was aus?

Dieses Lokal gibt es heute noch, allerdings in veränderter Form.

Für uns Lintorfer waren die **„Kost“** und der **„Schwarzebruch“**, beides Lokale in der Nähe des „Stinkesberg“ an der Mülheimer Straße Richtung „Blauer See“ gelegen, ebenfalls begehrte Anlaufpunkte. Auch diese beiden Gaststätten bestehen nicht mehr.

Die Gaststätte „Krummenweg“ (Doerenkamp) in ihrer Glanzzeit

Irmgard Wisniewski

Och ne aule Lengtörper - de aule „Püffer“

E-ijentlich kannt’ ji-ede Lengtörper onsere „Püffer“. De Püffer wor die kle-ine, puhsbäckije Diesellok, die he oum Lengtörper Bahnhoff johrelang de Rangschierarbe-ide mi-ek. De Püffer un dor Bahnhoff hadde et ons Jonges emmer schon besongesch ahnjedonn. He jo-ew et emmer jet te kieke on te erle-ewe. Äwer nit mär do.

E paar Schrett hengerem Bahnhoff wor en jesprengde Fabrikruin, dor „Borschat“. Do hammer Bude jebout on met Motters Strickspö-en römmjeflemmt. Oder mer hant jedröchte Rhabarberbläder on Kippe en dor Martinspiep jequalmt. Wat Jonges e-ewe su mahke, wenn se te völl Tied hant. Su jäje dre-i, halber vier wu-ed et Tiet, ens nom Jüterbahnhoff eröwertekieke, ob sech do nit endlich jet di-et. Doför klömmden mer op de hu-he Strühker, die he stunge, öm beeter röwwer senn te könne. Näh, de „Püffer“, stung noch ruhich un brav onger dem jru-ete Dahk vom Jüterbahnhoff on hatt’ emmer noch Middach. Och vom Lokführer, dem Herrn Jungheim, wor noch nix te senn. Also konnte mer jetru-est noch jät spe-ele. Doch hü-erden mor dor Dieselmotor ahnsprenge und dat typische „Rürürürü!!“ von der Püfferflöüt, liepe mor flöck nomm Schotterberch, von demm uht mor prima senn konnte, wat de Püffer dröewe mi-ek.

Nu mößt ihr wi-ete, dat do, wo hütt de „Wedauer Stro-et“ es, fröher mär ne bre-ide Sankweech wor. He wor morjes un o-emes emmer ne starke Fu-etjängerverkehr, von un no em Bahnhoff. Un he joew et en Schienesystem met dre-i We-iche und ne decke Prellbock uht Holtschwelle met Schotter drinn. Twe-i Schi-eneträng li-epe he tesahme. De e-ine jing von he nom Hauptbahndamm, un de angere no reihts, bös erop nomm Fürsteberch. Un he hadde se längs de Schiene ne Schotterwall ahnjeschott. Dat wor onsere Beobachtungsberch. Dä wor zwar nit besongesch hu-ech, äwer hu-ech jenoch, ömm öwer die decke Heck’ kieke te könne, henger der de Bahnemänner öhr Jähdes hadde, en denne verdammesch leckere Himbeere erömhinge …

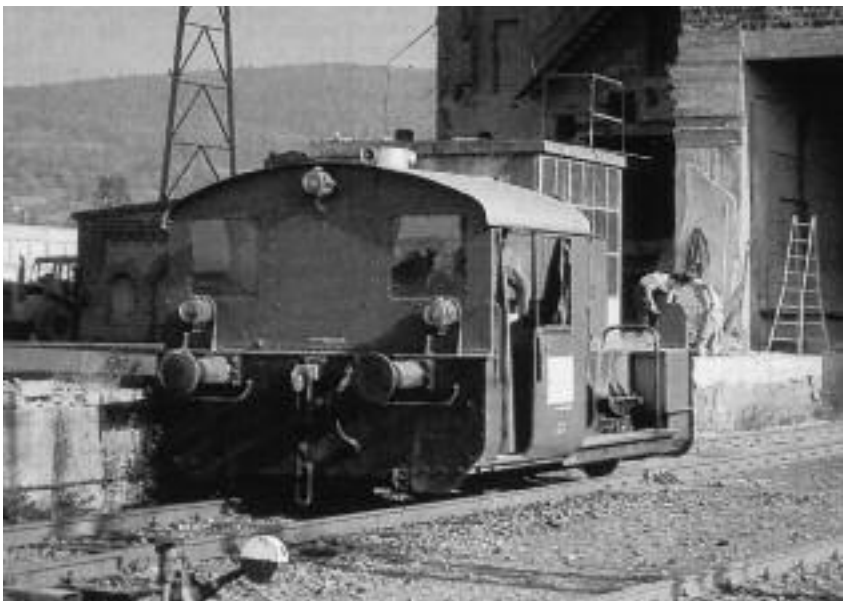
Von he uht sohe mor, wie der Püffer als ie-eschtes die Wajongs sorti-ert’n, die de Zö-ech uht Richtung Wedau no he jebreit hadde, un die nu vörem Stellwerk afjestellt wore (dat hant se längst afjeri-ete). No en Tied schrankelten he met die Wajongs bös henge wiet nomm RWE. Langsam ko-em he teröck un op ons Sitt. Henge wiet no-ehm he dann die Wajongs met, die uht Rechtung Düsseldörp afjestellt wore, un koem dann endlich op ons Ne-ewejleis.

Alte Rangiergleise an der Wedauer Straße. Der rechte Abzweig führt zum Industriegelände am Fürstenberg, der linke zur Hauptstrecke

Wat he för ne Brassel mitte Wajongs hatt’, konze schon von wiedem am sinnem Rassele un Brumme hü-ere. Wenn he su ahnko-em, soh et ut, als ob he vör Anstrengung decke Backe make wü-ed. Denn nit selten hatt’ he so Stöcker 10 - 15 Wajongs vör sech. He be-i ons wu-ed dann noch ens e beske range-et. Denn et wor wechtech, dat de Re-ih stemmden, un et o-ewe am Fürsteberch met de Wajongs kinn Dörchenanger jo-ew. Wechtech wor och, dat dor Püffer am Äng vom Zoch wor, wenn he do erop fuhr. Nit dat he hätt’ schleit trecke könne. Nä, Trecke oder Döüje, dat wor ömm ejal.

Dat janze Dröm on Drahn mem Püffer wor natörlech so reiht jet för ons Jonges. Huhtno-eh konnte mor öm he erlewe. Döck hammer op de Schi-ene Jrosche jeleit un hant de Püffer met de Wajongs e paarmol dröwer fahre lo-ete, bös de Jrosch su dönn wor, datte do bold dörchkieke konnz. Mer wore richtich jeck op ‚onse Püffer’. Met am jeckste äwer wor ech woll. Ob et nu schlait Wä-eder wor, oder ob ech jrad öwer de Scholl-arbe-ide so-et, - ejal. Wenn ech de Püffer hü-erden, wor ech fott, no de Schi-ene! Oder ech so-et stondelang jedoldech op em Prellbock on hann de Wajongs von de vorbe-ifahrende Zü-ech jetällt, bös et so wiet wor, dat dor Püffer ko-em. - Äwer, su rechtech interessant wu-ed et för mech von demm Dahch ahn, wo de Herr Jungheim ens widder met ne zemlech lange Zoch ahnko-em, un met sinnem Püffer fast bös nomm Prellbock fahre moßt’. Öm jetz nomm Fürsteberch te ku-eme, hätt’ he de janze Zoch teröckloupe mödde, öm de We-ich’ ömtele-ije. Dat wor för ömm emmer schwierich, weil he an e-inem Be-in en Behengerung hatt’. Ech hatt’ öfter jesenn, wat he för Maläste hatt’, wenn he öwer dor Schotter un de Schwelle loupe moßt’. - Wat han ech jemakt? Ech hann kotterhank met Kafumm die We-ich’ ömjeleit, denn so völl hatt’ ech allemo-el enne Maue. Äwer dann ko-em för mech dat Jrözte!

De Herr Jungheim hi-elt de Püffer jenau för min Nahs’ ahn. Un denkt öch ahn - ech durft metfahre! Dat



Klein-Diesellok Köf II Baureihe 322

wör dem Herrn Strahtmann, de vörem Herrn Jungheim de Püffer jefahre hätt, nie en der Senn jekueme. Och dem Paul Merkelbach nit, de och schonn ens de Püffer fuhr, de sinn Iserbahnermötz emmer su verweje obbem Uhr sette hatt'. Do wor de Herr Jungheim janz angisch. De hatt' noch e Häzz för ons Jonges. -

Als i-eschtes wor ech öwerrascht, wat für ne Radau em Püffer, un wie wennich Technik do drenn wor. Op betz „Pustebacke-Sidde" wor sujet wie e senkrecht Lenkrad ahnjebrait. Dat wor för et Jass. Do dronger worene Hebel, de mor no vüre on henge ömmleje konnt. De wor för et Vörwärts- und Rückwärtsfahre. Do dröwer ne kle-inere, ru-ede Hebel, de ech för dor wichtichste hi-elt. Dat wor nämlech de Hebel för de Flöüt. Un onge wor e jru-et Pedal, dat mer ennraste konnt'. Dat wor de Brems'. Dat wor dann äwer och schonn alles an Fahrkomfor, wie mor hütt so sait.

Dor Herr Jungheim stung op de reihde Sitt, usem Finster jelennt, met dor linke Hank am Jassrad'. Esch hann mech op dor linken Sitt eruhtjelennt un ko-em mech vü-er, als wör ech dor wechtichste Mann oum Püffer. Dörch de Krach un dat Ziddere em Püffer menden ech wunders, wie schnell de führ'. Ech merkden dann äwer, dat dat doch nit su janz doll sinn konnt', weil de Herr Jungheim sich met ne Radfahrer ongerhi-elt, dä obbem Sankwech nä-ewe em Püffer herfuhr.

Vör dor Duisburjer Stro-et menden do Herr Jungheim, ech sollt ens flöute. Verdorrich-noch-e-ins, wat mi-ek dat Denge ne Krach! Ech hann jeflött, als jö-ew et jet te jeweene. Ech han noch jeflött, do hadde mer de Duisburjer Stro-et et längs henger uns, un dor Herr Jungheim mennden, dat et nu jenoch wör. Dat wor för mech nit widder schlemm, denn kott drop jo-ew et schonn widder jet te flöüte. Denn do wo-ere mor am „Lö-eke".

Hengerem „Lö-eke" jing et langsam bercherop. Jliek op dor lenke Sitt stung dat aule, düstere Zechejebäud', wo se fröjer ens Blei us dor Äed jehollt hant. He wor de i-eschte We-ich, för de Jleisahnschluß, de op et Zechenjelände jing. De wu-ed so ju-ed wie nitt mie benutzt, dat soh' mer an de rostije Schi-ene. Äwer et wor interessant, dat janze ens vom Püffer uht te senn. - Wie he noch jearbe-it wu-ed, mot he su re-iht jet los jewes' sinn. Denn rengs ömmet jru-ete Zechehuhs stunge e paar hungert jru-ete Lores uht Holt on Ieser, met denne se ens et Erz us for Äed jehollt hant. Nur, die wore sujet von rostech, dat ons Pänze de Lost verjing, do tösche te spe-ele. Außerdem wor emmer jliek de aule Fantinel henger uns her, wenn mer ons tösche de Wares mär blecke li-ete.

E Stöck henger de Zech stung de jru-ete Schieferberch (Twe-i jo-w et he dovan). Ne jru-ete Houpe Li-ehm, Kle-i on Schieferschutt. He hammer ons döck de Täsche met „Berchkristall" volljestoppt. - De Schieferberch, die schüene jröene Birke do drop, on de herrliche Jinsterbösch em Fröhjo-ehr, dat jöwt et hütt alles nit mi-eh. Obbem halwe Berch wor de nöchste We-ich. Die moßt ömjeleit we-de, denn he jing e Ne-ewejleis no lenks op dat Jelände der Jießerei Sistig. Die krichten 3 - 4 Wajongs Ieser-, Juss-, oder angere Metallschrott. Schü-en jetrennt natörlich. De Wajongs wu-ede afjekoppelt, un domet se nit stifte jinge, wu-et vü-ere ongerem i-eschte Wajong ne Hemmschuh op de Schi-en jeleit. On et jing retour op de Houptstreck'.

Jetzt ko-em dat steilste Schienestöck bös no-eh de „Ri-ehheck" erop. He moßt' dor Püffer sech döchdech ennet Tühch leje. De Herr Jungheim jo-ew nu Volljass. De Püffer mi-ek jetzt ne Mohzspektakel on ko-em doch mär em Schrettempo vöran.

O-ewe ahnjeko-eme mi-ek dor Motor e Jeräusch, als wollt he e beske vorchnuhwe, als wör he fru-eh, et ens widder heropjeschafft te hann. Von he ahn jing et inne niedrije on dechte Bosch uht Strühker on Birke. De Strühker stunge he su decht am Schienestrang, dat se met de Äst am Zoch strickden on dem Herrn Jungheim nit selten dörch et Jesecht. Do de Püffer jo am Äng vom Zoch fuhr, konnt' dor Herr Jungheim no vüere su ju-et wie nix senn, un moßt he janz höschkes fahre on rejelmäßich flöüte. Denn tösche de Strü-eker jo-ew et so manche Trampelpfad, dä de Schi-en' krüzten. Och li-epe schonnens Lütt obbem Bahndamm, denn dat wor dor közte Weech nomm Fürsteberch. Eijentlech wor dat he en schü-ene Streck. Hin on widder so-eh mer e Kanning oder e Ri-eh dörch de Strühker höppe. Kle-ine, jlasklo-ere Watertümpele so-eh mer em Vorbe-ifahre, en denne Frösch' un Kullingköpp erömschwemme di-ede.

Su-eh noh fünnef Minüdde wore mer an dor Ste-inzeugfabrik Kluge. Mo saiden och de ‚Schamottfabrik'. Die krechten meistens Sank un Ton. Vör dor Fabrik worene jru-ete Platz, op dem stapelewies jebrannde Schamottste-in stunge. Do jo-ew et jru-ete, kleine, platte, decke on ronge Ste-in.

Alles, wat mer sech an Forme mär vörstelle kann, stung do en Re-ih on Jlied fe-in säuberlich un akkerat opjestapelt. An dem Fabrikjebäude wor de Schienestrang e Stöckske öwerdacht, domet de Wajongs em Dröuje uhtjelade weede konnte. Dat Jleisstöck he konnt op en kle-ine Ne-ewestreck' ömfahre we-ede. Su-en Art Bypass, op dem rangschiert we-ede konnt'.

Kott henger dor Schamottfabrek ko-em widder en jröttere Stro-et: Dor Bre-itscheider Wech. On treck dohenger de Fahrradfabrik „Solifa". Oder wor dat domols schon die Firma Hoffmann? Dat we-it ech nit mi su jenau. Die Fahrradfabrik krichden emmer die jruete, jeschlo-etene Wajongs, en denne Fahrräder enjelahde wuede. Dobe-i han ech döcker ens toujekickt. Ji-edes Rad wor en sonn Art jru-ete Wellpappkuwert enjepackt. Die sohe dann uht wie Schiffkes met Lenker. Von denne wu-ede hongerde, wenn nit duhsende su-e verlahde on verscheckt.

Dat janze Hin- un Herrangschiere met de Wajongs wu-ed noch dodörch kompliziert, weil jo nit nur Wajongs he henjebrait on afjestellt wu-ede, sondern och leere oder beladene widder afjehollt wu-ede. Dat brukten alles sinn Tied. So konnt' et sinn, dat mor en Stond oder angerthalwe ongerwechs wore.

Ihr hü-ert jezz schon am Vertälle, dat ech nit mär e-inmol meddem Püffer jefahre bönn. Nä, dat wor secher zichmo-el. Ech kannt' mech met dor Tied jenäukes uht, wat wohin jing. Su-e biske hann ech dem Herrn Jungheim och schon jet hölpe könne. Z.B. lo-ech em Püffer ne Block med Zäddele. Op de Blä-eder han ech onge reihts et Datum jeschri-ewe, un deck quer öwer et Blatt de wechtije Vermerk: LEER!

Die Zeddelkes wu-ede butte anne leere Wajongs en de Käskes jeklemmt, die vü-ere su-e Kläppke met Kanickeldro-eht hadde, wo normalerwies de Adressatezeddele drin wore. Weil ech äwer be-eter te Fu-et wohr wie dor Herr Jungheim, han ech öm dat afjeno-eme. Ji-ede Wajong, de leer wor, krechden also twe-i Zeddelkes. E-ine vü-ere ennet Kässke, on e-ine ennet Kässke op dor Röcksitt.

Och die Wajongs, wo de rennkieke konz, dat se leer wo-ere, krechten de „LEER"-Zeddel! Ordnung moßt' sinn be-i dor Ieserbahn. Denn Formalismus hielt de Bahnemänner op Trapp. Domols schon …

Ju-ed en Erennerung jeble-ewe es mech noch dat he: ‚Mor hatte o-ewe am Fürsteberch so völl Wajongs anenangerjekoppelt, dat ne richtich lange Zoch druht wu-ed. Ji-edefalls för use kle-ine Püffer. En janze Re-ih der Wajongs wore schwer belade, met wat we-iß ech. Mor ko-eme widder op dor Ri-eh-heck' ahn, von wo af et jo berjeraf jing. Dor Herr Jungheim hielt dor Zoch ahn un mennden, ech sollt' mech henge oum letzte Wahre en dat Bremserhüske sette un do de Brems' ahntrecke, wenn he wenke di-et. - Nu so-et ech do hu-ech o-ewe em Bremserhüske, hatt' de Düre toujemackt, de Bank erongerjeklappt, on ki-ek usem kle-ine Finsterke öwer de Wajongdä-ehker no vüre, nom Püffer. - Ech jlöuf, sonn Wajongs jöwt et hütt jarnit mie. -

Wie de Zoch sech su höschkes berjeraf en Bewejung sadd'n, merkden ech, wie die schwere Wajongs dem kle-ine Püffer em Nacke so-ete, on bold hatt' de Zoch woll mie Fahrt drop alsem Herrn Jungheim li-ev wor. Dörch dat Finsterke soh ech dat de Herr Jungheim mett dor Hank nu en driehende Bewejung mi-ek, dat ech de Brems' ahntrecke sollt'. Ech fing wie jeck ahn te kurbele. Nur wie wor dat met dor Brems? Links- oder reihts-eröm? Wie ech och dri-enden, de Zoch no-em öwerhoupt kinn Notiz von minn Kurbelei he henge!

Enn sinner Nu-et hät de Herr Jungheim flöck e paar Hemmschuh-en op de Schi-ene jeleit. Die hant och jeholpe, wenn och e beske spät. - Denn als dor Zoch endlich stung, stung de jenau obbem „Lö-eke"! Dat wor nit widder schlemm. Denn ji-ede Lengtörper kannt' die Tücke von dem Bahnöwerjang he, on wat de Püffer för e onberechenbar Temperament han konnt'. He bliew ji-eder fü-er de Schi-en' stonn un ki-ekt i-escht emol öm de Eck', ob dor Püffer em Anmarsch wor un wie he ‚drop' wor … Et konnt' eijentlich nix passiere!

Äwer de Herr Jungheim es domols verdammisch ennett schwe-ite jerode …

Örjentwann wor onse kle-ine Püffer fott. Statt desse ko-em dor Herr Jungheim met en jröttere Diesellok ahn. Die wor so janz angisch. Schwatt on ru-et ahnjestrieke wor se. He saiden, als wollte mech trü-este, dat die uht Frankreich wör un doch völl stärker als dor Püffer. Die konnt' och von butte, vom Trettbrett uht bedennt wäede, ond, ond, ond … Konnt jo alles sinn - äwer et wor nit onsere Püffer. Do konnt' he kalle wat he wollt. - Jo, de woßt schientz öwerhoupt nit, wat he ons do ahnjedonn hat …

Späder wu-ed von dor Ieserbahn dann he och ens en richtije jru-ete Dampflok ennjesatt. Wenn se och mär ne kle-ine Tender hatt', wor

Der alte Prellbock an der Wedauer Straße

dat doch e jewaltech Ding, wat he erömfuhr. Äwer de Bahnemänner op der Lock bli-ewe ons fremd. No denne krechten mer och nit de rechtije „Dro-eht“. Die di-ede absolut nix för dor No-echwuchs.
Et wore schlaide Tiede för ons. - Döck so-ete mer obbem Prellbock on kiekten bedröppelt nom Jüterbahnhoff eröwer, ob sech nit doch onsere kle-ine Püffer vielleicht ens senn li-eht. Nix! He bli-ef verschött!
En dös Tied jo-ew et he och emoel e Onjlöck, dat Jottseidank jlimpflech afjing: Den nöje Bahnemänner is ens o-ewe anne ‚Riehheck’ ne komplette Zoch von dor jru-ete Lok berjeraf stiftejejange. De rollden führerlos öwer do „Lö-eke“ on de Duisburjer Stro-et. Un hätt’ onge am Äng onse decke Prellbock kott un kle-in jefahre. Un de hadde mer doch för „onbesiechbar“ jehalde!. - En janze Reih Wajongs wore entjleist, un de ieschte dre-i Wajongs stunge wiet hengerem plattjefahrene Prellbock em Jrö-ene. - Do fiel mech nix angisch e-in als: „Dat wör ‚ons’ nit passiert!“.

Johre späder han ech öm dann ens widder jesenn. Onse, - minne Püffer. Ech stung mem Auto an dor Bahnschrank’ he am Bahnhoff. Ech so-eh öm noch nit, erkannt’ öm äwer am Motorejeräusch! Ech eruss usem Ware, un - tatsächlich, dat wore! Woret wirklich? Oder wor et ne angere, de mär jenau so uhtsoh’? … „Rrrrrüüüü!“ mi-ek he, als he bei mech vorbeifuhr, „Rrrrrüüüü“!! Nä, do jo-ew et kinne Zweifel, dat wore, minne Püffer!

Ewald Dietz

Die „Köf II“, für Technik-Interessierte!

Für Verschiebearbeiten auf kleineren Bahnhöfen, zur Versorgung von Ladestraßen und Gleisanschlüssen ihrer Kunden benötigte die Deutsche Reichsbahn schon in den 20er Jahren leistungsfähige Kleinlokomotiven. Nach entsprechenden Versuchen Ende der 20er Jahre wurden 18 Probelokomotiven unterschiedlichster Bauart und Hersteller in Dienst gestellt. Aufgrund der mit diesen Maschinen gemachten Erfahrungen, entstand ein Beschaffungsprogramm für Kleinlokomotiven der Leistungsgruppe I. Zulieferer dieser Serie waren die Firmen Jung, Windhoff und Gmeinder.

Aber der nach wie vor herrschende Mangel an Kleinlokomotiven veranlaßte die Deutsche Reichsbahn zu Beginn der 30er Jahre zur Gründung einer Arbeitsgemeinschaft mit den Maschinenbaufirmen Deutz, Jung, BMAG, Krauss-Maffei und Orenstein & Koppel, die die Weiterentwicklung der Kleinlokomotiven der Leistungsgruppe I zu einer Einheitslokomotive der Leistungsgruppe II zum Ziele hatte.

Das Konzept sah die Einführung von dieselgetriebenen „Schleppfahrzeugen“ vor, die ab 1931 unter dem Begriff „Kleinlokomotiven“ geführt wurden.

Man legte hierzu folgende Begriffskennzeichnung fest:

K - (Kleinlokomotive)

b - (Benzol)	=	Antrieb durch Vergaser
ö - (Öl)	=	Antrieb durch Dieselmotor
d - (Dampf)	=	Antrieb durch Dampfmaschinen
s - (Speicher)	=	Antrieb durch Akkumulator-Speicher
e -	=	Kraftübertragung elektrisch mit Generator
f -	=	Kraftübertragung mit Flüssigkeitsgetriebe

Bei der Lintorfer Rangierlok, unserm „Püffer“, handelte es sich also um eine Kleinlokomotive der Leistungsgruppe II, eine „Köf II“ der Baureihe 322:

K - (Kleinlokomotive)
ö - Antrieb durch Dieselmotor
f - Kraftübertragung mit Flüssigkeitsgetriebe

Hier noch einige ergänzende Daten der „Köf II“:

Motorleistung	=	51 - 150 PS
Achsfolge	=	B
Treibrad	=	850 mm
Länge über Puffer	=	6450 mm
Gesamtachsstand	=	2500 mm
Höchstgeschwindigkeit	=	30 - 45 km/h
Anfahrkraft	=	4,6 Mp
Kraftstoffvorrat	=	110 - 180 l
Kraftübertragung	=	hydraulisch
Bremse	=	mechanisch
Antrieb auf Achsen	=	Rollenketten

Trotz vieler Veränderungen und Varianten im Laufe der Jahre, zeigten alle „Köf II“ dasselbe Äußere. Unterschiede gab es lediglich in der Arbeitsweise und Bauart der Motoren. Einheitlich blieb auch der Antrieb der beiden Achsen über Rollenketten bzw. die mechanische Bremse.

Diesellok Köf II, Vorderansicht

Blotsche, Klompe

Die Öldere onger uns we-ede sech noch op die schlaide Tied treck noem letzte Kre-ech besenne könne. Wie wechtech et domols wor, jet anne Fü-et te hann. Un do me-in ich jetzt nit et Jeld! Dat wor do jo sowiesu-e nix mie wä-et. - Völl wichtijer wor et, wärme Schu-en ane Fü-et te hann! Die hatt' äwer längst nit ji-eder. Kenger von Jeschäftslütt oder vonne Bu-ere, jo. Also Lütt, die sowieso jett anne Füet hadde, die hadde och wärme Füet.

Onsere-ins hatt' mär *e-in* paar Schu-en; un die wurden mär sonndais ahnjetrocke, oder donnersdais no de Schollmeß. Mer trure em Wenkter Blotsche un em Su-emer Holtkläpperkes. Äwer so janz selwsverständlich wor *dat* och nit. In e-inem Su-emer z.B. wu-eden en dor Scholl mo-el bellije Jummisandahle jratis verde-ilt. Natörlich wore nit för alle Blare jenoch do. Also ki-ek dor Lehrer no-eh, wer von de Kenger schlaiht Schouhwerk anhatt', on die dorften sech dann e Paar Jummilatsche us dem Houpe eruhtsöhke.

En des Tied der Nu-et ko-eme de Blotsche jru-et „en Mu-ed'". Jetzt wü-ed sicher de e-ine oder angere mem Kopp schöddele, wenn ech sahch, dat dat Blotschedrahre nit dat Schlaihtste wor. Denn ech kann mech nit besenne, domols ens Kenger mit Platt- oder Kneckfü-et jesenn te hann. Dat Blotschedrahre wor en jesonde, un vor allem em Wenkter en rechtech lecker-wärme Anjelejehe-it. Denn enne Blotsche trure mor decke Söck oder selwsjeni-ende Müffkes. Also kaule Füet? Kannte mor nit!

Dat Problem wor, dat mor de Blotsche - oder Klompe wie mor och said'n - nit so e-infach koupe konnt, wann mor wollt'. Die konnze mär krieje, wenn et se jo-ew. Un dat ko-em selten jenoch vür. Wenn mor z. B. op dor Duisburger Stro-et onjewü-enlich völl Lütt met nööije Klompe römloupe so-eh, konnze drop jonn, dat „bei Brauns" en Sonderzuteilung Blotsche ahnjeku-eme wor! Dat jing eröm wie Lauffüer.

De Blotschevorkoup wu-ed bei Brauns nit vüre em Lade afjeweckelt, sondern henge oum Hoff em Stall ne-ewe dor Wäschkösch. Do wore de Klompe anfangs schüen akkerat opjestapelt, un all' met ne kle-ine Dro-eht pärkeswies tesahme jebonge, domet mo nit te Huhs ahnko-em un twe-i linke en dor Täsch hatt'. Op den Blotsche wo-ere blaue Nümmerkes jestempelt. Weje de Jrötte.

De Frau Braun kannt öhr Kundschaft jenau un se paßden op, dat kinner mie Blotsche mitno-ehm, als ömm toustung. Do sech jetzt äwer Stöcker ti-en oder fuffti-en Lütt obbemo-el öwer de Klompeberch hermi-eke, öm för sech ode de Blare de reihte Blotschjrötte eruht te sö-eke, so-eh de Blotscheberch no kotte Tied uht wie ne Scheiterhoupe. Dat wor äwer och en Sö-ekerei! Do no-emste twentich Paar Klompe inne Finger on haz nüngti-enmo-el de falsche Nummer. Un dat e-ine Paar, dat de re-ihte Nummer had'n, paßten nit. Blotsche durften alles sinn, mär nit te kle-in, denn se jo-ewe jo kie biske no-eh. Blotsche moßten emmer en ju-ede Nummer jrötter sinn. Äwer te jru-et wor och nix. Weil se dann beim Jonn schlappten un de Söck anne Feesch kapott mi-eke. Hadde se partu dinn Jrötte nit, moßt' mo twe-i Nummere jrötter ne-ehme. Dann wu-ed vü-ere enne Spitz ne Knubbel Ziedungspapier erennjestoppt. Dann paßten se widder.

Ons Klompe sohe nit so uht, wie mor se hütt noch en Holland dröcht. Für die hanze fröhjer „Hongshüskes" (!) jesait, wie mich et Marlies Füsgen ens vertellt hätt. Also wat die Lütt sich so alles ennfalle lo-ete …

Nä, uns' Blotsche sohe mie uht wie kle-ine Paddelbötches. Vüre öwer dor Spang wu-ed ne Ri-em drüwer jenarelt, domet de Blotsche be-im Loupe nit flieje jinge. Wenn de Blotsche schüen fast am Fu-et so-ete, konnte mor domet rechtech flöck loupe. Wat natörlich ne Mordsspektakel miek. Vor allem em Flur oder em Treppehuhs. Minne Vatter hätt' sech dat en Tied ahnjehührt und hätt kotterhank Jummi onger min Blotsche jenarelt. He mennden, de Blotsche wü-ede dodürch länger haule …

Obbert jlöwt oder nit, äwer mer hant mit de Klompe Fußball jespellt. Wat he-ißt he Fußball? Henger ne kle-ine Tennisball simmer herjeloupe. Dat Tor wor tösche twe-i Böum oum Schollhoff, un dor Heinz Möser wor dor Torwart, - weil de so jru-ete Häng hatt'.

Die Jonges, die Schouhwerk ahnhadde, wore dobe-i be-iter drahn als mor Jonges mit Klompe. De Schollhoff wor nämlich met ru-ede Äsch bestreut. Dodörch rutschte mor met de Klompe döck uht, und so-ete kapaftich op de Fott.

Wenn mor äwer de Ball ens ‚am Blotsch' hadde, hätt' sich jarantiert kinner mit Schu-ehn an ons erahnjetraut un sinn Jesondheit riskiert. Dat könnt er mech jlöwe!

So hatt' dat met de Blotsche *och* twe-i Sidde, wie so oft em Le-ewe. Son Klompe wo-ere för völles te jebruhke: Mit denne hammer beim Pastur Veiders de E-etkaschteie vonne Böum jehollt. Oder mer Jonges hant uns met denne verkammesöhlt. Oder mer hant, wenn mor us dor Scholl ko-eme, de Afkürzung geno-eme, on sind quer öwer dor Acker vom Bu-er Lücker no Huhs jeloupe. Met Blotsche jing dat alles …

De beste Tied för de Blotsche wor dor Wenkter, wenn Schni-e lo-ech on et ieskault wor. Inne Blotsche hazte immer dröje un wärme Fü-et! - Richtich ju-et wor et, wenn mor oum Schollhoff en Schlinderbahn jemakt hadde. Die nit selten twentich on drüttich Meter lang wor. Dat wore jru-ete Oureblecke för de Blotsche. Besongesch dann, wenn se su stark vorschli-ete wore, un se kinne Affsatz mi hadde un onge dronger so jlatt un platt wore wie e jehubbelt Brett. Met Schu-en do te schlindere wor schon nit schlait. Äwer met Blotsche jing de Post af. Döck ko-eme mor i-esch wiet henger de Schlinderbahn te stonn.

Schad', dat de Pänze dat hütt nit mie erle-we könne - dat mit de Blotsche. ‚Kits' he-ite se jo hütt. De Mötz hant se vorki-et eröm oum Kopp, de Box op de Hacke hange, on Schu-en hanze ahn, so jru-et, als wollten se mit denne in twentich Johr noch erömloupe. Nä, nä - dann schon li-ewer Blotsche. Och twe-i Nummer jrötter …

Lintorfer Weisheit vom
Jriet Rosendahl:
„Wer sin Knö-ek verwahrt,
verwahrt kinn douwe Nü-et!"

Ewald Dietz

Op Fre-ersfü-et

Die Gastwirtschaft
„Zur Stadt Angermund“ (1920)
Ecke Rahmer Straße / Lintorfer Waldstraße
Besitzer: August Rademacher

De Äujus on de Willi woren twei Burejonges ut Lengtörp. Se dieden de Week üver fließich ör Arbed, de ene holp em Vatter enne Burschaft on em Fouragehangel, de angere wor Schreener. Et Sonndeis jingen se op Jöck on kieken nach nette Mädches ut. E-in Week noh Penkste (Pfingsten) wud en Angermonk Kermes jefiehrt, do wor et aule Bruk (Brauch), dat die Lengtörper metfiehrden.

Su jingen die twei Boschte (Burschen) dorch der Bosch noh Angermonk. Et wor ne schüne sonnije Dag, half Lengtörp wor op de Been nach de Angermönger Kermes.

Op de Eck wor die Wietschaft Rademacher, em Saal, henge erut op de Bierjade an, spellden schon die Musik töm Danz op. Die Danzmusik huht mer schon von wiedem, on die Lütt em Bierjade hatten och ör Freud dran. Die twei freuden sech schon op ne löstije Ovend on en lange Neit. „En Angermonk süht mer widder angere We-iter als en Lengtörp, hoffentlich es för us watt dobe-i.“ Su vertellden se sech on woren voller Fürfreud.

De Kermesplatz met Kasell, Rollmöps, Ihsbude, Lukas on Schießbude interessierden se nit, schnurstracks jong et en der Danzsaal.

Do wor watt los för die twei. Et jof lecker Bier on et Wichtigste, nette We-iter. Medderneit jingen all de Lampe ut on de Musik spellden: „Juter Mond, du jehst so stille.“ Do wuht flott et Mädche fest jedröckt on jebützt. Allto rasch verjing die Tied, et fing schon an, hell te wede, jetz noch enne Wietschaft on e lecker Bierke on dann op Hus an.

Ja, wat sohren se denn do? Do stongen henger em Tresen twei nette jonge We-iter, die hadden se vörher noch nit jesenn. Do wud jeschäkert on jelacht, on et Bier, von su nette We-iter jezappt, schmeckten immer besser. Em Vertell stellden sech erut, dat et twei Burewe-iter ut Heidhausen woren, et Paula on et Marie Viehaus, Kusine vonne Rademachers. Die nette We-iter wollten se widdersehn, on schon bold.

Su hant se sech affjekallt för Sondag en vietien Dag.

(Am Sonndag drop wor Lengtörper Kermes, die dorften se doch nit verpasse.) De Sonndag ko-em, aver wie nach Heidhausen henkueme?

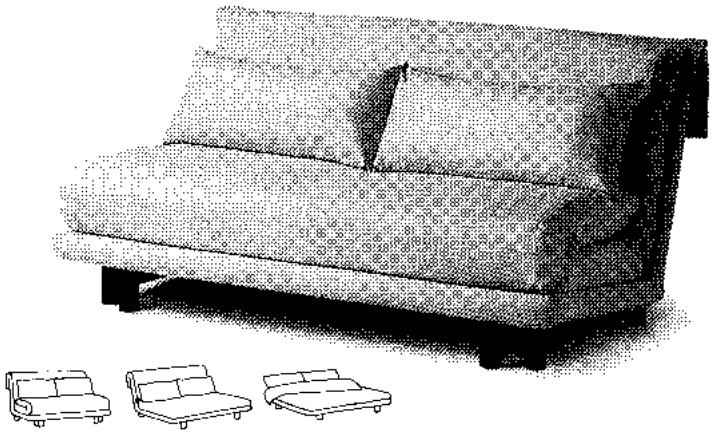
Sie hadden weder Auto noch Motorrad, met em Fahrrad wor et te wiet. Also fuhren se met em Zoch noh Ratingen-West, von do ut te Fu-et nach Ratingen-Ost, on dann met em Zoch nach Werden, von do ut te Fu-et nach Heidhausen. Wat de-it mer nit all för de Fre-ere-i.

Als die Jonges ankohmen, stongen die Mädches schon am Jadestung (Gartenzaun) on warden. Verstohle bekieken die Jonges sech de schöne jrute Hoff, jo, die We-iter hadden watt anne Fü-et, och niet schleit.

Te-ihsch jingen se watt dorch de Feiler spaziere, dann dorch e Böschke, on dann en der Danzsaal, de Jesangvereen von Heidhausen had Stiftungsfest. Wat wor dat ne schüne Nommedag on en schüne Neit, aver om twelf Uhr moßten et Paula on et Maria to Hus sin, do wor de Herrlichke-it

Möbel haben viele Namen.
Wir haben Markennamen.

Wohnkultur für Individualisten.



EINRICHTUNGSHAUS
MOLITOR
KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 · 40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 · TELEFAX (0 21 02) 3 71 63

am Eng. Wie aver jetz en de Neit nach Lengtörp kuhme?

Von Werden jong ne Zoch noh Kettwig on wenn se Jlöck hadden, von Kettwig noh Ratingen-Ost, on dann te Fu-et nach Lengtörp.

Su fuhren se met dem Zoch noh Kettwig. En Kettwig anjekome, hieß et utsteje, de Zoch fuhr nit widder. Do jing de Äujus nohm Zochführer on seid: „Lieve Mann, könnt Ihr us nit noh Lengtörp fahre, wir wollen et öch och ju-et betahle?“ „Nein meine Herren, das geht nicht, hier in Kettwig ist Schluß.“ Su bliev den beds nix angisch üver, als von Kettwig te Fuet noh Lengtörp te jonn. Als se en Lengtörp ankomen, fing et schon an hell te wede.

Te Hus anjekome, seid der Äujus: „Jetz jonn ech flöck en der Stall on donn dem Schümmel et Fuder enne Krepp, dann jonn ech heusch (leise) erop on treck mech öm, dann ment der Vatter, ech wör su fröh opjestange. –

Am angere Sonndag kräch em Willi sie Motter Besük von öhrem Bru-eder Franz ut Riemke. Als de Willi enne Stu-ef kom, seid de Uhme Franz: „Na Jong, wie es et met de Fre-ere-i?“ „Och janz ju-et, Uhme Franz, du heß doch fröher op de Kotter-he-id jewohnt, do kenns du doch die Bure en de Jejend, kenns du ne Bur Viehaus en Heidhausen? De hätt twei nette We-iter.“ – „Ja, de kenn ech, aver do lott de Fenger van, dat es nix för dech.“ – „Aver woröm dann nit?“ – „Die sind evangelisch.“

Die Motter wor och dobei on hätt alles jehuht, die wor och dojejen, on su hatt die Fre-ere-i e Eng. Fröher huht mer noch op die Aule!

Et konnt och ne Jront met sinn, dat de Wech te wied wor on dat Fre-e met te völl Omständ verbonge wor.

Et wore völl, völl Johr verjange. De Äujus wor schon lang du-et, de Willi war schon ault, hätt Frau on Kenger, sujar Enkel on Urenkel. Sinnem Freund Fritz vertellde jeen ut aule Tiede, och die Jeschichte von die twei We-iter ut Heidhausen. Am Eng häd he jeen jewoßt, wat ut den twei We-iter jewode wor.

Enes Dags satten se sech en et Auto, on der Fritz fuhr op Heidhausen an. An nem jru-ete Burehoff hölt he enn, jeht en et Hus on köppt tien Eier. „Sahrense mal, wohnt hier in der Nähe ein Bauer Viehaus?“ – „Ja, da müssen Sie gradeaus fahren, erste Straße rechts, dann links, dann sehen Sie den Hof schon.“

Janz flott hätt de Fritz de Hoff jefonge, dat wor ongertösche ne Reiterhoff. Op em Hoff stongen die Reiter on die Peed, on de Fritz jing op enem tou.“ „Ist vielleicht der Viehaus hier?“ – „Ja, da drüben der Herr in dem grünen Anzug, das ist der Herr Viehaus.“ –

„Juten Tach, sind Sie der Herr Viehaus?“ – „Ja, das bin ich.“ – „Ich habe einen Bekannten bei mir, einen alten Herrn von fast neunzig, der hat die Paula und Maria Viehaus gekannt, leben die noch?“ – „Das waren meine Tanten, die Maria ist schon sehr lange tot, und die Paula ist vor 15 Jahren gestorben. Wenn sie sie besuchen wollen, den Weg zum Friedhof kann ich ihnen zeigen.“ –

„Nein, das wollen wir nicht, aber vielen Dank für Ihre Auskunft.“ Su jeht et em Leve, de Mensch blöht wie en Blum on verblöht widder.

Maria Molitor

Ratingen

Mein Dorf liegt an der Düssel
aber Ratingen ist die Stadt
manchmal hält der Mond inne
und versilbert ihre Straßen

duftend nach fließendem Wasser
schwimmt sie an der Anger vorbei
ein Körbchen von Kürbis
worin der kleine Moses schläft

eine Muschel in den Hügeln verloren
eine kleine rheinische Nachtmusik
eine Kinderstimme ohne Ruß und Rost
ein Kurort für Heimweh

wie Sonnenblumenkerne in der Blüte
fügt sich Haus zum Haus –
wenn ich in der Ferne bin
ruft sie mich mit lauter Stimme

ich weiß wo ihre Nachtseite liegt
wo die Sonne sich schlafen legt und
in welchen Schränken die Karnevalstrachten auf die Feste warten

ich kenne all ihre Stadtdirektoren
und Bürgermeister die das goldene
Ei der Luftvögel ausbrüten
im seidenen Nest am Blauen See

Stadt mit dem kurzen Haarschnitt
mit den grünen Rändern und Ecken
mit einem Maikäfer als Herz
mit den zeitvergessenden Uhren

wo Mauerreste die Vergangenheit
bewachen und Erinnerungen fröhlich
feiern wie farbige Wellensittiche
in einem Käfig von Kupferdraht

ich kenne die Stadt an ihrer Stimme
denn sie ruft immer
wenn ich außer Reichweite bin:
Ratingen ist deine Stadt.

Wouter Kotte

Die Verfasserin der folgenden Geschichte wurde 1978 geboren und machte im Juni 1997 ihr Abitur am Theodor-Heuss-Gymnasium in Ratingen. Ihre Auseinandersetzung mit der Geschichte unserer Stadt verfaßte sie als Beitrag zu dem Literaturwettbewerb „Ortswege", den die Stadtbücherei zusammen mit der „Rheinischen Post" für 1997 ausgeschrieben hatte:

Ein Geist aus alter Zeit

„Schritte, Füße, Schuhe. Gnadenlos hämmern sie zu Boden, schlagen Stück für Stück auf die Geschichte unserer Stadt. Siehst du?" Der faltige Finger einer alten Frau zeigte auf das Pflaster vor uns. Wir saßen auf einer der Bänke, die vor dem Bürgerhaus standen, in der Sonne. Durch Zufall hatten wir uns getroffen, sie meinen neugierigen Blick bemerkt und zu reden begonnen. „Ein Forscher des hiesigen Heimatvereines, Jakob Germes, sagte einst: Straßen waren das Schicksal dieser Stadt, sie brachten Siedler, Händler, Missionare, Soldaten aus allen Ländern Europas. Sie brachten Aufstieg und Niedergang. Diese Steine hier, sie sind alt, sie sind so viel älter als ich. Und die Menschen, die über sie hasten, achten sie nicht. Vor über siebenhundert Jahren, am 11. Dezember 1276, stand dort der Herold mit seiner Pauke, schlug sie, um die Menschen auf sich aufmerksam zu machen, und sein Pferd neben ihm scheute, tänzelte unruhig hin und her. Sobald das Dorf versammelt war, hub der Herold an, die Stadterhebungsurkunde zu verlesen:- Im Namen des Herren. Amen. Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Amen. Allen, die dieses Schreiben sehen oder hören, jetzt und später. Wir, Adolf, Graf, und Elisabeth, Gräfin von Berg. Haltet auf ewige Zeit fest, was folgt: Es pflegt die Unwissenheit mit der Wahrheit zu kämpfen, und die Vergessenheit ist eine Brutstätte des Zankes, wenn nicht die Erinnerung an eine Tatsache durch das lebendige Wort der Zeugen oder durch die Schrift dauernd gesichert ist. Darum wollen wir, daß allen kund sei, daß unsere Stadt Ratingen, wie sie da liegt, und alle unsere Bürger, die jetzt in Ratingen leben oder später leben werden, mit allen ihren Gütern von allen Steuerlasten frei sein sollen. Nach reiflicher Beratung mit unseren Freunden und Getreuen haben wir zum gemeinsamen Besten unsere Stadt Ratingen und ihre Bürger einfach frei gemacht. - Kannst du die Menschen jubeln hören, siehst du, wie sie die Hüte in die Luft werfen, wie sie lachen und ein Fest für den Abend planen, um ihre Freiheit zu feiern? Sie wußten, daß es ein bedeutender Schritt für ihre Zukunft war. Ratingen wurde zum Tor des Bergischen Landes. Der Handel florierte, die Stadt blühte auf. Durch sie zog sich die Salzstraße. Über diesen Marktplatz riefen am Markttag die Händler ihre Waren aus, hier vergnügten sie sich bei Volksfesten, wurden unterhalten von Gauklern und Schaustellern, hier kam die Bürgerschaft zusammen, um die Herren von Berg zu ehren, hier sammelten sie sich vor Prozessionen. Zu dieser Zeit wußten die Menschen nicht, daß sie nur ein Stein im Spiel der Fürsten waren. Allein aus Rivalität zu Siegfried von Westerburg, dem Erzbischof zu Köln, war Ratingen zur Stadt ernannt worden, um ein politisches und strategisches Gleichgewicht zur Barbarossastadt Kaiserswerth zu schaffen. Doch der Krieg kam nicht. Das aber konnte nicht lange darüber hinwegtäuschen, daß Ratingen im Streit entstanden war. Seine Gründung war vor allem durch den Mord an dem Grafen Engelbert von Berg vorangetrieben worden. Der Konflikt mit dem Erzbischof hatte sich so weit verschärft, daß eine stark abgrenzende Stellung die letzte logische Konsequenz gewesen war. In der Zeit des Friedens aber entwickelte sich Ratingen im Schutz der Mauern immer weiter. Den Reichtum, den vor allem die Schmiede und Schleifer brachten, konnte selbst Düsseldorf nicht brechen. Schon von daher rührt eine ewige Konkurrenz zu der großen Nachbarstadt. Sie konnten uns nie einholen." Die alte Frau kicherte leise und ein wenig spitzbübisch, wohl in Gedanken an das immerwährende Gerangel um Stellung zwischen Ratingen und Düsseldorf. Mein Blick wanderte über die alten Steine. Und die Menschen vor meinen Augen verschwammen. Sie trugen keine Jeans mehr, sondern lange Brokatröcke und weite Pelzmäntel. Ich sah die Herrschaften von Berg vor mir herreiten, umringt von einer Gruppe von Gefolgsleuten, die Standarten trugen. Der Zug wand sich über den Marktplatz, auf dem die Handwerker ihre Arbeit niederlegten. Ein Schmied nahm die Lederschürze ab, die ihn vor der Glut schützen sollte, und neigte ehrfürchtig das Knie. Das Pferd der Gräfin von Berg scheute, weil ein streunender Hund vor die Hufe ihres Pferdes gelaufen war. Es war eine kleine, friedliche und reiche Gemeinde, die ich durch die Augen der alten Frau sah.

„Viele Jahre ging das so", fuhr sie fort, trieb den Film vor mir weiter. „Ruhig war Ratingen in der Tat. Keine Eroberung konnte ihre Mauern durchbrechen, die Hexenprozesse sind mehr oder weniger unschädlich vorbeigezogen. Wir haben zwar alle platte Daumen, aber trotzdem - oder gerade deswegen - unseren eigenen Schutzpatron. Er hat hier gewacht, bis zu dem unseligen Dreißigjährigen Krieg. Was Kriege, Intrigen und Naturkatastrophen nicht erreichen konnten, schaffte ein winziges Tier. Die Ratten. In der Zeit der größten Hungersnot in Ratingen brachten sie auch noch die Pest. Der Hauch der Verwesung verschwand nie ganz aus der Luft. Die Leichen lagen teilweise auf der Straße, weil sie nicht schnell genug fortgeräumt werden konnten. Auf großen Holzwagen wurden sie gesammelt, von Männern, die am ganzen Körper in Lumpen eingehüllt waren, um sich vor Gottes

Strafe - wie sie es nannten - zu schützen. Die unseligen Toten brachte man vor die Stadtmauern, um sie in Massengräbern zu verscharren, aber viele wurden auch verbrannt. Von diesem Schlag hat sich Ratingen nie wieder erholt. Über die Hälfte der Bevölkerung starb damals. Kannst du dir die Stadt vorstellen? Die Straßen sind leer. Niemand traut sich aus dem Haus, aus Angst vor der Seuche. Aber auch waren so viele Mitbürger gestorben, daß Ratingen, die einst blühende Stadt, das Tor zum Bergischen Land, wie eine Geisterstadt wirkte. In manchen Häusern wurden Pestfeste gefeiert. Die Menschen, die wußten, daß sie sterben würden, feierten rauschende Bälle, tanzten und freuten sich ihres Lebens, bis sie tot umfielen. Es war schrecklich für die zum Tode Verurteilten, aber es war noch schlimmer für die Gesunden, die ihre Familien und Freunde verloren, die von Tod umgeben waren, die versuchen mußten, wieder Ordnung in ihre Stadt zu bringen und die nicht fliehen konnten. Manche wurden vor Trauer verrückt und stürzten sich von den Stadtmauern."

Ein Eishauch ergriff mich. War das Klingen, das ich hörte, nur ein lauter Fernseher, oder war es die Musik, die auf dem Pestball gespielt wurde? Neigte sich dort oben im Fenster des Bürgerhauses tatsächlich ein Herr vor einem jungen Mädchen, um es zum Tanz aufzufordern, während auf dem Vorplatz ein Leichenwagen von zwei mageren Ochsen vorbeigezogen wurde? Auch die Sonne schien plötzlich nicht mehr zu wärmen.

„Doch irgendwann war das Schicksal Ratingen wieder gnädig gestimmt. Die Pest war ausgerottet worden, durch Gebete und fahrende Wunderheiler. Alles, was diese taten war, den Menschen ordentliche Hygiene zu lehren, aber inmitten dieses Pestodems mußte es wie ein Mysterium wirken. Das erste Weihnachtsfest nach dieser schweren Prüfung wurde auf dem Marktplatz gefeiert, der zwar klein war, aber allen Bürgern genug Platz bot. Es war kein fröhlicher Abend, denn viele Menschen waren allein. Doch gerade damals wurde man sich bewußt, daß es weiter gehen mußte. Gemeinsam, Hand in Hand, Frau und Mann, daß versucht werden mußte, die alte Größe wieder zu erreichen. Doch vergebens. Düsseldorf war in der Zwischenzeit zur Hauptstadt des Bergischen Landes erklärt worden. Von da an galt Ratingen als nicht zu bändigende Kleinstadt, die Düsseldorf immer wieder eingemeinden wollte. Aber das ließen wir nicht mit uns machen. Wir behielten unsere Freiheit. Es kam die Gründung des Deutschen Reiches unter Bismarck. Zwei Vertreter Ratingens konnten an diesem denkwürdigen Moment teilhaben. Auch sie standen wieder hier im Zentrum der Stadt und berichteten, wie Bismarck mit der Hand auf dem Schwert seine Rede für den Zusammenschluß der deutschen Fürstentümer gehalten hatte. Und sie erzählten von dem Jubel, der in ganz Deutschland geherrscht hatte, als die Dokumente zur Reichsgründung unterschrieben worden waren. Sie beschrieben den Taumel, in dem sich das Land befunden hatte. Dieser Taumel erreichte auch Ratingen, als es später zusammen mit dem Kaiser nach einem Platz an der Sonne strebte, als sich Bürger aufmachten, um in den deutschen Kolonien neue Existenzen zu gründen. Der Taumel hielt auch an, als der Erste Weltkrieg ausbrach, dieser unselige Krieg, der ein neues Zeitalter einläutete. Voller Freude und Zuversicht zogen die Männer der Stadt in den Krieg, nahezu stolz, kämpfen und sterben zu dürfen. Ihre Frauen und Kinder blieben zurück, wieder allein, lange Zeit ohne Nachricht von ihren Söhnen, Vätern und Ehemännern. Nur über die spärlichen Zeitungen konnten sie erfahren, wie es um Deutschland stand. In einer Zeit der tiefsten Krise und ohne Fernseher und Radio war es schwer, in einer Kleinstadt am großen politischen Leben teilzuhaben. Das änderte sich, als die Alliierten nach Deutschland griffen. Sie beuteten das Land aus, wollten es erniedrigen. Und bis heute weiß ich nicht, ob ihre Handlungen richtig oder falsch waren. Denn Deutschland erzürnte sich gegen die Eindringlinge. Und plötzlich war Hitler da. Er nutzte die nationale Strömung im Land, er machte seine Paraden und hielt seine Reden. Nur zehn Jahre nach der Neugründung der NSDAP war er Diktator über halb Europa. Und auch er zog Deutschland in einen Krieg. Doch diesmal gab es nicht diese Freude, nicht die Abschiedsfeste. Die Gestapo war in Ratingen erschienen, hatte hier - in der jetzigen Anne-Frank-Schule - ihr Hauptquartier errichtet. Die Goldfasane, wie wir sie nannten, die Führer der Partei, stolzierten durch die Stadt. Allein durch ihre Anwesenheit verbreiteten sie Angst und Schrecken unter den Menschen, die nicht vom Nationalsozialismus begeistert waren. Aber das waren nicht so viele. Man genoß die Paraden, die hier hermarschierten, mit Tambourkorps und Schmiß, wie man es damals nannte. Es war etwas so ganz anderes, es wurde eine Stärke präsentiert, die Ratingen einst selbst besessen hatte und sich schon lange zurückwünschte. Die harten schwarzen Stiefel schlugen auf die Pflastersteine, zeigten, daß die Vergangenheit ein tragendes Element in der Politik der neuen Regierung sein sollte. Es war beeindruckend, es war ergreifend, und es war vor allem das, was die Bevölkerung wünschte: Ein starkes, eigenständiges und stolzes Deutschland. Aber wer kritisch die Entwicklung betrachtete, wer tatsächlich mal „Mein Kampf" gelesen hatte, der schauderte, wenn er die Fackelaufmärsche sah, wenn er die Stimmen, anonym und gleichgeschaltet, singen hörte." Der Abend dämmerte, Laternen flackerten auf, kleine Nebelschwaden zogen durch die Stadt. Ich glaubte, noch den festen Tritt zu hören, die Stimmen, die „Die Fahne hoch" sangen, sah die Menschen jubeln, aber sah auch ängstliche Blicke, schien schon längst vergangene Emotionen zu spüren, sowohl Freude als auch Furcht. Diese alte Frau neben mir war wie eine Linse, doch sie bündelte kein Licht, sie bündelte Geschichte. Sie ließ Historie auferstehen, beschwor die alten Zeiten herauf, um mich zu lehren.

„Dann kam der Krieg. Durch die Nachbarschaft zu Düsseldorf waren auch wir immer wieder im Feuer der Bomber, vor allem der Engländer. Tommies haben wir sie genannt. Rund um Ratingen kannst du Krater finden, die von den Einschlägen erzählen. In den verschiedenen Stadtteilen standen Flakgeschütze, um die Stadt

zu verteidigen Trotzdem wurde viel zerstört, nicht so viel wie in Aachen oder Köln, aber viel. Jede Nacht brannte ein anderer Teil der Stadt, alte Dokumente und Gebäude gingen für immer verloren. Ganz zu schweigen von den Menschen. Doch irgendwann wurde der Krieg eingestellt und das Leben ging weiter.

Ja, man kann sagen, daß Ratingens Geschichte immer mit menschlichen Verlusten in enger Verbindung stand. Und doch geschah eines Tages das, was viele für unmöglich gehalten haben. Ratingen, diese vom Schicksal schwer geschlagene Stadt, erlebte ihre 700-Jahr-Feier. Die Straßen wurden mit Wappen, Wimpeln und Fahnen geschmückt, das ganze Jahr über waren Feste und Veranstaltungen angesetzt. Und Höhepunkt war der Sommer, war das Schützen- und Bürgerfest, war die Kirmes. Nicht nur die Einwohner, nicht nur die Menschen aus den angrenzenden Städten kamen. Sogar Fernsehteams erschienen auf dem Marktplatz und filmten die Schützen, wie sie an Bürgermeister und Ehrenbürgern vorbeidefilierten. Auch Vertreter aus Bonn besuchten unser kleines Juwel, lobten die Standhaftigkeit gegen alle Ungerechtigkeiten des Lebens und saßen mit den Bürgern in den Biergärten oder auf den Mauern, da neben uns, auf denen seit nahezu einem Jahrhundert schon der Bergische Löwe über Ratingen wacht. Sie genossen, daß sie aus dem Streß der Großstädte, des politischen Geschehens heraus waren, sie begannen, unsere Kleinstadt zu lieben, die noch immer ein bißchen von ihrem romantischen, teilweise auch geheimnisvollen Flair behalten hat. Siehst du die Menschen, wie sie feiern, so wie sie immer feiern konnten, wenn sie wieder einmal ihre Freiheit, die ihnen versprochen worden war, verteidigt hatten, wenn sie wieder einmal für ihr Fortbestehen gekämpft und gesiegt hatten. Dieser Stolz, ein Ratinger zu sein, lebt noch heute in den Bürgern weiter, wenn sie sich weigern, sich Düsseldorf anzuschließen, wenn sie zum Zentrum der Computerbranche avancieren. Und doch, und doch ... ist es immer noch die gemütliche Kleinstadt."

Die Glocken der Kirche begannen zu läuten, in ihrem ganz eigenen Lied zu singen. Man hatte mir gesagt, daß sogar die Glocken hier Namen hätten.„Dicke Märch" hatte man eine liebevoll getauft. Aus St. Peter und Paul trat eine Hochzeitsgesellschaft, applaudierend und lachend. Nachdem die junge Braut ihren Hochzeitsstrauß von sich geworfen hatte, hob der Bräutigam sie in eine weiße Pferdekutsche, und sie wurden fortgefahren, über den Marktplatz hinweg, quer durch die Stadt, um irgendwo, vielleicht in einem alten Gasthaus oder einem gerade eingeweihten Hotel, diesen Tag zu genießen. Ein angenehmer Anblick, auch wenn er anachronistisch schien.

Ich drehte mich zur Seite, wollte der alten Frau danken für ihre Erzählung, doch sie war verschwunden. Nirgendwo, nicht auf den Wegen, nicht auf dem Marktplatz konnte ich sie entdecken. Wie ein Geist, durchfuhr es mich, wie ein Geist aus alter Zeit.

Martina Raub

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke" weiterhin zu veröffentlichen.

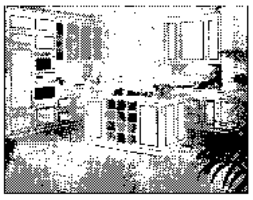
Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1999.

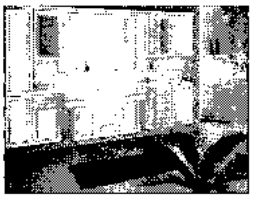
Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Große PORTAS-Ausstellung für Ihre Modernisierungs-Wünsche!

Türen

Haustüren


Küchen


Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

PORTAS® Gutes erhalten. Neues gestalten.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS. Der weiteste Weg lohnt sich!

Konrad Mende GmbH
Breitscheid, An der Pönt 51, ☏ 02102/17730
direkt am Breitscheider Kreuz, zwischen „Blumen Schley" und „Allkauf"

PORTAS® - Ihr Renovierer Nr. 1 - 500 x in Europa

Ratingen 1885 - 1899

In den letzten Jahren habe ich in einer Vortragsreihe „Ratingen vor 100 Jahren“ des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege über Ereignisse und Entwicklungen in unserer Stadt erzählt. Ich möchte in diesem Artikel einiges aus diesen Berichten zusammenfassen. Im ganzen berufe ich mich auf die „Ratinger Zeitung“, deren vollständiger Titel damals lautete: „Allgemeiner Anzeiger für Ratingen und Umgebung resp. die Bürgermeistereien Ratingen, Eckamp, Hubbelrath und Mintard.“ Dieses Gebiet war nur unwesentlich größer als unser heutiges Stadtgebiet.

Ratingen hatte am 1. 1. 1885 eine Einwohnerzahl von 5415. Das waren 49 mehr als ein Jahr zuvor, 1885 kamen 28 dazu.

Am 30. Januar 1885 druckt die Zeitung einen Bericht aus der Nr. 10 des Solinger Wochenblattes (vom 12. März 1825) ab:

„Antwort auf die geschichtliche Anfrage in Nr. 5 dieses Blattes, das Alter der Städte Ratingen, Solingen und Lennep betreffend. Ratingen war schon weit früher als Lennep und Solingen eine Burg und geschlossener Ort, der sein eigenes Gebiet hatte, jedoch im Besitze eines einzelnen Ritters (Dynasten) geblieben war, dessen Namen indessen nicht lange bestanden haben muß, denn Kaiser Otto, der von 1193 - 1219 (1198 - 1218?) regierte, gab die Burg Ratingen dem Grafen von Berg zum Lehen, als dieser ihm in der strittigen Kaiserwahl gegen Philipp von Schwaben beigestanden hatte. Diese alte Stadt hatte früher eine bedeutende Panzer-Fabrik, und schon im Jahre 1246 wurden reisende Kaufleute aus Ratingen in der Gegend von Creuznach geplündert, worüber eine Fehde mit dem Burggrafen von Stromberg entstand.

In einer alten Schrift wird über Ratingen gesagt, daß schon im Jahre 708 Ratingen ein Dorf war, welches von den Sachsen von Grund auf zerstört wurde. Die Veranlassung dazu war, daß der sächsische Feldherr Bruno, welcher mit einem ansehnlichen Gefolge übernachtete und bei einem Streite den Vorsteher mit zweyen Knechten tödtete, von den Einwohnern desselben mit seinem Gefolge aus Rache ermordet wurde.“

Mit der Entwicklung der Stadt war man in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gar nicht einverstanden. Man hatte sich von dem Anschluß an zwei Eisenbahnlinien eine schnellere Verbesserung der wirtschaftlichen Lage versprochen.

So erschien am 9. 9. 1885 eine Art Glosse: „In geselligen Kreisen ist oft, wenn auch nur im Spaß, die Äußerung gefallen: ‘Ratingen wird nächstens auf Abbruch verkauft.’ In Folge dieser Äußerung erhalten wir folgende Zuschrift: ‘Geht Ratingen einer besseren Zukunft entgegen, oder ist es dem Verfall anheim gegeben? Das Eine oder das Andere ist nur denkbar; einen Stillstand giebt es nicht. Nach menschlichem Ermessen ist die erste Frage wohl zu bejahen.

Zuerst hat Ratingen die gesundeste Lage, die zu denken ist. Es hat viele Naturschönheiten, nichts künstlich Hervorgebrachtes ; es ist ferner nicht im Geringsten von der Natur in industrieller Beziehung stiefmütterlich behandelt worden. Es hat ausgebreitete Lager von Kalkstein und Thon und viel Holz. Es sind dies drei Vorzüge, die nicht jeder Stadt zu Theil geworden und es zeichnet sich in dieser Beziehung sehr vortheilhaft gegen andere Städte in der Nähe aus. Sorge man nur dafür, daß man diese uns vom Schöpfer gegebenen Talente in ausgedehnter Weise ausnutzt.

Ratingen hat jetzt schon in industrieller Beziehung keinen schlechten Ruf. Ratinger Kalk, Pfannen, Nessel, Papier und Mehl sind nicht von der schlechtesten Seite her bekannt.“

Im Sinne dieser Betrachtungen achtete man immer auf die Entwicklung der Einwohnerzahlen. Bei der Volkszählung Ende 1885 ergab sich : 4711 Katholiken (einschl. 2 Altkatholiken), 838 Evangelische und 47 Israeliten. Summe : 5596 Einwohner.

Von den andern Städten im Kreis Düsseldorf-Land waren 1887 Hilden mit 7945 Einwohnern deutlich größer, Gerresheim mit 5292 etwa gleich groß, Kaiserswerth mit 2390 Einwohnern und Angermund mit

Der obere Teil der Düsseldorfer Straße, vom Markt aus gesehen. Das Bild vom Beginn unseres Jahrhunderts zeigt links das Gasthaus „Zu den drei Königen“ und rechts das Haus „In den vier Winden“ mit der Adlerapotheke

1421 kleiner als Ratingen. Die „Landgemeinde“ Benrath“ hatte 7072 Einwohner.

Im gesamten Landkreis Düsseldorf wohnten Ende 1888 insgesamt 60887 Personen: in Angermund (Stadt und Land) 6984, in Benrath 7799, in Eckamp (mit Rath!) 4939, in Gerresheim (Stadt und Land) 13445, in Hilden (einschl. Eller) 10566, in Hubbelrath 2455, in Kaiserswerth (Stadt und Land) 4768, in Mintard 3905 und in Ratingen 5979.

Bis zum Jahresende 1889 stieg die Einwohnerzahl in Ratingen auf 6112, bis Ende 1890 auf 6578.

Die 5450 Einwohner der Bürgermeisterei Eckamp verteilten sich wie folgt auf die einzelnen Gemeinden: Eckamp 539, Eggerscheidt 555, Hösel 755, Homberg-Bracht-Bellscheid 917 und Rath 2684.

Bei der Volkszählung am 2. 12. 1895 hatte Rath schon 4123, ganz Eckamp jetzt 687, die Stadt Ratingen inzwischen 7879 Einwohner. Es gab in Ratingen noch 36 Juden, 18,3% der Einwohner waren evangelisch, 81,2% katholisch. Wählen durften aber damals nur 761 Steuerzahler, 29 in der ersten, 118 in der zweiten und 614 in der dritten Abteilung.

Über 9088 Ende 1898 und 9926 im Oktober 1899 wurde zum Jahres- und Jahrhundertwechsel (?) noch die begehrte Einwohnerzahl von 10000 erreicht.

Ende 1888 hatte einmal jemand die Wirtschaften gezählt und war auf folgende Zahlen gekommen: „Bei 5975 Einwohnern gab es 21 unbeschränkte Schankwirtschaften, 17 Gastwirthschaften und eine Kleinhandlung mit geistigen Getränken, so daß also auf 153 Seelen eine Branntweinvertriebsstelle kommt!“

Wir wollen annehmen, daß diese günstigen Voraussetzungen, dem Alkohol zuzusprechen, kaum Einwirkungen auf die damaligen Entscheidungen im Stadtrat hatten, dem 18 Männer angehörten. Natürlich kamen diese nur aus dem Kreis des guten Zehntel der Bevölkerung, das zu jener Zeit wahlberechtigt war. Namen wie Apotheker Bretz, Buschhausen, Cremer, Holland, Holzapfel, von Holtum, Hüßhoff, Kaiser, Ostertag, Pohlhausen, Schaafhausen, Schlösser, Schwenzer, Strucksberg, Tack, Thomashoff, Vedder, Wolff, in den 90er Jahren auch Bovers, Keusen, Ruhland, Schönen und vor allem Wellenstein sind in Ratingen noch gut bekannt, zumal von den meisten noch Enkel und Urenkel in der Stadt leben.

Hauptamtlicher Bürgermeister war zu jener Zeit - seit 1871 - Carl Esser, dessen 25-jähriges Amtsjubiläum man am 14. Oktober 1896 gebührend feierte, u.a. durch Beflaggen der Häuser. Wie man damals über die von ihm geleitete Stadt dachte, verrät ein Lied, das man zu diesem Anlaß bei einem Festessen sang:

Wo die schönen berg'schen Lande
Senken sich mit sanftem Rande
Zu des Rheines stolzem Strand,
Liegt, von Gärten rings umgeben,
Eine Stadt mit frischem Leben,
Ratingen ist sie genannt.

Ihre Bürger, treu und bieder,
Sind im Lande auf und nieder
Als Hartnäckige bekannt,
Denn am gut bewährten Alten
Pflegen fest sie noch zu halten,
Wie auch Zeit und Sitte schwand.

Aber mit den neuen Zeiten
Dennoch sie auch weiter schreiten,
Wenn es Heil und Segen schafft.
Rings Fabriken sich erheben,
Wo das rasch geschäft'ge Leben
Reget sich mit Fleiß und Kraft.

Schönes Wasser wird gespendet
Und in jedes Haus gesendet
Aus der neuen Leitung hier.
Auch der klein' und großen Schenken
wollen dankbar wir gedenken,
Wo man trinkt ein gutes Bier.

Bald wird man auch Gas hier finden,
Und dann wird gewiß entschwinden
Alle Finsternis der Nacht.
Alle Köpfe werden heller,
Alles Lernen geht viel schneller
In der neuen Klarheit Macht

Schon seh' ich in fernen Zeiten
Schiffe auf der Anger gleiten,
Dampfer fahren aus und ein.
Ach, das wird ein schönes Leben,
Wenn an ihrem Strand die Reben
Spenden uns auch edlen Wein.

Drum so wollen wir uns freuen
Und des Dankes Lied erneuen,
Daß wir leben hier am Ort.
Mag' die Stadt zu allen Zeiten
Wachsen mit den braven Leuten
Und gedeihen fort und fort.

Das Haus des Sattlermeisters Keusen an der Ecke Mülheimer Straße/Hochstraße wurde als Verkehrshindernis bereits im Jahre 1900 abgerissen.
Es hieß im Volksmund „Haus Bonaparte“

Am 7. Juni 1899 mußte man den plötzlich und unerwartet verstorbenen, 62 1/2 Jahre alten Bürgermeister begraben.

Bereits am 17. Juni wurde in der Stadtratssitzung der „Königliche Kreis - Sekretair Herr Jansen aus Düsseldorf“ zu seinem Nachfolger gewählt. Dieser wurde von seinem früheren „Chef“, dem „Königl. Landrath, Herrn Geh. Regierungsrath von Kühlwetter“ am 30. August feierlich in sein Amt eingeführt.

Vorher erschien in der Ratinger Zeitung ein Antrag, die Stadtväter möchten den Preis zu dem Festessen doch nicht höher ansetzen als bei anderen Gelegenheiten wie z.B. Kaisers Geburtstag oder Bischofs-Empfang. - Die „Ehre“ der Teilnahme mußte man sich also etwas kosten lassen!

Im gleichen Jahr (1899) übrigens war Bürgermeister David von Eckamp nach Rath gewechselt, das selbständig geworden war und ihm ja schon vorher unterstanden hatte.

Vor David hieß der Bürgermeister von Eckamp Jungbluth, für die einzelnen Gemeinden Eckamp, Eggerscheidt, Hösel, Homberg-Bracht-Bellscheid und Rath waren jeweils Gemeindevorsteher und Stellvertreter ernannt.

Eine besondere Bedeutung hatten in dieser überwiegend katholi-

schen Gemeinde natürlich die Pfarrer von St. Peter und Paul. Von 1864 - 1888 wirkte hier Pfarrer Eschbach, ab 1888 (bis 1906) Pastor Weyers. Am 25. Februar 1891 berichtete die Ratinger Zeitung von dessen „Fest seiner 25-jährigen Amthstätigkeit in hiesiger Gemeinde." - Vermutlich feierte er sein Priesterjubiläum. - Der Festabend wurde hauptsächlich von der Gesangsabteilung des kath. Lesevereins (Vorläufer des Cäcilien-Chores) gestaltet. Als Geschenk verehrte man dem Jubilar über 200 Mark als Beitrag für eine silberne Ampel für die Kirche. - Diese hing wohl später einige Jahrzehnte mit dem „ewigen Licht" am Übergang zum Chorraum.

Die Kapläne blieben im vorigen Jahrhundert oft länger in der gleichen Stelle. So wird am 29. 01. 1887 vom Tode des in Ratingen 1814 geborenen Joseph Grösgen berichtet, den der Stadtrat 1843 in seine Stelle gewählt hatte.

Am 8.September 1897 meldet die Zeitung, daß der Neupriester Heinrich Engels die „ 3. Vicariestelle" an der hiesigen Pfarrkirche erhalten hat. Kaplan Engels wurde später Generalvikar im Erzbistum Köln. Man erzählte sich, daß er, wenn Kardinal Frings auf den Fahrten durch das Erzbistum allzusehr von „seinem Quirinusdom in Neuss" geschwärmt hat, die Vorzüge von St. Peter und Paul in Ratingen pries.

Die Nachwirkungen des Kulturkampfes spürte man noch in einer Notiz vom 25. 09. 1889 : „Ein bedeutendes Hirtenschreiben der zu Fulda versammelt gewesenen deutschen Bischöfe wurde vergangenen Sonntag von allen Kanzeln verlesen. Dasselbe beklagt die heftigen Angriffe, welche gerade bei der Anbahnung des Friedens auf kirchlich - politischem Gebiet gewisse Kreise gegen die katholische Kirche richten, und wendet sich gegen die Entstellung der katholischen Lehre u.a. über die Rechtfertigung, Meßopfer, Beichte, Ablaß und Heiligen-Verehrung. Die Sprache des umfangreichen Hirtenbriefes ist ebenso mild als fest.

In Ratingen war etliche Jahre kein Bischof gewesen. Am 18. Juni 1887 wurde deshalb hocherfreut gemeldet: „Gestern Abend hat sich hierselbst ein Comitee gebildet, welches für die bevorstehenden äußerlichen Feierlichkeiten aus Anlaß der Anwesenheit des hochw. Herrn Erzbischofs zu einem würdigen Empfange des hohen Herrn Sorge zu tragen hat. An der Spitze derselben wurde Herr Dr. Kirchgäßer gewählt.

Eintreffen des Erzbischofs Sonntag, 3.7., Nachmittags 5 Uhr am Berg. Märkischen Bahnhof. Montags Morgens werden die weiblichen und Dienstags Morgens die männlichen hiesigen Firmlinge - einschl. der Homberger gefirmt." Insgesamt waren es ca. 1800. (Mein Vater war wohl auch dabei).

Die Pfarrkirche St. Peter und Paul vor dem großen Umbau von 1892

Im gleichen Jahr entbrannte aber noch eine heftige Diskussion um die Frage, ob die Pfarrkirche noch den Anforderungen für eine so große, wachsende Gemeinde genüge. So erscheint am 10. 09. 1887 ein „Eingesandt zum projektirten Umbau unserer kath. Pfarrkirche" : „Nach dem Kosten-Anschlage soll die Erweiterung und Verschönerung nicht weniger als 93000 Mark betragen. Wahrscheinlich würden es also mehr als 100000 Mark, meinte der Schreiber und schlug billigere Lösungen vor.

Dem widersprach am 24. September ein anderer Einsender und forderte alle Katholiken auf, bei der bevorstehenden Kirchenvorstandswahl nur solche Männer zu wählen, die für ein „großes und schönes Gotteshaus" sind. Die Widersacher waren aber die eifrigeren Briefschreiber. Am 1. 10. 1887 liest man: „ … Ich konstatire als regelmäßiger Besucher der zweiten Messe, daß ich niemals gefunden habe, daß die Kirche zu klein sei, im Gegentheil, es war immer Raum genug da. Steht dieses aber fest, so erscheint es sehr überflüssig, so viel Geld anzulegen. Man müßte ja als Höchstbesteuerter sonst recht tief in den Geldbeutel greifen. … "

Mehrere Pfarrgenossen meinen dazu am 5. 10. 1887: „ …. Läßt es sich nun verantworten, zur Beseitigung dieser wenigen Unzuträglichkeiten eine Ausgabe von über 100.000 Mark zu machen, gegenüber der Tatsache, daß unsere Civilgemeinde 216% Communalsteuer zu zahlen hat und alle Gewerbetreibenden über schlechte Geschäfte und hohe Steuern klagen? …" Und weiter: „Noch müssen wir hervorheben, daß die Kirchengemeinde angewiesen ist, einen neuen Kirchhof zu beschaffen (an der Friedhofstr.!), dessen Kosten sich auf mindestens 6 - 7000 Mark belaufen dürften. … " Befürworter nehmen am 8. 10. 1887 zu diesen finanziellen Aspekten Stellung: „Das verfügbare Capital beträgt 35000 Mark, die 20000 Mark des Herrn Grafen von Spee hinzu, dann bleiben noch 45000 Mark, die von der Provinzial-Hülfs-Kasse bei 4% Zinsen zu bekommen sind…"

Bei der Wahl zum Kirchenvorstand wurden die beiden Heerlager deutlich: Mit 140 zu 100 Stimmen gab es eine Mehrheit für die Befürworter des Ausbaues. Gewählt wurden die Herren Julius Buschhausen, Carl Strucksberg, Stephan Hüßhoff, Wilhelm Kemperdick und Wilhelm Werdelmann.

Als Beispiel, wie man damals Feste gestaltete, darf ich nun einen Bericht vom 28. 12. 1887 einfügen: „Die Festfeier des 50-jährigen Priester-Jubiläums Papst Leo XIII., welche am 2. Weihnachtstage im Saale des Herrn Carl Strucksberg stattfand, nahm ihren programmäßigen Verlauf. Schon vor 6 Uhr Abend war der geräumige Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. - Leider war das Publikum und das Podium in eine dicke Rauchwolke gehüllt, so daß man nichts genau unterscheiden konn-

te. Nachdem die Feier durch ein Lied eingeleitet worden war, sprach ein Mitglied des Vereins den Prolog. Hierauf hielt der Präses des Vereins die Festrede, welche mit einem Toaste auf seine Heiligkeit den Papst endete. Herr Bürgermeister Esser toastete in warmen Worten auf Se. Majestät unsern Kaiser, Herr Pastor Eschbach in sehr launigen Worten auf Se. Em. den Herrn Erzbischof und ein Vereins-Mitglied auf die Herren Geistlichen und den Herrn Bürgermeister. Eine Prolog-Scene, in ihrem Arrangement gut erdacht, ging in ihrer Totalwirkung für die Meisten ganz verloren, ebenso konnte man die Herren Redner, besonders wenn man etwas zu entfernt saß, nur an ihren Organen erkennen, da der schon erwähnte Tabaksrauch die Luft vollständig undurchsichtig machte. Die Feier, soweit sie öffentlich zum Ausdruck kam, war für sämtliche Anwesende eine erhebende und darf der Leseverein dieselbe in seinen Annalen als eine der besten eintragen."

Sorgen um innerkirchliche Bräuche, die heute noch vorhanden sind, verraten die beiden folgenden Meldungen:

5. 4. 1890: „Die Feier der ersten hl. Communion betreffend erläßt das Erzbischöfliche Generalvikariat folgende beherzigenswerte Bekanntmachung: Bei der Feier der ersten hl. Communion wird der äußeren Erscheinung, besonders der weiblichen Jugend, vielfach eine Sorge zugewendet, welche über die Verhältnisse vieler Eltern hinausgeht und geeignet ist, bei den Kindern den Ernst der Vorbereitung auf die hl. Handlung und die Andacht bei der Feier der hl. Communion selbst zu beeinträchtigen."

Die Zahl der Erstkommunikanten betrug übrigens in jenem Jahr 185, 80 Mädchen und 105 Knaben.

20. Mai 1891: Ein Erlaß des Erzbischofs von Köln, Philippus „die sogenannten Todtenkränze betreffend" wird veröffentlicht. Darin heißt es zum Schluß: „Willst Du den Verstorbenen Ehre erweisen" - sagt der heilige Johannes Chrysostomus - „so spende Almosen den Armen!"

Doch nun zurück zur Auseinandersetzung um die geplante Erweiterung der Kirche. Am 25. Januar 1890 war bekannt geworden, daß der Herr Regierungs-Präsident die von Kirchenvorstand und der Gemeinde-Vertretung beschlossene Umlage „Zur Bestreitung der Kirchenbedürfnisse bezw. der Kirchen-Erweiterungskosten für das Jahr 1890 mit 25% von der Klassen- und klassifizirten Einkommensteuer" genehmigt habe. Störversuche kommen noch einmal in einem mit der Unterschrift „Mehrere Kirchensteuerzahler" versehenen „Eingesandt" am 9. 12. 1891 zum Ausdruck: „In der jüngsten Zeit cursirt in der hiesigen betheiligten Bürgerschaft das Gerücht, es sei von dem Herrn Oberpräsidenten eine Entscheidung getroffen, wonach der Ausbau der hiesigen kath. Pfarrkirche aussichtslos erscheine. Es dürfte angezeigt sein, wenn der Kirchenvorstand, dem die betreffenden Gerüchte nicht unbekannt geblieen sein können, anstatt sich in tiefes Schweigen zu hüllen, den wahren Sachverhalt zur Kenntnis der Pfarreingesessenen bringen würde. Es ist für diese Sache stets ein großes Interesse bekundet worden und wird dieses auch immer frisch gehalten durch die Zustellung der Kirchensteuerzettel."

Am 2. Mai 1892 aber konnte verkündet werden: „Durch kaiserl. Erlaß wurde der katholischen Pfarrgemeinde Ratingen, im Landkreise und Regierungsbezirk Düsseldorf, das Recht verliehen, zum Zwecke des Erweiterungsbaues der dortigen Pfarrkirche das in der Grundsteuerrolle des Gemeindebezirks Ratingen unter Nr. 233, Flur 11, Parzellen - Nr. 728/206 eingeitragene 3 Are 65 Q.- Meter große Grundstück, Grünstraße A 24, bestehend aus Wohnhaus mit Anbau, Hofraum und Hausgarten, nebst abgesondertem Stall und Hintergebäude, von dem Eigentümer Buchbinder Heinrich Wagner zu Ratingen, im Wege der Enteignung zu erwerben."

Bereits 1884 waren ja die Häuser abgerissen worden, die die Kirche zur Oberstraße hin eingeengt hatten. Jetzt war der Weg auch für den nach Norden vorgesehenen Querschiff-Anbau frei.

Der Sohn des oben erwähnten Heinrich Wagner, Max W., baute der Kirche gegenüber, am Anfang der Kirchgasse neu, sein Bruder August W. eröffnete zunächst am Markt, kurz vor der Ecke Bechemer Straße ein kleines Geschäft, bis er 1912 ein großes Geschäfts- und Wohnhaus in der Oberstraße (Nr. 12) errichtete.

Pastor Weyers und der Kirchenvorstand zögerten nicht lange: Bereits am 23. Mai 1892 wurden die Bauarbeiten an den hiesigen Unternehmer Bovers vergeben. (vergl. hierzu Dr. Peters Buch: „St. Peter und Paul, erweiterte Auflage von 1998)

Das Haus des Buchdruckers und Buchbinders Heinrich Wagner an der Oberstraße wurde für die Kirchenerweiterung von St. Peter und Paul enteignet und abgerissen

Am 15. Juli 1892 abends gegen 7 Uhr traf, von Lintorf kommend, der hochw. Herr Weihbischof Dr. Anton Fischer im Vierergespann des Herrn Grafen Franz von Spee in Ratingen ein. Der Vormittag des 16. Juli war durch Firmung, Visitation, Besuch der Schule ausgefüllt, nachmittags um 4 Uhr fand die feierliche Grundsteinlegung zur Erweiterung der Kirche statt. Mit einem Fackelzug geleitete man abends den Bischof zu seinem Quartier. Neben den Vertretern der Stadt nahm auch Landrat von Kühlwetter teil. Herr Wellenstein begrüßte den hohen Gast im Namen aller kath. Bürger. Der Bischof dankte besonders dem Chor und seinem Dirigenten Heinrich Stein und empfahl die Pflege des Choralgesangs. Am 25. 2. 1893 nahm die Kirchengemeinde für den Erweiterungsbau 100000 M auf. Bereits am 11. Juni 1893 konnte der „rechte Seitenanbau“ in Betrieb genommen werden. Zügig wurde weitergebaut, wie auch das „Düsseldorfer Volksblatt“ im Dezember 1893 berichtete:

„Wie bekannt, war die Pfarrkirche hierselbst zu klein geworden; infolgedessen hat die Gemeinde sich entschlosen, die dreischiffige Kirche, welche zum Theil noch aus dem 8. Jahrhundert (?) stammt, in eine Kreuzkirche um zubauen. Weil der Gottesdienst nicht gestört werden durfte, so muß der Neubau in drei Abtheilen ausgeführt werden. Der neue südliche Theil wurde mit dem 1. Mai (11. 6.!) fertiggestellt und dem Gottesdienst übergeben. Nun ist auch der westliche (nördliche !) Theil fertig geworden und wird zu Weihnachten mitbenutzt werden, zur Freude der Gemeinde. Als Material zum Neubau sind Ruhrsandsteine verwandt; das Mauerwerk sieht dadurch aus wie ein Felsen. Die Kirche wird in ihrer Vollendung so schön und groß sein, daß sie eine Perle unter vielen wird genannt werden können. Herr Bauunternehmer Bovers hat bisher die sehr schwierigen Arbeiten musterhaft ausgeführt, und sich den Dank der Gemeinde verdient. Möge Gott den Weiterbau bis zur Vollendung unter seinen gnädigen Schutz nehmen.“

Aus heutiger Sicht möchte ich anfügen, daß man angesichts der damals zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel über das Arbeitstempo nur erstaunt sein kann!

Zur Fertigstellung auch des angebauten Chorraumes brachte die Ratinger Zeitung am 20. 11. 1894 einen ausführlichen Bericht, aus dem ich nur einen kurzen Abschnitt zitieren möchte, (zumal man darüber bei Dr. Peters besser nachlesen kann.)

„…. Dieses sechseckige Chor hat übrigens seine eigenartige Schönheit, die ihm ein mächtiges, durch Kuppelwerk gegliedertes Kuppelgewölbe wie auch die in seinen breiten Seitenflächen angebrachten weiten Fenster verleihen, die zum Theil jetzt schon mit prächtigen Glasgemälden geschmückt, ihr glühendes Farbenspiel nach innen strahlen. Auch trägt dieses Chor durch die spitzbogigen Öffnungen in seinen dem Laienraum zugekehrten Seitenmauern welche aus den Querschiffen die Aussicht auf den Hochaltar gewähren, dazu bei, die malerische Wirkung des Kircheninnern bedeutend zu erhöhen.“

Vor dem Fronleichnamsfest 1896 wurde der neue Hochaltar aufgestellt, der aus der Werkstatt des Bildhauers Joseph Reiß in Düsseldorf stammte. Der 13. Juni 1897 wurde dann wieder ein besonderer Festtag für die kath. Kirchengemeinde: Weihbischof Dr. Hermann Joseph Schmitz kam zur Einweihung des Erweiterungsbaues. Es wurde wieder ein sonntägliches Fest für die ganze Gemeinde, abends brannte man sogar an der Kirche ein Feuerwerk ab. Der „Heimatdichter“ Hauptlehrer Adam Josef Cüppers hatte zu seinem Empfang ein Gedicht verfaßt:

Auf diesem Bild aus dem Jahre 1892 erkennt man den fast fertiggestellten Erweiterungsbau von St. Peter und Paul. Heinrich Wagners Sohn Max baute sich am Anfang der Kirchgasse, der Kirche gegenüber, ein neues Haus. Es ist im Vordergrund deutlich zu erkennen

Zum Empfang des Bischofs

„Wie mich der Vater hat gesendet,
So send' ich euch," war Jesu Wort;
Es führt' von Sions heil'gen Höhen
Die Jünger einst von Ort zu Ort.
Dies hehre Wort,
auch Du hast es vernommen,
Drum sei als Bote Gottes uns willkommen.

Ein dreifach Amt zum Heil der Menschen
Auf Eure Schulter ist gelegt,
des Glaubens Licht sollt Ihr entfachen,
So weit die Erde Völker hegt.
So kommst auch Du,
des Wortes Dienst zu walten,
Mög' Gott die Saat zu schönstem
Schmuck entfalten.

Des blut'gen Sieges heil'ge Früchte
Zu hüten, Euch das Lamm erkor,
In siebenfachem Strahle brechen
Sie aus der Kirche Fels hervor!
Du nahst, aus diesem Borne uns zu laben,
D'rum sei gegrüßt,
Du Träger höchster Gaben.

Zu lenken auch seid Ihr berufen
Die Völker auf des Heiles Pfad;
Das Hirtenamt, Ihr sollt es üben
Mit hehrem Spruch, mit weiser That!
In diese Hut wir freudig stets' uns geben,
Vom Stock gelöst, verdorren ja die Reben.

So dreifach von dem Herrn gerüstet,
Bringst Du uns Seines Geistes Kraft,
Der einst des Petrus Lippen löste,
Der Dulder und Bekenner schafft.
Aus Deiner Hand quillt uns des
Himmels Segen,
D'rum klingt Dir dankend unser Gruß
entgegen.

Nach einem Besuch in Homberg und Heiligenhaus spendete der Bischof am Dienstag auch in St. Peter und Paul das Sakrament der Firmung. Die Innenausstattung der Kirche wurde zu Beginn des Jahres 1898 durch zwei gotische Kandelaber ergänzt, die nach dem Vorbild von St. Victor in Xanten in einer Kölner Bronzegießerei angefertigt waren. - 1901 schenkten dann die Eheleute Stephan Hüßhoff und Josefa, geb. Louven, der Kirche eine neue Orgel. Sie war in der Orgelbauanstalt Fabricius in Kaiserswerth gebaut worden.

Als man sich in der viel größeren katholischen Gemeinde noch jahrelang um die Neugestaltung des Gotteshauses gestritten hatte, war man in der evangelischen schon tätig gewesen: Am 7. September 1892 meldete die Zeitung: „Mit dem letzten Sonntag war ein hoher Freudentag für die hiesige evangelische Gemeinde angebrochen. Galt es doch der feierlichen Einweihung der durch 2 1/2 jährige sorgfältige Vorberathung geförderten und nunmehr glücklich zu Ende geführten vollständig restaurirten Kirche. In bisher wohl nie gesehener Anzahl hatte sich die Gemeinde zu dem Weihefest eingefunden."

Chor und Hochaltar von St. Peter und Paul nach der Kirchenerweiterung von 1892. Im Gewölbe erkennt man die Ausmalungen des Angermunder Künstlers Heinrich Nüttgens

Maßgeblichen Anteil an diesem Werk hatte wohl der alte Pfarrer Gillhausen gehabt. Er wurde 1889 erwähnt, als er als Lokalschulinspektor den dritten Lehrer für die evangelische Volksschule eingeführt hatte.

1892 wurden dem 77jährigen, der sein 50jähriges Amtsjubiläum feiern konnte, der „Kronenorden III. Klasse" und der „Rothe - Adler - Orden IV. Klasse" verliehen. Den Festgottesdienst für ihn leitete Pfarrer Giese.

Dieser war als „Hülfsprediger" 1891 gewählt und im August feierlich in sein Amt eingeführt worden. Am 2. April gibt es die folgende Nachricht: „Am Mittwoch Nachmittag 4 Uhr fand in der hiesigen evangelischen Kirche die feierliche Ordination des mit dem Rechte der Nachfolge im Pfarramte erwählten Hilfspredigers Herrn Hermann Giese statt. Zu dieser erhebenden Feier hatte sich die Gemeinde in dem festlich geschmückten Gotteshause äußerst zahlreich eingefunden. Der Herr Superintendent Blech aus Düsseldorf vollzog unter Assistenz einer größeren Anzahl aus der Umgebung erschienenen Pfarrer die heilige Handlung der Weihe. …

In der nun folgenden Predigt entwickelte der Herr Hilfsprediger im Anschluß an das Schriftwort 'Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt' in beredten Worten die ewigen Grundwahrheiten des Eangeliums. Würdige, entsprechend gut ausgeführte Vorträge des kirchlichen Gesangvereins wechselten mit den mächtig klingenden Gesängen der Gemeinde ab. Die Nachfeier fand im Jäger'schen Saale statt."

Für die wachsende Schülerzahl in der evangelischen Volksschule hatte der Stadtrat im August 1890 die Errichtung eines dritten Schulsaales beschlossen, die Anfertigung am 10. 11. 1890 der Firma Gebr. Schlösser übertragen.

Die Einweihung des neuen evangelischen Schulgebäudes geschah am 24. Mai 1892. U.a. waren anwesend Lokalschulinspektor Pfarrer Gillhausen und Hauptlehrer Winternheim (Vater des späteren Leiters des Heimatmuseums Rektor Winternheim). Dieser hat auch den „Evang.-Gesang-Verein" als gemischten Chor vermutlich gegründet, jedenfalls damals geleitet. Der Chor gab am 9. 2. 1890 im Saale des Herrn Jägers sein erstes „Concert". Von weiteren erfolgreichen Aufführungen können wir am 20. 1. 1891, am 17. 2. 1892 und am 22. 10. 1892 lesen, wobei die Reinerlöse meist zu mildtätigen Zwecken gestiftet wurden. („verschämte Arme, Opfer einer Hochwasser-Katastrophe an der Nordsee.)

Von einer Neuerung auf musikalischem Gebiet erfahren wir am 1. 1. 1895: „Zum ersten Mal ließ sich um 12 Uhr (0 Uhr) von der hiesigen evang. Kirche der Posaunenchor

Auch das Innere der evangelischen Stadtkirche wurde 1892 neu gestaltet

des ev. Jünglingsvereins vernehmen. Der noch junge Verein, der über schöne Kräfte verfügt, machte mit dem Vortrag der Choräle einen sehr guten Eindruck auf die Zuhörer, so daß man allgemein den Wunsch äußerte, daß diese Neuerung auch für die Zukunft bleiben werden möge."

Als die katholische Gemeinde in den 80er Jahren ein eigenes Krankenhaus errichtete, entstand bei den evangelischen Mitbürgern der Wunsch, auch ein solches zu besitzen. Nun starb am 17. Juli 1890 in hohem Alter der Materialhändler F.W. Schlippert, der seit dem Ableben seiner Schwester drei Jahre vorher ohne nähere Verwandte geblieben war. Er stiftete sein ganzes bedeutendes Vermögen der evangelischen Gemeinde.

So konnte der Wunsch nach einem eigenen Krankenhaus verwirklicht werden. Am 10. April 1896 war es so weit: (Meldung vom 13. April)

„Am vergangenen Sonntag war für die hiesige evangelische Gemeinde ein Freudentag aufgegangen. Es galt, die durch sorgsame Vorbereitung geförderte Grundsteinlegung des evang. Krankenhauses feierlich zu vollziehen. Von den eingeladenen Ehrengästen waren die Herren Ärzte Dr. Clarenbach und Dr. Nieper erschienen.

In der einzumauernden Urkunde wurde des verewigten Stifters, des Herrn Friedrich Schlippert, sowie des Herrn Amtsrichters Dr. jur. Marcus, der das Grundstück um 2 1/2 Morgen erweitert hatte, dankbarlichst gedacht.

Vollendet war der Bau im Oktober 1897. Die Zeitung berichtete zum Reformationsfest (31. 10.) von zwei großen Ereignissen in der evangelischen Kirchengemeinde: 300jähriges Bestehen der Gemeinde und Weihe des Evangelischen Krankenhauses.

Herr Pfarrer Jung hat später herausgefunden, daß die evangelische Gemeinde schon mindestens 17 Jahre früher bestanden hat. Die Feier des „Hundertjährigen" des Krankenhauses hat - verständlichereise - etwas unter den Baumaßmahmen im letzten Jahr gelitten.

Wesentliches hat sich in unserer Stadt im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts noch ereignet, über das aber schon häufig berichtet worden ist. (Versorgung mit Wasser und Gas, Gründung von Vereinen usw.)

Ich will nur eine Nebensache erwähnen, die aber für bestimmte Kreise ein Herzensanliegen war: Der Markt wird mit einem Kriegerdenkmal „geschmückt"!

Es war ein Komitee gegründet worden, über die richtige Stelle zur Aufstellung hatte man eigens ein Gutachten anfertigen lassen.

Am 15. Juni 1899 entschied dann der Stadtrat: „Die Platzfrage des Kriegerdenkmals wurde in dem Sinne des angesprochenen Gutachtens des Herrn Professor Stiller aus Düsseldorf, wonach das Denkmal in schräger Stellung auf dem unteren Theile des Marktes mit der Front nach der Bechemer- und Düsseldorfer Straße aufgestellt wird, genehmigt. „Schließlich wurde es doch noch peinlich. Bei der feierlichen Enthüllung am 15. Oktober stellte sich heraus, daß die Firma, die das Denkmal hergestellt hatte, mit den Arbeiten in Verzug geraten war. Zum Schluß war einiges mißraten. So stand „denn die Figur mit abgebrochener Fahne und halbverhüllt bei Eintreffen der geladenen Ehrengäste und des Festzuges da." Der wieder hergestellte Krieger auf dem Denkmal wurde einen Monat später vollständig auf seinen Sockel gestellt. Im Ersten Weltkrieg ist er - wie auch drei Bronzeglocken von St. Peter und Paul - eingeschmolzen worden, das Rohmaterial sollte zur Herstellung von Kanonen gebraucht werden. „Bei der Feier der Enthüllung des Krieger-Denkmals zeigte sich wieder, daß Düsseldorfer- und Oberstraße nicht genügen, den bedeutenden Verkehr aufzunehmen.' So meinte der Redakteur der Ratinger Zeitung am 21. 10. 1899. Diese Ansicht, der sich viele Verantwortliche anschlossen, führte dazu, daß man in den nächsten Jahren die Innenstadt verändert hat: Straßen wurden breiter, Neubauten höher als bisher üblich. Allerdings hieß es in o.e. Artikel auch schon: „Man sollte allen Ernstes daran denken, die Innenstadt durch eine neue Straße zu entlasten." Das blieb späteren Städteplanern vorbehalten.

Otto Samans

Im Jahre 1899 wurde auf dem Marktplatz ein Kriegerdenkmal aufgestellt

Das im Jahre 1897 fertiggestellte Evangelische Krankenhaus an der Rosenstraße

REBS

Zentralschmiertechnik GmbH

Lieferprogramm:
Zentralschmierung mit Progressiv-Verteiler
Spurkranzschmierung für Schienenfahrzeuge
Öl-Luft-Schmierung, Turbolub-System
Automatische Kettenschmierung
Rolltreppen-Schmierung

Duisburger Straße 115 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 93 06-0 · Telefax 0 21 02 / 93 06-40
Internet: www.rebs.de

Spezialist für OPEL-KFZ

BOSCH Kraftfahrzeug-Ausrüstung

PFEIF
KFZ-SERVICE GMBH

Reparaturen für alle PKW-Marken

Beseitigung von Unfallschäden

Ihr Fachmann rund ums Auto
... in Lintorf immer für Sie da!

TÜV-Abnahme und AU im Hause
Zechenweg 33 · Ratingen-Lintorf
☎ 34235 · Fax 31513

Orthopädische Werkstatt

Über 50 Jahre in Ratingen

Miederwaren-Fachgeschäft
Eigene Miedernäherei

Sanitätshaus

Heck

Nachf. Franz Emser

Bahnstraße 8a · 40878 Ratingen
Telefon 02102/22120

Wir informieren – beraten – helfen!

● Lieferant aller Krankenkassen und Behörden

Michael Brüster

Elektromeister

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Reparaturen aller Art

40880 Ratingen · Am Söttgen 9a
Tel. + Fax: 0 21 02 / 47 57 62

Druckerei Preuß GmbH

Siemensstraße 12
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 92 67 - 0
Telefax 0 21 02 / 92 67 20
ISDN (Leonardo) 0 21 02 / 92 67 50
E-mail: druckerei.preuss@t-online.de

über

25 Jahre

VOM BUVERT GmbH

SANITÄR - HEIZUNG - KLIMA
Beratung - Planung - Ausführung

Rosenstr. 23, 40882 Ratingen, Tel. ☎ 84 65 58

Wir sind immer für Sie in Aktion

Hellbach

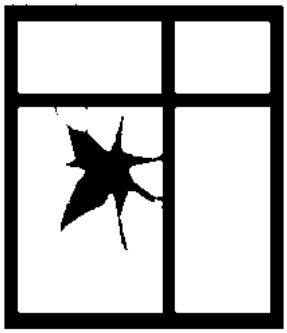
Täglich durchgehend
von 9.00 bis 19.00 Uhr,
samstags von 9.00 bis 16.00 Uhr
geöffnet

Lintorf - Speestraße 18 - 20
Telefon 3 28 95

GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski

• Reparatur- und Neuverglasung • Ganzglastüren • Spiegel • Tischplatten
• Bleiverglasung • Bildeinrahmung • Bilderleisten - Verkauf und Zuschnitt



Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Fax 0 21 02 / 2 29 88

Galerie "Les Beaux Arts"

ständig wechselnde Ausstellungen
Unikate
Original-Graphiken
Bronzeskulpturen
Einrahmungen jeder Art *in eigener Werkstatt.*

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!
Di., Do., Fr. 11.00 bis 18.00 Uhr
Mi. + Sa. 10.00 bis 14.00 Uhr
oder nach Vereinbarung · Mo. geschlossen

Lintorfer Markt 6 · Ratingen-Lintorf · Telefon 39 96 60

Kampmann Möbelpolsterei

über 50 Jahre

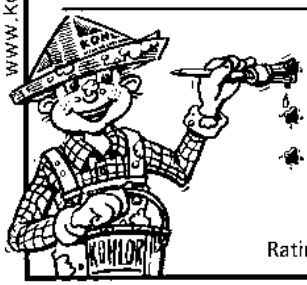
Aufpolstern und Neubeziehen
sowie Neuanfertigung von Polstermöbeln
Autopolsterei

Speestraße 37/Ecke Pohlacker · Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 12 02 · Telefax 0 21 02 / 3 12 02
01 72 / 2 10 51 75
privat: Schuur 0 21 02 / 3 68 22

---

www.kohl-ratingen.de

KOHL Malerbetrieb



- Maler-/Lackierarbeiten
- Tapezierarbeiten
- Außenanstriche

und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf • Tel. 02102 - 17593

WEGA Reisen

Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 - 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 20 55
Telefax 0 21 02 / 93 44 22

GARTENGERÄTE-SERVICE
STRACK GMBH
Inh. Roman Gibbels
Verkauf und Service von Gartengeräten
Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. (0 21 02) 9 31 40 · Fax (0 21 02) 9 31 51

WILLI NITSCHE
MALERMEISTER
Thunesweg 14 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 58 35
Telefax 0 21 02 / 89 35 21

Heizung - Sanitär - Vogt
Komplette Bäder • Gas — Öl — Brennwerttechnik

Norbert Vogt
Duisburger Straße 84
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 63 69
Telefax (0 21 02) 3 76 22

Rat und Hilfe
bei einem Sterbefall finden Sie bei
BESTATTUNGEN KLEINRAHM
Erledigung aller Formalitäten

Meisterbetrieb
Möbel und Einbauschränke
Innenausbau
SCHREINEREI KLEINRAHM
Wir beraten Sie gerne

Ratingen-Lintorf · Am Heck 2 · Telefon 0 21 02 / 3 64 62 oder (privat) 3 44 22

TUI Profi Partner
DERTOUR
ADAC Reise GmbH
DERTOUR
NECKERMANN REISEN
IATA
TourContact®
REISEBÜRO COOPERATION
REISEBÜRO
WENNMANN
der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!
Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 10 58 · Telefax (0 21 02) 3 29 33
Urlaub mit Linie
airtours
seetours
Deutsches Reisebüro
DB
ROBINSON CLUB
LTU TOURISTIK
TJAEREBORG
THR TOURS
MEIER'S WELTREISEN
TRANSAIR
JAHN REISEN

Die Ratinger Chronik

Zor Ziet, et sind zwälfhondert Johr,
Ne Ahn' van Keiser Karl do wor
Der Frankenförst. Et hout am Rhing
Hei wiet on briet noch alle# sin.

On wo so klor die Anger flöt,
On# Rating' en der Sonne glöht,
Wor ronk eröm völl Dreck on Brei.
On Alle# eine Wüstenei.

Et wonnden hei em Bosch on Flor
E ganz nixnotzig Heidekohr;
Se drogen bonkde Staat on Pluth,
Am Hal# kek stolz et Hemd eruth.

Do kom vam Rhing ut Kiserschwäth
Met sin Geselle Zint Schwibäth;
De hätt se ent Fazung gebreiht,
On# staatse Kerk hei angeleiht.

Em Kerkentohn, ganz hoch erop,
Do heng die grote „Merg" he op;
Die reep to Arbet on Gebett,
On All'# florirde en de Wett.

Oem Platz te hann für alle Fäll',
Baud'n he ouch noch die Krützkapell',
Ouch leit he Helgehü#ke# an
Ronk öm de Stadt no Reß on Plan.

Ouch wochsen bold der Aehd eru#
E Kloster on e Krankenhu#,
Wo Pater „Jau" de Sönd vergoof.
E Weht#hu# stong am Klosterhof.

Dat Bier wor domol# kern on god,
Ouch gof et noch ne grote Pott;
Do dronk mer flöck sich fresche Muth
On dütsche Treu, die storw nit uht.

We rennden do no Ehr on Geld
Wie no die Zuckerwaterwelt,
We deiht an Angströhr, Brell on Frack?
Mer schmorde gnöglich Strangtebak.

För Telephon on Ferngraphei
Do stongen zwor kein Pöhl noch hei,
Doch deht en Hoon vam Oost och wohl
Deselwe Denst, wie jitzumol.

On ouch no Iserbahn on Post
Vergewlich mer he söke most;
Papierfabrike eweso –
Et wor'n te wennig Klöngle do.

Die Pann- on Möhlenindustrei
Die blöhten immer flott derhei;
Doch Mat#ch, ihr gleuft et nit, de log
Vör Aldesch hei noch 'mol so hoch.

Ouch Strohteleuchte kannt mer nit,
Die woren noch nit gäng on Sitt',
On Sonn' on Mond wor domol# neu,
De Loft van Damp on Newel frei.

Kein Strohtebahn vam Graf von Spee
Verhunzde noch die schön Allee;
Völl bester wor et daröm doch,
Mer hat vör Alle# Ziet genog.

Ons Stadtmur zwor e# der jitz so,
Wie domols die van Jericho –
Wor fröher immer stark on reiht,
Hätt all' de Börger Schutz gebreiht.

Dat gar en Waterleitung kömpt,
Hätt Nömme# dozumol gedrömpt,
Doch kritt mer daröm keine Krak,
Dat Wäschen, dat wor Newesaak.

We weit, am Eng kömpt op dem Maht
Ouch mehr te stonn, al# Köhl on Schlad
Et felt mer, dat mer ne Gode hätt,
Dem Rating' drop e Denkmol sett.

Et let sich noch wahl senge völl,
Doch eimol schwigt mi Led ouch stell.
O Rating' in der Wälder Saum,
Mein Stolz, mein Leben und mein Traum.

Unbekannter Verfasser
Aus der „Ratinger Zeitung" von Mittwoch, dem 20. April 1892

Von Ratinger Orijinale

In de ieschte Hälfte vom zwanzichste Johrhundert jow et noch Ratinger Orijinale. De „Heimatklänge“ us de Ziet vom Ieschte Weltkrieg verzälle vom Jaköbche ut em Krankehuus oder us em Kluster, wie dat fröher jenannt wuhd. De Jakob is äwer schon 1917 jestorwe. Dat wor also vör unser Kengerziet; jenau wie dat Hopps Len, von dem der Hubert Fleckes verzällt, dat et op de Oberstroot tösche dem Metzjer Krümmel un dem Rheinische Hoff ne Stand met juude Ware jehatt hätt. - Als wir Kenger wore, hätt an der Stell der Schlitter Jemös verkopt.

An e paar Orijinale kann ech mech äwer noch juut erinnere. Zum Beispiel an et Kilians Marie. Ich weeß noch jenau, wie et uutjesenn hätt, mer wat dat met dem op sech hadden, we-iß ech bis hütt noch nit. Schon eher be-im Stömmels Wellem. De dieden mit sinn Stockspitz op de Stroote Zijarrestummele oppicke, die he dann späder in sinn Piep ruuke dieden.

Och vom Stoffels Franz hann ech als Kengk jehüüt. Öwer de schriewt der Hubert Fleckes:

„… dem Stoffels Franz ist sogar die Ehre widerfahren, mit seinem breiten Gesicht und seiner roten Nase von einem der besten Düsseldorfer Maler verewigt zu werden. Dieses Bild hing lange im Rathaussitzungssaal. Es hing nur am verkehrten Platz. Als später die Fotografien der Ratinger Bürgermeister ... als Schmuck die Wände zierten, kam der Stoffels Franz ins Heimatmuseum, und hier hat der gutmütige Nichtstuer nun seine Ruhe gefunden.“

(Zitiert aus „Ratinger Brauchtum“ von Hubert Fleckes, Schriftenreihe der Ratinger Jonges e.V., o.O., o.J., 1. Band, S.20)

Dat Jemälde vom Franz mäut ech ens jeen senn. Ov dat noch im Stadtmuseum hängt, oder ov die dat och wegjerümt hant wie so manche angere alde Stücke us em Heimatmuseum?

Juut jekannt hann ich och et Pitterke Weiz. De wonnden em Winkelshüske, wat fröher an de Industriestroß jestange hät. E paar olde Norbere vom Pitter hant mir völl von dem verzällt. Der Karl Rockstroh säät, öwer de Pitter könnt mer e janz Book schriewe. Hütt reicht de Ziet mer för et Wichtichste. Die Weizens hadden zehn Kenger. Der bekannteste wor der Pitter. Jearbitt hät de op de Nietebude (so hieß früher im Volksmund die Eisenhütte). E paar Johr wor der Pitter och beim alde Dürr. De Pitter wor so fließig, dat de Direktor Habermann em nie hät misse wolle. Wenn die angere kinn Lust mieh hadden, weil et denne zu heiß wor, hät de Pitter im Akkord jearbitt. De hadden nit mer Schwielen in de Häng, sojar Brandblose un -narbe von de heiße Niete, die he aanpacke moßden.

Der janze Stolz vom Pitter woren sinn Armbanduhre. An jedem Arm hadden he een oder zwei. Äwer de Uhr lese konnden der Pitter nit. Wemmer nu frochten: „Pitter, wieviel Uhr is et?“ schob der Pitter sinn Hemdsärmele hoch, kickden reits un lenks un säden dann jedesmol: „Do, kick selver!“ De Pitter hätt och völl jesonge, selvs, wenn he neits um twölf Uhr no Huus kom. Et Lieblingslied wor „La Paloma“. Un die Weizens woren juude Norbere. Mit denne konnde mer kinne Krach krieje. Dat hätt mir der Emil Gilson verzällt, de jo direkt never dem Winkelshüske fröher sinn Metzjerei hadden. Un wenn der Emil emol völl Arbitt hadden un nit jenuch Hölp: Dem Pitter wor nix zuvöll. Op de konnte immer rechne.

Als em Pitter sinn Moder jestorwe wor, is he jede Sonndach nom Kerkhoff jejange un hät ör e Pinneke Schnaps op et Jraff jestellt, weil die de so jeen jedrunke hadden.

Am beste jekannt hann ech de Hannes Stolzenberg. Ich me-in, de könnden mer och bei de Ratinger Orijinale zälle. Ov he stadtbekannt wor wie de Pitter, we-iß ech nit. Äwer die Lütt von de Düsseldorfer Stroot kannden de Hannes. He wor e kleen, jörrich Männeke, ne Jungjesell un jet eijen, immer re-inlich aanjetrocke un schon Rentner. Och sinn Mansarde, die he in minnem Elderehuus för fuffzehn Mark im Mond jemietet hadden, wor immer opjerümt un sauber. Un fließig wor der Hannes och.

Nachts verdennden he sech noch jet als Nachtwächter, un dagsöwer wor he och nit fuul. In de janze Norberschaft dieden de Hannes Waschmaschine schlage. Et jow jo noch kinn elektrische Maschine un kinn Wassermotore. - Strootefeje wor och dem Hannes sinn Arbitt. Doför kriejden he jede Dach irjendwo et Meddacheete. Bei uns wor he sonndachs draan, weil de jo owe wonnden. De Hannes wollt äwer nit an unsere Meddachsdösch. So wie de einzelne Jäng op der Dösch komen, mußden wir Kenger dem Hannes dat Eete eropdrage. Zuiesch de Rindfleeschzupp met Markbällches, dann der Hauptjang met Fleesch, Erpel un Jemös, un am Eng der Nordösch. Wemmer mit dem Pudding kom, meestens met Kiesche- oder Himbeersaft, sät der Hannes jede Sonndach janz bejeistert: „Pudding eet ech liewer als Fleesch.“

Nu is der Hannes och als lang duud, jenau wie et Pitterke Weiz, un ich we-iß nit, ov et hütt noch Orijinale jöwt. De Stadt is so jroot jewoode.

Äwer vielleicht kennt e-iner von öch doch noch so e Orijinal mit nem Häzz wie e Kengk un ohne Falsch - wie der Pitter un der Hannes.

Et Kilians Marie
Zeichnung: Juliane Wichert

P.S. Nor minnem Vordrach be-i de Mundart-Matinee hät mech de Frau Zietz verzällt, dat Kilians Marie hädden nor dem Zwedde Weltkrieg in de Ostbaracke jewonnt un wör immer met sinn Katz im Kengerwage spazierejefahre.

Hanni Schorn

Dor Welddieb

Mir hadde en Ratingen och ne passionierte Welddieb. Datt wor dor Hannes Goller, on he wohnden op de Bekemer Stroot bem Singedonk hengedorch.

Eines Morjens soch ne Nohber de Hannes mit ne Sack om Puckel uht em Bosch ku-eme on hätt em bei de Polizei ahnjeschmert. Et Middeis kohm dem Hannes de Polizei en et Hus on wollt „Haussuchung“ afhalde. Se hannt datt janze Hus op dor Kopp jestellt: Köch, Schlohpzemmere, Wohnzemmer, Söller on Keller. Sojar em Stall hant se jesöckt on hant nix jefonge. Dann hant se dem Hannes jefrocht: „Watt häss du denn en dem Sack dren jehatt?“ De Hannes seit: „Datt kann ech öch zeije, de Sack steit om Hoff, su, wie ech em uht em Bosch metjebreit hann. De Sack es voll Lo-uf. Datt Lo-uf bruck ech vör en de Kaningställ.“ De e-ine Schotzmann hätt sich de Sack anjekieke. Dann seit he: „Do hätt ons ävver e-ine ahnjeschmert.“

Dann jinge se widder en de Köch on satten sech an dor Dösch. Se hant sech noch e paar Schnäpskes jedronke, dann seit de e-ine Polizist: „Nix för onjut“, on se sinnt jejange.

Wie die Polizei wech wor, seit dor Hannes: „Die Dösköpp. Se hatte de Häng op em Weld lieje on hant et nitt jemerkt.“ Dat Weld wor onger dem Köchedösch festjenagelt!

Noch e paar Mol hätt dor Hannes de Schandarme fies ahnjeschmert. E-mol moßt he e Stöck Weld no Roht (Rath) brenge. An dem Dag wor ne Spetzbov uht de Ulmer Hüh uhtjeriete, on jetz stunge övverall Kontrolle. Datt hatt use Hannes spetzjekräje, dröm hätt he sech jett uhtjedeit. He hätt sech ne Honk enjefange, en ne Sack jestoppt on övver de Scholder jepackt. Dann es he treu on brav ahn de Kontrolle erannjejange. De Schandarme wollte wiete, watt he en dem Sack drenn hatt. He seit: „Do hann ech minne Honk drenn, de hann ech no Roht verko-uft.“ De Schandarme wollte datt nitt jlöuve, he moßt de Sack uhtpacke. He miek datt su onjescheckt, datt em de Honk lo-upe jung. Jetz feng he ahn tou lamentiere: „Wie kriech ech de Honk jetz widder enjefange?“ He liep henger dem Honk her bös an dor Höltges Berg, do hatt he sech ne Sack met e Stöck Weld verstoppt. He nohm sech de Sack op dor Puckel, jung verjnöcht widder op die Schandarme ahn on riep: „Ech hann em widder, jetz mott ech mech ävver ploge, datt ech no Roht ku-em, söns es minne Käuper nitt mieh do.“ So kohm he met sie Rieh em Sack dorch de Kontrolle.

Jean Oberbanscheidt

Auch der nun folgende Beitrag zum Thema Ratingen stammt aus der Feder eines Schülers. Gerd Raspel besuchte die Katholische Schule I an der Minoritenstraße. Er war in der Klasse von Lehrer Otto Kellermann (1883 - 1957), der nach dem Krieg Rektor der Minoritenschule wurde. Otto Kellermann legte großen Wert auf die Erhaltung der Ratinger Mundart. So leitete er nach der Neugründung des Ratinger Heimatvereins im Jahre 1946 den Arbeitskreis „Volkssprache“, dessen Ziel es war, ein Wörterbuch der Ratinger Mundart zu erstellen. Drei Monate vor seinem Tod, im Januar 1957, war der Entwurf fertiggestellt. Doch erst in den Jahren 1986 - 1989 wurde Otto Kellermanns Manuskript, bearbeitet von seinem Neffen Otto Samans, in der Wochenzeitung „Stadtpanorama“ veröffentlicht. Offensichtlich unterrichtete Otto Kellermann seine Schüler auch im Umgang mit der heimischen Mundart. Der dreizehnjährige Gerd Raspel schildert seinen Spaziergang durch Ratingen nämlich in bestem Ratinger Platt! Leider ist es uns nicht gelungen, Näheres über das weitere Schicksal Gerd Raspels zu erfahren. Wir würden uns freuen, wenn uns Leser Auskunft über Gerd Raspel geben könnten.

Im Frühjahr 1994 trug Anneliese Schröder, eine Tochter Otto Kellermanns, den Aufsatz Gerd Raspels beim Mundart-Stammtisch der Ratinger We-iter vor. Nun soll er auch den Lesern der „Quecke“ zugänglich gemacht werden:

Ne Herbsspazierjang

Et wor en de Ferie. Do sait minne Vatter: „Komm, Jong, lomm mer hütt ens spaziere jonn!“ Dat brukde he ken zweimohl zu sage. Et wore noch ken fönf Menüte verjange, do wore mer all op der Hochstroet op em Weg no de Husmanns Mühl (Auermühle). Von der Mühl es blues dat alde Wasserrad öwerjebliewe. Sös es dat hütt en Wietschaft. On wat för ein! Äwer hütt hadde mer keen Lost, op dem Diek zu rudere. Et jing wieder öwer de Kalde-Beek, an de Kengenau (Kickenau) vorbei bös am Huchstein. Do blieve mer stonn on kieke nom Jräffkestein eropp. Hütt es dat ne Burehoff, vör e paar honget Johr wor dat en Raubritterburg. Die Raubritter üewerfiele die rieke Kooflütt, die üewer de Muspad kome. De üewerquerden do de Anger. Kotte Zied späder kome mer an de Autobahnbröck. He wud dat stelle Tal vom Autospektakel jestüert. Dann kome mer nohm Schlieper en de Möschenau. Do jing mer de Berch eropp on widder üewer de Autobahnbröck no Eggesch. Als mer dat Dorp henger ons hadde, wore mer op de Strot no Schwattebruek. Do loch lenks von de Strot de Kämp. En de Kämp es minne Opa jebore. Si-e Jeburtshus es äwer schon lang afjebrannt. He verzällt noch jehn us sin Jugendziet, do hant sin Eldere de Ernte met de Schuffkarr üewer Ratinge no Düsseldorp op de Maat jebreit. Ongertüsche simmer an de Wech, de dorch dor Bosch no Ratinge afjeht, anjekome. Mer jinge su wiet, bös mer an de Berjisch-Märkische Bahn kome. En de Ongerführung han ech janz hatt jerope. Dat joof ne Krach! Henger em Kelleschdiek boge mer lenks av, am Kopperschall on an de Speelheid vorbei no de Berjer Scholl. He es minne Opa för siebzich Johr schon no Scholl jejange. Domols hadden he de Lehrer Rademacher. De wonnden en de Berjer Scholl. De Lehrer wor üewerall dobe-i, wo en Eggesch jeschlachtet wueden. Owens soht he bei Brueckhusens on spellden Kaate.

Dann spazierde mer no de Bröck. He wor em Mittelalter dat Jerecht vom Keldachjau. Von do us jinge mer am Brüejelmannsdiek vörbe-i on kome no Cromford. Dat es de ölste mechanische Spennerei vom Kontinent. Dann kome mer no Hus tom Hus. Dovon wu-ed allerlei verzällt. Of dat wohr es? Do soll mohl ne Jang onger de Anger jewese sinn, von de Burch nom Kapellche on dann bös zum alde Kluster, wo hütt et Rohthus es. Dann kome mer am Kerkhoff vörbei nohm Dicke Thun. De Dicke Thun es 1464 jebout wuede. An de angere Sitt von de Stroot het dat Schoufhüske jestange. Do hätt mer fröhjer em Kreech de Duede op Strüeh jeleit. Dovon es hütt nix mie do. Äwer ech kann von do us ons Hus senn. On domet ben ech zehus.

Gerd Raspel
Katholische Schule I
13 Jahre

Füsgen

Wir für Sie
PARFÜMERIE

Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotokopien
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen
Konrad-Adenauer-Platz 5,
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 02102/93395

Ons alde Kerk

(Evangelische Stadtkirche)

Wenn ich de Jlocke lüdde hör'
dann kütt et mich wie jester vör,
wie ich als Kengk he hinjejange.
Dat hätt mit min Dööp aanjefange.

On Sonndaachs reefen späderhin
- koum wor mer in de Scholl dann drin -
no'm Kengerjottesdienst de Jlocke.
Do doat ich en de Bank dann hocke

on höööht de Biblische Jeschichte,
die ons 'ne Helfer doat berichte.
Dozwesche ham'mer och jesunge.
Ich hann dat immer juut gefunge.

Besonders och, wenn Kengkdööp wor.
Dann sunge mir - dat is doch klor -
„Ich bin getauft auf Deinen Namen" ...
On janz am Schluß heeß et dann: „Amen".

Die Ziet verjing, wie eh on je.
Bald heeß et dann „Kindheit ade".
He in ons Kerk - wie sich's jebührt -
do wouhden ich och konfirmiert.

Dat wor im Jahre neununddreißig.
Et wor sehr festlich, jo, dat weiß ich.
Mir Konfirmande sungen frei
ons Leed: „Mein Schöpfer, steh mir bei".

An manche Sonndaach ongerdesse,
hann ich he in de Kerk jesesse.
Im Kerkechor, dat sei jesaat
hann ich och eifrich mitjemaat.

Do jing ich jlich no'm Kriech dann hin.
Dröm kunnt et jo nit angers sinn:
Dä Kerkechor hätt och jesunge
bi minn Hochziet. - Dat hätt jeklunge!

Zeichnung: Ernst Bierwirth, 1926

Dat hätt mich wirklich froh jemaat,
Dröm sei et he och ens jesaat.
Im Jahr fünfzich wor et noch schwer.
Eja, dat alles is lang her.

Nie steht se still, de Ziet, se löppt.
Min Pute sinn och he jedöppt. -
So jeht et immer widder weiter:
Jlocke on Kerk als Weechbejleiter.

Lore Schmidt

Gerberei – Lederhandel – Lederwaren
Handwerk und Handel

Eine Familien-Tradition im Spiegel der Zeit

Man schrieb das Jahr 1855, als an der heutigen Wallstraße in Ratingen, auf einem Grundstück im Bereich der alten Stadtmauer und des ehemaligen Villersturms, ein Bürger namens Jacob Keusen seine handwerkliche Arbeit als selbständiger Gerber begann.

Als Sohn von Wilhelm Heinrich und Frau Anna Katharina am 15. 9. 1811 in Erkrath geboren, wollte er zu keiner Zeit seines Lebens den väterlichen Beruf eines „Ackerers“ fortsetzen, sondern suchte nach anderen Möglichkeiten im Bereich der sich bietenden Zünfte.

Auf dem Hofe seines Vaters, des „Ackerers“, lernte er den Umgang mit Tieren und hierbei auch den natürlichen Vorgang des Schlachtens und die damit verbundene Verwendung der Häute und Felle, die damals zur weiteren Bearbeitung einem Mülheimer Gerbereibetrieb übergeben wurden.

Es war der junge Jacob, der die Felle nach Mülheim brachte und dort bei seinen Besuchen der Faszination der Gerberzunft erlag. Hier faßte er dann auch seinen Entschluß, den Beruf des Gerbers zu erlernen.

Seine Ausbildung erlebte er mit allen Möglichkeiten dieser Zeit in verschiedenen Betrieben der „Leder-Stadt“ Mülheim an der Ruhr.

Mit der Überzeugung seines fachlichen Könnens realisierte er im Alter von immerhin schon 44 Jahren den Schritt in die Selbständigkeit. Eine Entscheidung, die zwei späteren Generationen als Basis diente. Der schon erwähnte Standort an der Wallstraße war für den künftigen Gerbereibetrieb von besonderer Bedeutung, da hier ein breit durchfließender Bach die immer benötigte Wassermenge lieferte. Zwei einfache Überdachungen der inzwischen angelegten Gerbgruben und ein größerer Holzschuppen garantierten hier stets wetterfeste Arbeitsmöglichkeiten. Der alte Keller des ehemaligen Villersturms bot die beste Voraussetzung für die trockene Lagerung von Häuten und Fellen.

Jacob Keusen, der dieses Handwerk in der ersten Generation praktizierte, beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Gerben und Zurichten von Kleintierfellen wie Kaninchen, Hasen, Schafe, Füchse und Hunde. Die Be- und Verarbeitung von Großtierhäuten gehörte damals nur am Rande dazu, da wegen der fehlenden Technik noch so manches durch harte Handarbeit geleistet werden mußte. Zwei „Gehilfen“ gehörten zu jener Zeit zum Stamm der „Belegschaft“, die mit ihrem „Chef“ gemeinsam für ein florierendes Unternehmen sorgten. Alle Erzählungen und Berichte aus der Frühzeit vermittelten stets den Eindruck eines erfolgreichen Wirkens nach den Maßstäben dieser Jahrzehnte.

Fritz Keusen mit seinen Schwestern Josefine, Sophie und Wilhelmine vor dem 1907 erbauten Haus an der Wallstraße

Im Jahre 1886 setzte Jacobs Sohn Hubert, der am 15. Juni 1854 in Ratingen das Licht der Welt erblickte, als Gerbermeister in der zweiten Generation das Handwerk seines Vaters fort. Sein Bruder Heinrich wurde Sattler und war später als Gastwirt tätig.

Jacob Keusen starb am 29. Januar 1891 und damit 20 Jahre nach dem Tode seiner Frau Maria Katharina, geborene Röttger.

1892 heiratete mein Großvater Hubert Louise Coenen aus Kaiserswerth. Aus dieser Ehe gingen 2 Söhne und 3 Töchter hervor. Diese glückliche Gemeinsamkeit fand ein jähes Ende, als die 1861 geborene Louise im Jahre 1907 verstarb.

Hilfe und Beistand erhielten mein Opa und seine Kinder in liebevoller Weise von der befreundeten Familie Mauermann. Herr und Frau Mauermann wurden später die Schwiegereltern von Erich Eick, der als Direktor der Ratinger Stadtwerke und darüber hinaus eine bedeutende Persönlichkeit unserer Heimatstadt war.

Huberts Söhne Fritz und Wilhelm erlernten nach familiärer Tradition ebenfalls das Gerber-Handwerk in Mülheim und in Linnich. Die Schrecken des Ersten Weltkrieges forderten das Leben des Sohnes Wilhelm, der im Jahre 1917 in Frankreich fiel.

Tochter Josefine ehelichte später den Gärtnermeister Wilhelm Happe. Ihre Schwester Minchen heiratete ihren Freund Josef Kränzler, den sie als Absolventen des Ratin-

ger Lehrerseminars kennengelernt hatte. Die Tochter Sophie blieb ledig und versorgte ihren Vater auf Lebenszeit.

Wenn ich nun heute nach den vielen Jahrzehnten der Vergangenheit hier noch einmal versuche, über Wirken und Tradition unserer Gerberei zu berichten, so geschieht dies aus der Erinnerung zahlreicher Erzählungen meines Großvaters Hubert. Mit den Berichten meines Vaters und aus meinem eigenen Erleben in der Kinder- und Jugendzeit läßt sich noch manches ergänzen.

Aus den Überlieferungen erfuhr ich viel von der harten und mühsamen Arbeit dieses Berufes, die bis auf die Gerbvorgänge in den meisten Bereichen mit reiner Handarbeit geleistet werden mußten. Drei Mitarbeiter unterstützten ihn in der Gerberei, die damals bis auf ein Walkfaß, einen Brennofen und eine Dampfkesselheizung ohne jede technische Einrichtung auskommen mußte. Die betriebliche Gebäudeeinrichtung wurde ergänzt. Ein mittelgroßer Backsteinbau bot nun alle Räumlichkeiten zur Ausübung besserer Arbeitsmöglichkeiten, die dem Anspruch dieser Zeit genügten.

Die positive Entwicklung der Geschirrlederproduktion verlangte dann Jahre später noch ein zusätzliches Raumangebot, das man durch den Neubau des Wohn- und Geschäftshauses im Jahre 1907 realisierte. Fast zeitgleich wurden dann auch die offenen Überdachungen durch geschlossene Aufbauten ersetzt. Die Tatkraft und die vielen Ideen meines Großvaters förderten eine hohe fachliche Anerkennung seiner Gerberei, die sich durch einen immer größer werdenden Kundenstamm sehr eindrucksvoll bestätigte.

Von der Kleintierfellgerberei meines Urgroßvaters Jacob hatte sich mein Großvater Hubert nun so langsam entfernt, da er sich mit zunehmender Überzeugung entschloß, seinen Betrieb nur noch als reine Leder-Gerberei zu führen. So kam es, daß die Kleintierfelle nun nicht mehr zum traditionellen Gerbprogramm seines Handwerks gehörten. Die Konzentration auf die alleinige Herstellung des Geschirrleders bestätigte sich als eine gute Entscheidung, da das Sattlerhandwerk zu jener Zeit in hoher Blüte stand und mit großem Bedarf kaufte.

Die große Zahl der bäuerlichen Höfe füllte den Auftragsbestand der Sattlereien, die durch die Neuanfertigungen und Reparaturen der Pferdegeschirre den vielseitigen Arbeitseinsatz der starken Kaltblütler im landwirtschaftlichen Bereich garantierten. Die besondere Qualität des Leders war anerkannt und hatte sich immer wieder neu zu bewähren.

Die vereinzelt vorhandenen Traktoren boten den Pferden damals nur langsam ihre konkurrierende Leistung. Nach wie vor hatte die zuverlässige Arbeitsleistung aller Pferde einen hohen Stellenwert im landwirtschaftlichen Betriebsablauf, der ohne Pferde damals nicht denkbar war.

Jahre und Jahrzehnte bescherten meinem Großvater eine gute berufliche Zeit und damit auch die gewünschten geschäftlichen Erfolge.

Die Zeit verging, mein Großvater wurde älter und plante schon bald die Übernahme durch die dritte Generation.

Nach Jacob und Hubert Keusen übernahm dann im Jahre 1927 mein Vater Fritz den erfolgreichen Familienbetrieb. Wie schon erwähnt, erlernte er in Mülheim/Ruhr und Linnich das Gerberhandwerk, ehe er als Gerbermeister in die nun gewonnene Selbständigkeit ging.

Hubert Keusen mit seinem Sohn Fritz und Enkel Hubert. Drei Generationen in der Uniform der Reserve-Kompanie

Der am 20. 10. 1895 geborene Fritz Keusen heiratete am 9. Juni 1921 seine Braut Walburga Weidle, die am 21. März 1897 in Ratingen zur Welt kam.

6 Schwestern und 4 Brüder (Bruder Fritz fiel im 1. Weltkrieg) aus der bekannten Familie August Weidle an der Lintorfer Straße deckten später durch ihre Verheiratung mit Partnern aus alteingesessenen Ratinger Familien mit ihren Nachkommen ein flächendeckendes Verwandtschaftsnetz ab.

Aus der Ehe von Fritz und Walburga Keusen gingen drei Söhne hervor.

Sohn Hubert studierte Chemie im 2. Semester, als er dann zur Wehrmacht einberufen wurde und am 10. November 1943 mit 21 Jahren als Leutnant der Panzergrenadiere in Rußland fiel.

Sohn Friedrich studierte nach Wehrmacht und Gefangenschaft Medizin. Seinen Beruf übte er als Gynäkologe mit eigener Praxis in Mettmann aus. Er starb am 12. Februar 1997.

Sohn Josef, ich selbst, begann nach Gymnasium und Handelsschule eine Ausbildung zum Groß- und Einzelhandels-Kaufmann. Im Jahre 1951 trat ich als Mitarbeiter in das Geschäft meiner Eltern ein, das ich dann am 1. Januar 1968 in der vierten Generation in eigener Regie übernahm.

Nun aber zurück zu meinen Erinnerungen aus jener Zeit, die ich als Achtjähriger und älter werdend erlebte.

Die Gerberei meines Vater beschäftigte im Jahre 1938 drei Gerbergesellen und drei ungelernte Kräfte, so daß mit dem Chef an der Spitze sich sieben Leute um den chronologischen Ablauf des Gerbverfahrens bemühten. Bei den drei Fachleuten handelte es sich um Mülheimer Bürger, die allmorgendlich mit dem Zug von Mülheim-Ruhr-Speldorf über Lintorf nach Ratingen-West kamen.

Sie und die drei anderen arbeiteten gerne im Meisterbetrieb meines Vaters, da sie hier immer

wieder die herzliche Atmosphäre eines funktionierenden Familienunternehmens erlebten.

Zu dieser Zeit nahmen in unserer Gerberei so ca. 200-220 Rohhäute in sehr unterschiedlichen Arbeitsvorgängen des Gerbverfahrens alle Kräfte voll in Anspruch. Vom Einkauf der Rohhaut bis zur Abgabe des fertigen Leders war hier eine Zeitspanne von 5-6 Monaten bei der Lohgrubengerbung anzusetzen. Als Alternative zur Lohgrubengerbung gab es dann auch bei uns noch das beschleunigtere Verfahren durch den Einsatz flüssiger Gerbextrakte aus dem Hause Bayer Leverkusen. Diese Gerbart ermöglichte ein wesentlich kürzeres Herstellungsverfahren, das sich durch eine ebenso kürzere Kapitalbindung auch preislich günstiger kalkulieren ließ. Über alle Jahre hinweg hatte sich die ausschließliche Herstellung des hochwertigen Geschirrleders bewährt. Neue Sattlerkunden kamen hinzu und verstärkten den Umsatz. Vom Niederrhein bis zur holländischen Grenze, von der Eifel bis zum Bergischen Land gingen die Verkaufsbereiche meines Vaters. Großhändler in Köln und Essen gehörten ebenfalls zum Abnehmerkreis. Der Betrieb lief sehr gut und ließ auf weitere Erfolge des meisterlichen Könnens hoffen.

Alles verlief in bester Zufriedenheit bis zum September des Jahres 1939, als mein Vater kurz nach Kriegsbeginn im Alter von 44 Jahren zur Wehrmacht eingezogen wurde. Für die Gerberei und für die damals schon mitgeführte Großhandlung für Leder, Gummi und Schuhmacherbedarfsartikel wurde die Abwesenheit des Chefs zu einer spürbaren Belastung, da er alle Arbeitsabläufe allein koordinierte.

Die kaufmännischen Talente meiner Mutter, die schon immer in vielen Bereichen die Seele des Geschäftes war, wurden auch in dieser Situation allen Anforderungen gerecht. Die Mitarbeiter bewiesen ihre Treue zur Firma und damit auch zu unserer Familie. Von dieser Gewißheit bestärkt, führte meine Mutter mit ihrer Hilfe die Gerberei und den Großhandel im Rahmen der vorgegebenen Möglichkeiten weiter. Für sie war es eine starke persönliche Belastung, die sie mit großem Einsatz meisterte, um eine zunächst unbestimmte Zeit zu überbrücken.

Alle Anträge auf Freistellung meines Vaters aus der Wehrmacht wurden stets ohne Begründung abgelehnt. Alle Hinweise auf die besondere Bedeutung der Gerberei zur Geschirrlederherstellung zum Zwecke der Versorgung der bäuerlichen Betriebe wurden ignoriert.

Heute muß man sich erinnern, daß zu jener Zeit die rheinischen oder belgischen Kaltblüter alle betriebsnotwendigen Fahrzeuge eines landwirtschaftlichen Hofes bewegten. Traktoren, auch Schlepper genannt, waren zu dieser Zeit nur vereinzelt verfügbar. Je nach der Größe des Hofes wurden hier bis zu 8 Pferde und mehr gehalten. Sie alle brauchten Geschirre und damit auch das Leder zu deren Herstellung.

Ausstellungsstand der Firma Hubert Keusen Nachf. bei der Ausstellung „Industrie und Wirtschaft in Ratingen“ in einer Halle der Calor-Emag im Jahre 1938

Familiäre Freude und eine betriebliche Anerkennung bescherte uns der Februar des Jahres 1940, als mein Vater aus der Wehrmacht entlassen und unsere Gerberei durch eine Verfügung des Wehrwirtschaftsamtes zu einem wehrwichtigen Betrieb ernannt wurde. Mit dieser Anerkennung wurden alle sechs Beschäftigten automatisch vom Wehrdienst befreit. Um dies heute zu verstehen, muß man wissen, daß zu dieser Kriegszeit die Pferdegespanne des Heeres bei allen Feldzügen der Wehrmacht von wichtiger Bedeutung waren. Die Bilder der Wochenschauen jener Zeit vermittelten uns damals einen deutlichen Einblick über den Einsatz der Pferdegespanne an der Front.

Mit der Anerkennung des Wehrwirtschaftsbetriebes verband man nun die Verpflichtung zur verstärkten Geschirrleder-Produktion. Alle Sattlerkunden der Firma konnten ihren Bedarf dann ebenso wie die Großhändler in Köln und Essen nur noch stark reduziert über die Bezugsberechtigungen des Wehrwirtschaftsamtes decken. Eine Umstellung, die nach der Tradition langer Jahre nun ein verändertes Denken erforderte. Der bisherige Bedarf an Rohhäuten wurde von den hier ansässigen Metzgern und durch den Hinzukauf vom Düsseldorfer Schlachthof gedeckt. Eine verstärkte Produktion machte weitere Einkäufe beim Mülheimer Schlachthof nötig. Die Beschaffung der Häute war zu dieser Zeit nur durch eine Bezugsberechtigung möglich. Die nun verstärkt geforderte Produktion ließ sich auch damals nur durch eine längere Arbeitszeit realisieren, die von montags bis samstags 50 Stunden und mehr ausmachte. Der eigentliche Gerbprozeß brauchte seine Zeit und war nicht zu beeinflussen. Aber alles andere war ein vieles Mehr an Arbeit. Die am Ende der Gerb- und Herrichtungsdauer erzielten Fertigleder wurden nur nach einem neuen Schlüssel verteilt.

Rund 35% des fertigen Geschirrleders gingen auf Bezugschein an die angestammten Sattlerkunden. Ca. 65% des Leders wurde vom Wehrwirtschaftsbeschaffungsamt in Köln übernommen.

Die bewährte Zuverlässigkeit der betrieblichen Mitarbeiter und das Organisationstalent meines Vaters ließen die Gerberei über alle Unbilden des Krieges hinweg bis zum Herbst des Jahres 1944 weiterlaufen.

Mit der Jahreswende 1944/45 wurde die Zusammenarbeit mit dem Wehrbeschaffungsamt eingestellt, da der sich abzeichnende Kriegsverlauf andere Prioritäten setzte. Als Ergebnis dieser Maßnahme wurde die Häutezuteilung wieder auf das normale Maß reduziert. Die noch im Gerbprozeß stehende Überkapazität für die Wehrmacht wurde beschlagnahmt, aber später nie mehr angefordert. Das aus diesen Beständen fertiggewordene Leder ging damals ausnahmslos und herzlich willkommen an unsere Kunden. Der Krieg war vorbei, aber andere Probleme nahmen ihren Anfang. Für die Gerberei-Organisation stellten sich nun die erwarteten Schwierigkeiten ein.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Nachkriegs- und Vorwährungszeit führte auf allen Gebieten des Gerbereiwesens zu sehr deutlichen Beschaffungsschwierigkeiten im Bereich der Häute, Gerbstoffe, Fette und sonstiger Notwendigkeiten, die zum Ablauf des Gerbprozesses gehören.

Der bisherige Produktionseinsatz von 200-230 Häuten mußte zu dieser Zeit zuteilungsbedingt auf 80-120 Stück zurückgefahren werden. Eine Entscheidung, die auch personelle Konsequenzen erforderte. Ein Geselle und zwei betriebliche Mitarbeiter wurden damals von meinem Vater in andere Betriebe des Mülheimer Raumes vermittelt.

Alle Sattler- und Großhändlerkunden gehörten aber nach wie vor zum Stamm der treuen Abnehmer, die ihren Bedarf bis zum Zeitpunkt der Währungsreform allerdings nur auf Bezugsberechtigungsschein decken konnten.

Die Versorgung kannte keine Probleme, da alle Bezugsscheine großzügig verteilt wurden.

Eine erhebliche Veränderung im bewährten Ablauf bisheriger Strukturen erlebte die Gerberei in den Jahren von 1951 an und später, als der technische Fortschritt auch bei den landwirtschaftlichen Betrieben verstärkt spürbar wurde.

Leistungsfähige Traktoren ersetzten die bis dahin unentbehrlichen Pferde, und das vorhandene Geschirr reichte für den nunmehr reduzierten Anspruch. Der Bedarf an Geschirrleder ging rapide zurück, und der Konkurrenzdruck der nach dem Krieg wiedererstandenen Mülheimer Fabriken nahm deutlich zu. Alle Signale einer sichtbar veränderten Zeit zwangen auch meine Eltern, Neues zu überlegen. Kaufmännisches Denken und Handeln verlangte hier die Entscheidung der dritten Generation, die Stillegung der von 1855-1953 betriebenen Gerberei zu vollziehen.

Für meinen Vater, den Gerbermeister, war dies ein harter Abschied aus seinem geliebten Beruf, der für ihn Familien- und Handwerks-Tradition bedeutete. 98 Jahre prägte die Gerberei Keusen diese Zunft in unserer Stadt, ein Betrieb, der durch seine reine Grubengerbung hohe Qualität erzielte. Eine schnellere Gerbart kam später hinzu. Die Einrichtung unserer Gerberei bestand damals aus folgenden Anlagen und Werkzeugen:

17 Gruben, alle gemauert und verputzt, im Schnitt 2,80 m breit und 4 und 5 m tief. Alle dienten mit unterschiedlichen Funktionen dem Gerbprozeß zum Waschen der Häute, zum Enthaaren im Kalkbad, zum Beizen und zum eigentlichen Gerbvorgang im Gerbstoffbad.

1 Presse zur Entwässerung der Häute; 2 Walkfässer in der Größe von 2,50 m x 4 m zum Spülen und Fetten; 1 fahrbare Spezialpumpe zum Entleeren der Gruben; 3 Scherböcke zum Enthaaren und Entfleischen; 3 Umwälzschieber für die Gruben; 1 größere Anlage zum Fettkochen; 4 Scherbügel zum Enthaaren; 4 Schermesser zum Entfleischen; 4 Stoßbügel zum Glätten der Haut; 1 Glanzstoßmaschine für das fertige Produkt; 2 große Steinplattentische von 2,50 m x 4,50 m zum Glätten der Haut.

Der meistgebrauchte Grundstoff eines jeden Gerbprozesses ist das Wasser, das sich je nach Verwendung auf sehr unterschiedliche Schmutzwasserzonen verteilte. Unter den heutigen Auflagen des Wasserumweltschutzes wäre die Grubenentleerung in der früher praktizierten Form ein schwerer Verstoß gegen alle Gesetze der Umweltvorsorge gewesen. Wasch- und Salzwasser, Kalkbrühe und Beizwasser, Lohbrühe und chemische Extraktbrühe flossen damals, durch eine Spezialpumpe gefördert, in die Anbindung des öffentlichen Straßenkanals. Eine penetrante Geruchsbelästigung „bereicherte“ diesen Vorgang, der von den Anwohnern nie beanstandet wurde.

Damals kein Thema, heute ein Skandal, wenn man dies noch so zu praktizieren versuchte.

Der Gerbereibetrieb gehörte nun der Vergangenheit an, ein neues Standbein sollte die Firma stärken.

Mit der Trennung vom lederproduzierenden Handwerk gehörte aber auch die Verpflichtung, sich auch weiterhin im Umfeld des Leders zu bewegen.

Reifliche Überlegungen und eine von positiver Zuversicht getragene Hoffnung führte dann bereits schon im Jahre 1951, also 2 Jahre vor dem Ende der Gerberei, zur Gründung eines Fachgeschäftes für Offenbacher Lederwaren und Reiseartikel. Einige Um- und Ausbauten am Ladenlokal des Hauses Wallstraße 23 boten hier in ansprechenden Räumen ein breites Lederwaren-Sortiment. Dieser neue Angebotszweig zeugte von der Initiative und Arbeitsfreude meiner Eltern, die alle Anforderungen mit großem Engagement erfüllten. Für sie eine mutige Entscheidung, die im richtigen Augenblick auch durch Erfolg bestätigt wurde.

Während sich meine Mutter und zwei Mitarbeiterinnen nun voll um den Lederwarenhandel kümmerten, konzentrierte sich mein Vater verstärkt um den seit 1927 mitgeführten Großhandel für Leder, Gummi und Schuhmacherbedarfsartikel. Ein Handelszweig, der auch während seiner Gerbereitätigkeit von ihm und einem Mitarbeiter erfolgreich betrieben wurde.

Schuhmacher-Meister aus Ratingen und dem damaligen Angerland, aus Mettmann, Erkrath, Heiligenhaus und Rath gehörten zu den Kunden, die er immer mit großer Sorgfalt bediente.

Dieser Großhandel wurde dann noch bis zum Jahre 1984 von mir weitergeführt, ehe das Lederwaren- und Reiseartikel-Geschäft den vollen Einsatz erforderte.

Neben dem Vertrieb der Lederwaren und Schuhmacherbedarfsartikel gab es auch noch den Handel mit Ledertreibriemen. Abnehmer dieses Marktes waren unsere Kunden, die noch mit Transmissionen arbeiteten. Hier bildete der Treibriemen das Verbindungselement zwischen Motor und Maschine.

Bäuerliche Betriebe bezogen sie von uns durch die Landmaschinenfabrik August Weidle & Söhne, deren Inhaber Brüder meiner Mutter waren. Mähdrescher und andere Maschineneinrichtungen waren ohne Treibriemen nicht zu bewegen. Das Ratinger Tonwerk, die Düsseldorfer Eisenhütte, die Keramag und auch andere Firmen und Handwerksbetriebe gehörten zu unseren Kunden. Dieser Warenzweig wurde von uns als Großhändler betrieben.

Mit der Vielseitigkeit unserer Firma verband man auch immer die hohe Erwartung eines erfolgreichen Gelingens, das durch Fleiß und Einsatzfreude erreicht wurde.

Ein weiteres Standbein jener Zeit von 1925 bis ca. 1950 war der Ankauf von Kleintierfellen. Die in Ratingen und Umgebung so zahlreich vorhandenen Kaninchenhalter waren besonders in der Kriegs- und Nachkriegszeit mit einem hohen Tierbestand vertreten. Kaninchen züchten, füttern und schlachten war damals für die meisten nicht nur ein Hobby, sondern in Notzeiten auch eine immer willkommene Bereicherung des häuslichen Speiseplanes. In der oben erwähnten Zeit wurden monatlich zwischen 200 und 250 Stück Kaninchenfelle zum Ankauf gebracht. In der Woche vor Weihnachten waren es oft bis zu 120 Stück am Tag. Die zahlreichen Kaninchenzuchtvereine taten sich hierbei ganz besonders hervor. Die angelieferten Felle wurden nach Größe und schnittfreiem Abziehen bewertet. Die Preise lagen beim Ankauf zwischen 3,50 und 7,00 RM. Die nun erworbenen Felle wurden mit der Fleischseite nach außen gedreht, auf einen Drahtbügel gespannt und zum Trocknen aufgehängt. Die so lagerfähig präparierten Felle wurden dann später an eine Kleintierfell-Gerberei nach Köln verkauft.

Mit diesem Wissen verbindet sich die Erinnerung an meinen Urgroßvater Jacob, der diese Gerbart betrieb.

Und nun zu mir!

Die im Jahre 1955 geschlossene Ehe mit meiner Frau Rita, geborene Breuer, bereicherte uns später um die Tochter Oda und den Sohn Gero. Ebenso bekannt wie unser Name ist auch die Familie meiner Schwiegermutter, die im Jahre 1904 als Tochter von Wilhelm und Wilhelmine Thomas das Licht der Welt erblickte. Ihre Eltern waren die Inhaber des bekannten Fachgeschäftes für Herrenartikel und Pelze in Ratingen am Markt. Viele Familien mit Handwerks- oder Handels-Tradition prägten früher stärker als heute das geschäftliche Erscheinungsbild unserer Stadt.

Als ich nach meiner Ausbildung zum Groß- und Einzelhandels-Kaufmann im Jahre 1951 meine Tätigkeit im elterlichen Geschäft begann, erlebte ich bis 1953 die betriebliche Aufgabe der Gerberei, die ich schon an anderer Stelle dieses Berichtes erwähnte. Zu meiner Aufgabe gehörte zunächst die Betreuung der ca. 40 Schuhmacherkunden, die zu Beginn der 50er Jahre eine umfangreiche Tätigkeit verlangte. Darüber hinaus war ich mit drei weiteren Mitarbeiterinnen im Verkauf von Lederwaren und Reiseartikeln tätig. Der Besuch von Fachmessen in Offenbach und Köln galten dem Einkauf und der modischen Orientierung.

Als Nachfolger in der vierten Generation übernahm ich dann am 1. Januar 1968 das elterliche Geschäft mit den beschriebenen Betriebszweigen und führte es gemeinsam mit meiner Frau Rita.

Die nun erreichte Selbständigkeit beflügelte uns zu neuen Taten.

Alle räumlichen Veränderungen des Ladenlokals dienten der Erweiterung eines vergrößerten Sortiments. Neue Firmen kamen ins Angebot und bereicherten mit ihren Marken-Namen die Leistungsfähigkeit unseres Hauses. Reparaturen an Lederwaren, an Koffern und Schirmen ergänzten den Service. Der Großhandel mit Schuhmacherbedarfsartikeln gehörte immer noch dazu, obwohl sich die Zahl der selbständigen Betriebe im Laufe der Jahre sehr stark reduzierte. Die über Jahrzehnte gewachsene Schuhmacherkundschaft wurde von mir bis zur Aufgabe der Werkstätten als Lieferant betreut. Im Jahre 1984 gehörte dann auch dieser Handelszweig der Vergangenheit an.

Unsere volle Konzentration galt nun noch mehr als bisher dem Einzelhandel mit Lederwaren und Reiseartikeln. Eine Aufgabe, die alle Jahre mit erfolgreichem Einsatz und großer Freude betrieben wurde. Meine Frau und ich standen mit unseren Mitarbeiterinnen zu jeder Zeit mit hoher Motivation im Dienst am Kunden.

Die Jahre vergingen, und die heranwachsenden Kinder ließen bei ihrer Berufsfindung schon sehr bald erkennen, daß sie kein Interesse an einer Nachfolge zeigten. Diese Entscheidung wurde ohne Diskussion akzeptiert. Heute arbeiten beide mit Freude und Erfolg in ihren gewählten Berufen.

Mit der Rückschau auf die Vergangenheit wäre vielleicht noch zu erwähnen, daß wir im Jahre 1965 einen größeren Baukomplex des ehemaligen Gerbereibetriebes abgerissen haben, um hier eine Baustelle zu gewinnen. Auf dem nun freigewordenen Grundstück mit anschließender Hoffläche wurden dann 1966 von meinem Bruder und mir, gemeinsam mit unseren Ehefrauen, die Wohnhäuser im Beamtengäßchen 1 und 3 errichtet. Weitere Räumlichkeiten der ehemaligen Gerberei sind bereits seit längerer Zeit anderweitig belegt.

Mit dem fortschreitenden Alter stellte sich dann auch bei mir die Frage: „Wie lange noch“? Eine Frage, die aber schon sehr bald eine Antwort fand. Auf dem gesunden Fundament wirtschaftlicher Erfolge entschlossen wir uns, unser Geschäft für Lederwaren und Reiseartikel einem kompetenten Fachmann zu verpachten. Wenn auch freiwillig entschieden, so fiel es uns doch sehr schwer, nach vielen erfolgreichen Jahren, diesen Schritt zu tun. Im 67. Lebensjahr haben wir dann am 30. September 1996 unser Geschäft geschlossen

und nach weiteren Umbauten an die leistungsfähige Firma Geffers Lederwaren verpachtet. Ein neuer Inhaber, der über drei weitere Geschäfte verfügt.

141 Jahre erfolgreicher Leistungen und Familien-Tradition waren damit beendet. Ein Stück Ratinger Familien-Handwerks- und Handelsgeschichte gehört nun der Vergangenheit an.

Wenn man heute die vielen Jahrzehnte der umfangreichen Aktivitäten von Jacob, Hubert und Fritz Keusen aus ihrer Zeit noch einmal Revue passieren läßt, so kann man voller Stolz auf alles Erreichte zurückblicken.

Neben der Vielseitigkeit ihres Wirkens fanden mein Großvater und Vater aber immer noch den nötigen Freiraum für die frohe Geselligkeit bei den Schützen oder im Dienst der Freiwilligen Feuerwehr.

Als Mitglied der Reserve-Kompanie der St. Sebastiani-Bruderschaft war mein Großvater Hubert bis zum Tode seiner Frau Louise auch einige Jahre Hauptmann dieser Kompanie, der er über 50 Jahre angehörte. Sein bekannter Bruder Heinrich war es, der die Bruderschaft 1896 reaktivierte und zu neuem Ansehen führte. Mehr als 50 Jahre stand Hubert Keusen auch zuverlässig im Dienste der Freiwilligen Feuerwehr.

So wie er, so lebte auch sein Sohn Fritz im Zeichen heimatlicher Verbundenheit.

Über 50 Jahre diente er der Reserve-Kompanie unserer Bruderschaft. Dem Vorstand dieser Bruderschaft gehörte er 16 Jahre als Schießmeister und 17 Jahre als Schützenoberst an.

In der Freiwilligen Feuerwehr bekleidete er verschiedene Rangstufen und versah hier bis zur Erreichung der Altersgrenze seine Verantwortung als Hauptbrandmeister und Wehrführer.

Mein Vater starb am 7. Juni 1973, meine Mutter am 26. Juli 1978.

141 Jahre Gerberei-Lederhandel-Lederwaren sind als Firma LEDER KEUSEN nun auch ein Stück Ratinger Vergangenheit.

Als Familien-Tradition lebt diese Zeit in der Erinnerung der Generationen weiter.

Josef Keusen

Der Arbeitsprozeß einer handwerklich geführten Gerberei:

Von der Großviehhaut bis zum fertigen Leder

Dargestellt am Beispiel der Gerberei Keusen

Gegenstand eines jeden Gerbverfahrens ist die tierische Haut, die aus vielfacher Herkunft nach ihrer Art und Zweckbestimmung auch unterschiedlichen Gerbprozessen zugeführt wird.

Die nachfolgende Beschreibung dient dem Versuch, den chronologischen Ablauf eines Gerbvorganges zur Herstellung des Geschirrleders verständlich zu vermitteln.

50 Rohhäute von Rindern, Kühen oder Ochsen gehören zu einer geschlossenen Partie, die in einem „Satz“ den kompletten Gerbprozeß durchläuft. Es sind Häute, die von den Metzgern an uns verkauft und durch den Hinzukauf am Düsseldorfer Schlachthof auf den benötigten Bedarf von 50 Stück gebracht wurden. Sie alle wurden beim Ankauf auf der Fleischseite nach möglichen Fehlern untersucht, die durch die Schnitte des Metzgers beim Abziehen oder durch Dasselfliegen, die sich in die Haut des lebenden Tieres eingebissen hatten, entstanden sein konnten. Nach dieser Bewertung wurden dann auch die möglichen Preisklassen festgelegt. Die so erworbenen Häute wurden dann zu Beginn des Gerbverfahrens in zwei Einheiten à 25 Stück zum Reinigen und Aufspülen in ein Wasserbad gehängt, um den anhaftenden Schmutz zu entfernen. Die Maße dieser Gruben waren 4 m x 2,80 m und 4,50 m tief. Nach dem zweitätigen Wasserbad wurden die Häute nun für drei Tage in eine mit Kalk und Wasser angerichtete Kalkbrühe gehängt. Mit diesem Vorgang erreichte man eine weitgehende Lockerung oder Lösung der Tierhaare von der Oberhaut.

Nach einer ausreichenden Zeit im Kalkbad wurden die Häute dann über einen Scherbock gezogen, um die nun gelösten Haare mit einem Scherdegen abzustreifen. Gegen die unvermeidlichen Kalkspritzer bei dieser Arbeit, mußte sich der Gerber mit einer halbrunden Gesichtsmaske schützen. Die Haare der nunmehr blanken Haut wurden gewaschen und getrocknet als Mörtel-Binder an verschiedene Baugeschäfte verkauft.

Die so enthaarte Haut kam dann nach einer gründlichen Waschspülung in das sogenannte Beizbad. Mit diesem Arbeitsgang wurde bewirkt, daß sich die Poren der Hautstruktur öffneten, um dann für die Aufnahme der nachfolgenden Gerbstoffe saugfähig zu sein. Nach einem mehrtägigen Beizbad wurden die Häute auf einem Scherbock egalisiert. Das heißt, daß die Haut von der Fleischseite her mit einem Schermesser in der Struktur geglättet wurde. Die jetzt erneut gewässerte Haut konnte nun dem eigentlichen Gerbvorgang zugeführt werden.

Eine hierfür vorbereitete Lohgrube wurde im Durchschnitt mit 25 Häuten beschickt, die wie folgt eingelegt wurden: Die aus Zülpich in der Eifel angelieferte Eichenrinde, gemahlen auch als Lohe bezeichnet, war der eigentliche Grundstoff des Gerbprozesses. Der Boden der Grube wurde mit Eichenlohe ausgelegt und mit der

„Der Läderer“ (Gerber)
Holzschnitt aus dem Ständebuch des
Jost Amman, 1558. Verse von Hans Sachs

ersten Haut abgedeckt. Die hier eingelegte Haut wurde ganz ausgebreitet und ebenso mit Lohe abgestreut. Nach der fünften Haut wurde die Grube bis zur Oberkante der letzten Haut mit Wasser gefüllt, damit sich die Lohe mit Wasser verbinden und so zu Gerbstoff werden konnte. Noch zwanzig weitere Häute wurden nach dieser Vorgabe in die Grube gelegt, um damit die volle Kapazität von 25 Häuten zu nutzen. Um den Gerbvorgang zu beschleunigen, wurden die Häute innerhalb von zwei bis drei Monaten nach gleichem Verfahren in andere Gruben umgelegt. Dieser Vorgang sollte bewirken, daß die Haut locker bewegt würde, um sie in einem frischen Lohbad erneut saugfähig zu machen. Nach dem dritten Lohbad wurde dann die dickste Haut angeschnitten, um den „Durchzug“ des Gerbstoffes an der verfärbten Struktur der Haut zu prüfen. Bei einer einheitlichen Braunfärbung des Hautschnittes wurde die Haut dann als durchgegerbt bezeichnet.

Alle Häute wurden der Grube entnommen und auf einem Preßbock gestapelt. Bei diesem Vorgang wurde den Häuten mit einem schweren Preßgewicht die aufgesogene Gerbflüssigkeit entzogen, um sie so nur noch naßfeucht für weitere Arbeitsgänge vorzubereiten. Die bis dahin ganzflächig behandelten Häute wurden nun im „Rücken“ halbiert, um die so gewonnenen Hälften im Verlauf des weiteren Arbeitsprozesses handlicher bearbeiten zu können.

Auf dem Wege von der Haut zum Leder kamen nun jeweils 15 Hälften zum Einfetten in ein sogenanntes hölzernes Walkfaß. Dieses Faß hatte eine Höhe von 4 m und eine Breite von 2,50 m. Eine Einfüllöffnung von 50 x 60 cm wurde mit einem starken Holzdeckel verschlossen. Ein entsprechend starker Elektromotor sorgte für den Antrieb.

Zu Beginn dieser rund zweistündigen Walkbewegung, vor- und rückwärts, wurden die fünfzehn eingelegten Hälften durch eine heiße Fetteinspeisung mit diesem Rohstoff getränkt. Warm, locker und fettig wurden diese Hälften dann dem Walkfaß entnommen und auf einem großen Steinplattentisch mit einem Stoßkeil glatt gestoßen. Dies war eine stets mühevolle Arbeit, da das warmgefettete Material immer elastisch reagierte. Während fünfzehn weitere Hälften den Weg in das Walkfaß fanden, wurden die bereits fertig gestoßenen Hälften mit der oberen Kante auf eine Stange genagelt und auf eine Vorrichtung unter die Decke des sehr hohen Raumes zum Trocknen gehängt. Mit 70 Stangen gleich 70 Hälften war die Deckenvorrichtung so ausgelastet, daß die durch eine Dampfkesselheizung erzeugte Wärme noch wie gewünscht zirkulieren konnte. Je nach Stärke der Haut dauerte es zwei bis drei Tage, ehe die Hälften trocken abgenommen werden konnten. Die nun fast fertigen Hälften, jetzt auch schon Leder genannt, wurden noch braun oder schwarz eingefärbt, ehe sie auf einer Glanzstoßmaschine das fertige Aussehen bekamen. Zum letzten Arbeitsvorgang gehörte das Beschneider der Ränder, so daß sich die Leder-Hälften glatt und kantig darstellen konnten.

Aus dem Rohmaterial der Großviehhaut wurde hier in reiner Grubengerbung ein Geschirrleder von hoher Qualität, das überall fachliche Anerkennung fand.

Neben der oben geschilderten Lohgrubengerbung praktizierte man aber hier auch eine kostengünstigere Alternative. Anstelle der reinen Lohgerbung forcierte man mit guter Überzeugung und fachlichen Erkenntnissen die chemisch entwickelten Gerbstoffe der Bayer-Werke in Leverkusen. Die hier angebotenen Gerbstoffe, auch Extrakte genannt, wurden in Fässern geliefert und bei der Grubenfüllung mit Wasser gemischt und so als Gerbstoff zubereitet.

Im Gegensatz zu den eingelegten Häuten der Grubengerbung im Lohgerbverfahren wurden bei diesem Gerbstoffextraktbad die Häute an Stangen in die Grube gehängt. Alle zwei bis drei Tage wurden die Häute dann an den Stangen aus dem Gerbbad gezogen, die Gerbbrühe mit einem Spezialgerät umgerührt und die Häute dann wieder eingehängt. Mit diesem Verfahren wurde die bisherige Gerbdauer um ca. sechs Wochen verkürzt, da durch die vielfache Bewegung der Häute diese in der Struktur lockerer und saugfähiger wurden. In den Lederfabriken von heute wird dieser Gerbvorgang noch durch den Einsatz von Gerbfässern sehr wesentlich beschleunigt.

Zu dem schnelleren Gerbverfahren gehören aber auch nach wie vor und uneingeschränkt alle Arbeiten der Vor- und Nachbereitung eines kompletten Gerbverfahrens.

Die Gerbereien von früher sind die technisch ausgereiften Lederfabriken von heute.

Josef Keusen

Als am 1. März 1997 im Osten Ratingens der Erich-Elsner-Weg feierlich eröffnet wurde, ging damit ein langgehegter Wunsch des Ratinger Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege in Erfüllung. Geehrt wurde mit dieser Straßenbenennung ein Ratinger Künstler, der von 1958 bis zu seinem Tod im Jahre 1985 überall in der Stadt Spuren seines Schaffens hinterlassen hat. Unweit seines früheren Wohnhauses enthüllte sein Sohn Thomas Elsner im Beisein von Bürgermeister Wolfgang Diedrich und Kulturdezernent Edzard Traumann sowie vielen Gästen vor allem aus den Ratinger Heimatvereinen das neue Straßenschild.

Im nahegelegenen Haus Salem wurde anschließend durch Hans Müskens eine Ausstellung mit den Werken Erich Elsners eröffnet. In Zusammenarbeit mit dem Sohn des Künstlers hatte der Ratinger Heimatverein diese Ausstellung vorbereitet. Hans Müskens, der in seiner Einführung einige wichtige Plastiken Erich Elsners interpretierend vorstellte, schrieb für die Leser der „Quecke“ eine ausführliche Würdigung des Künstlers:

Bei der Enthüllung des neues Straßenschildes (von links nach rechts): Thomas Elsner, Kulturdezernent Edzard Traumann und Bürgermeister Wolfgang Diedrich

Erich Elsner (1911-1985)

Annäherung an einen Ratinger Künstler

Hinführung:

Ich frage zunächst die Lebensdaten[1] von Erich Elsner ab, weil sie möglicherweise einen ersten Zugang zu dem Menschen und zu seinem Werk ermöglichen:

Er wurde am 16. März 1911 in Grunau/Oberschlesien geboren. Er war das fünfte von sechs Kindern. Seine Eltern waren Hugo Florian Elsner und Frau Anna geb. Püschel. Sie hatten 1905 geheiratet. Der Beruf des Vaters war Molkereibesitzer.

Erich Elsner geht zunächt in die Volksschule in Grunau. Es heißt, daß er in der Freizeit viel zeichnet und gelegentlich auch Blätter aus den Verwaltungsbüchern der Molkerei zweckentfremdet.

1919 (am Weihnachtsfest) stirbt seine Schwester Monika und drei Monate später der Vater an Nierenversagen. Er ist 40 Jahre alt. Für den achtjährigen Erich eine frühe Erfahrung mit dem Tod. Später erinnert er sich sehr liebevoll an seinen Vater, daß es nie Krach in der Familie gegeben habe.

Die Mutter führt die Molkerei noch zwei Jahre weiter. Dann erfolgt der Umzug nach Neisse, 11 km vom Geburtsort entfernt. Erich Elsner bezieht hier eine kleine Mansarde über dem Milchgeschäft, das seine Mutter und seine Tante betreiben. Das kleine Zimmer unter dem Dach scheint ein wichtiger Teil seiner Welt gewesen zu sein, denn der Lebenslauf berichtet, daß er auch hier viel gezeichnet hat.

1925 beginnt Erich Elsner bei einem Tischler in Neisse eine Lehre, was Voraussetzung ist für die Aufnahme in die Meisterschule des Deutschen Handwerks für Holzbildhauer in Bad Warmbrunn im Riesengebirge. Der Wunsch, diese Schule zu besuchen, erfüllt sich 1927. Auch nach der 1929 erfolgreich abgelegten Gesellenprüfung bleibt er noch bis 1932 in Warmbrunn. Elsner ist Jahre später immer noch über die Lehre enttäuscht, in der man ja nur besserer Laufbursche war. Anders sein Urteil über die Schnitzschule in Warmbrunn. Er weiß jetzt zwar schon etwas mehr um die Bild-

Hans Müskens bei seinem Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung im Haus Salem

---

1) Die Daten beziehen sich im wesentlichen auf: Erich Elsner - Leben und Werk des Bildhauers hrsg. von: Stadtmuseum Ratingen / Thomas Elsner, Ratingen 1990 (Ratinger Museumsreihe Nr. 1).

Aus dem Inhalt:

- Vorwort: Ursula Mildner
- Johannes Langner: Gesammelte Form - Zum Werk von Erich Elsner
- Günter Ott: Gespräch mit dem Bildhauer Erich Elsner
- Thomas Elsner: Erich Elsner - Lebenslauf
- Fritz Thomas-Gottesberg: Ich lächle, leuchte, wandere - Der Bildhauer Erich Elsner
- Heinz Beisker: Der Bildhauer Erich Elsner
- Bildteil (Katalog)

hauerei und sogar auch etwas um die Kunst. Er spürt aber, daß das „Gut“ der Gesellenprüfung noch nicht ausreicht. Er schreibt: Dieses Wissen reichte leider noch nicht aus zu erkennen, daß ich ganz falsche Wege ging. Eine Erkenntnis, die er Jahre später seinen Notizen anvertraut.

1932 verläßt er die Schule, um in Neisse selbständig zu arbeiten. Atelier ist ihm wiederum die Mansarde im Haus der Familie, und für größere Arbeiten findet er Platz in der Tischlerei, in der er seine Lehre absolvierte. In diesem Jahr erfolgt auch schon die erste Ausstellung zusammen mit einem Kunstmaler und einem weiteren Bildhauer. Ein erster Erfolg stellt sich ein. Der Vizepräsident von Oberschlesien kauft die knapp lebensgroße Eichenholzplastik „Betender Bauer“, deren Verbleib leider unbekannt ist.

1932 stirbt seine Mutter; sie ist 52 Jahre alt geworden.

1937 geht Elsner nach Paris, nachdem er das Atelier in Neisse aufgegeben hat. Das ist auch das Ende seiner künstlerischen Laufbahn in Oberschlesien. In Paris bekommt er entscheidende Eindrücke.

Im Wintersemester 1937/38 immatrikuliert sich Elsner in der Hochschule für Bildende Kunst in Berlin. Seine Professoren in den nächsten Jahren sind Paul Wynand (ein Rodin - Schüler) und Wilhelm Tank. Bei Wynand belegt er plastisches Arbeiten und bei Tank Zeichnen und Anatomie. Seine Vorbilder werden jetzt vor allem Ernst Barlach, Georg Kolbe, Fritz Klimtsch und sein Lehrer Paul Wynand.

1940 beginnt für Erich Elsner der Krieg und damit der Abbruch des Studiums in Berlin. Es folgen Einsätze u.a. in Afrika, Frankreich und Italien. Die Folgen sind Kriegsverletzung und Gefangenschaft.

Der Krieg hindert Elsner aber nicht daran, künstlerisch tätig zu sein. In Afrika entstehen beeindruckende Zeichnungen der Wüstenlandschaft und in der englischen Gefangenschaft formt er ein „Kleines Menschenpaar“, zunächst in Ton; später nach dem Krieg wurde es in Bronze gegossen.

1946 ist die Gefangenschaft für ihn zu Ende. Die erste Nachkriegsstation wird Windischeschenbach in der Oberpfalz. Hier ist er ab 1948 als freischaffender Bildhauer tätig. Zahlreiche Zeichnungen entstehen. Er restauriert in Kirchen. Für mehrere kirchliche Gemeinden kann er sakrale Gegenstände schaffen und auch Bildwerke an öffentlichen Gebäuden (Schulen, Turnhallen). Das Material ist vor allem Stein; aber auch Holz und Bronze bearbeitet er.

1954 heiratet er Ursula Pawlowsky, die in Rogai-Rosenau bei Breslau geboren wurde. Schon bald entwickelt sich jetzt der Plan des Umzugs.

So beginnt 1958 die Ratinger Zeit, nachdem seine Frau schon ein Jahr früher hier eine Stelle als Lehrerin angenommen hatte.

1960 werden Erich und Ursula Elsner Eltern. Ihr Sohn Thomas wird geboren. Dieses Jahr wird auch sonst sehr wichtig für ihn. Der „Weisende Engel“ für den Soldatenfriedhof in Ittenbach entsteht. Es scheint fast ein Kampf mit dem Engel gewesen zu sein.

Das, was jetzt folgt, muß man im Werkverzeichnis nachlesen: Zahlreiche Arbeiten entstehen; einige, die auch in Ratingen im öffentlichen Raum zu sehen sind.

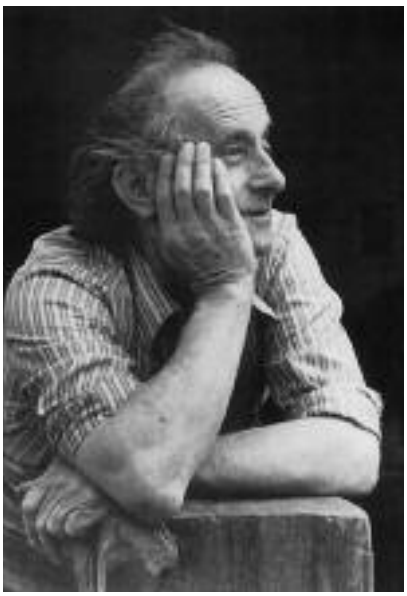
1978 reist Elsner zum ersten Mal nach dem Krieg wieder nach Berlin. 1982 erhält er in Hildesheim den Neisser Kulturpreis für sein künstlerisches Gesamtwerk. Seinen letzten öffentlichen Auftrag erhält er 1983 von der Stadt Ratingen. Es sind die „Auffliegenden Vögel“ in Homberg (s.u.).

1984 stirbt Frau Elsner und im März 1985 wird Erich Elsner Opfer eines Verkehrsunfalls. Er stirbt am 23. April 1985.

I. Er selbst im Bild

Ich nähere mich auf einem weiteren Weg dem Menschen und Künstler Erich Elsner, indem ich zunächst zwei Bilder betrachte.

Auf der Fotografie sieht man ihn im Halbprofil[2]. Er trägt ein gestreiftes Hemd, die Ärmel sind hoch gekrempelt. Er ist über einen schweren Holzklotz gelehnt, als ob er gerade aus dem Fenster schaue. Der linke Unterarm liegt auf dem Holz, der andere Arm und die Hand sind Stütze



Erich Elsner (1911 - 1985)

für seinen Kopf. Auffällig sind die hohe Stirn, das lichter werdende Haar, das er lang bis in den Nacken trägt, die in leichte Falten gezogene Stirn, ein schmaler, leicht geöffneter Mund, eine eher spitze, das ganze Gesicht kennzeichnende Nase und der Blick der Augen. Sie sind auf ein nicht erkennbares Ziel gerichtet. Es ist so, als ob er etwas in der Ferne sehe und aufnehme, um es dann in seinem Inneren zu verarbeiten. Das Gesehene kommt nicht über den Mund, die Sprache zurück. Er benutzt ein anderes Medium. Die Hände weisen darauf hin. Auffällig groß sind sie. Sie können zupacken, sie können aber auch einfühlsam das Kleine erspüren. Über die Hände wird das, was er sieht, an den Betrachter weitergegeben. Er bildet und formt mit den Händen: im übertragenen Sinn ein Sprechen mit den Händen.

Was die Hände ihm bedeuten, zeigt folgende Stelle aus seinen Aufzeichnungen:

„Heute, endlich, endlich habe ich wieder ein ‘Gespür’ für das, was am Engel zu tun ist, gehabt. Ab etwa 11.00 h habe ich mit größtem körperlichen und geistigen Aufwand plötzlich gesehene Schwachstellen korrigiert, ja den ganzen Engel überarbeitet. Ich war so in Schaffensdrang, daß ich kein besseres Werkzeug als die Kohlenschaufel fand[3]“.

---

2) ebd. S. 2

3) ebd. S. 22

Erich Elsner als junger Mann
Zeichnung: Hannes Scherl

Das 2. Bild[4] ist eine Zeichnung (von Hannes Scherl) und zeigt Erich Elsner im Jahre 1929. Es ist ein anderer Elsner und doch auch der gleiche. Wir schauen frontal auf sein Gesicht. Er trägt einen Hut, der Mantelkragen ist hoch geschlagen. Trotz der Kopfbedeckung ahnt man die Hohe Stirn. Man erkennt vor allem - und das ist gemeinsam mit der Fotografie, den eher schmalen, leicht geöffneten Mund. Es scheint auch hier so, als ob das Wort ihm nicht so einfach und leichthin über die Lippen kommt. Auffallende Gemeinsamkeit sind die Augen. Der Blick auch hier auf der Zeichnung in eine unbestimmte Ferne gerichtet. Auch hier ein Sehen und in sich Aufnehmen von dem, was nicht jeder sieht. Dieser Eindruck verstärkt sich noch dadurch, daß das rechte Auge durch eine Haarsträhne im Schatten liegt.

Vielleicht paßt auf die kurze Betrachtung der beiden Bilder folgende Eintragung von Elsner aus dem Jahre 1961:

„Kein Laie weiß, wie furchtbar einsam, wie völlig allein der künstlerisch Schaffende mit seinem Sehen und Wollen und mit all seinen Gedanken und Träumen, vor allem aber mit seinen Entschlüssen ist.[5]“

Ich habe einen ersten Schritt auf den Menschen Erich Elsner zugetan und wage einen zweiten, indem ich die Stellen aufsuche, wo ich Beispiele für sein Schaffen hier in Ratingen finde, der Stadt, die zwar nicht sein Geburtsort war, in der er aber über 27 Jahre lebte, arbeitete, seine Familie um ihn war, er ein eigenes Haus baute, ihn viele kannten und bis heute kennen.

II. Das Bild vom Menschen

Im Stadtteil Homberg befindet sich (in der Nähe der Friedhöfe in einer kleinen Anlage) ein Denkmal als Mahnmal für die Opfer der Weltkriege[6], das Erich Elsner 1977 geschaffen hat.

Auf einer runden Säule steht eine 80 cm hohe Figurengruppe: Eine Mutter mit ihrem Kind. Die junge Frau hat ein weites Gewand an. Ihre Augen sind gesenkt, den Blick hat sie nach innen gekehrt. Es ist ein Blick zurück in eine Zeit, die es nicht mehr geben wird.

Vor ihr steht ein Kind in derselben Richtung wie sie selbst: seine Mutter. Der Blick des Kindes ist ernst, für ein kleines Kind viel zu ernst. Aber im Gegensatz zur Mutter ist sein Blick nach vorne gerichtet auf ein unbestimmtes Gegenüber, auf eine Zukunft hin. Charakteristisches Merkmal dieses Bronzebildes ist die Handhaltung der beiden. Die Mutter hat ihre Hände nur leicht auf die Schultern des Kindes gelegt. Mit dieser Handbewegung hält sie es noch ein wenig fest, führt es andeutungsweise nach vorne. Irgendwann werden sich die Hände lösen, wenn das Kind in naher oder ferner Zukunft seine Selbständigkeit erreicht.

Mahnmal für die Opfer der Weltkriege in Homberg, Bronze, 1977

Die Arme des Kindes sind nach rückwärts gerichtet. Mit den Händen umklammert es die Beine der Mutter, sucht hier Halt und Stütze. Es kann den Schritt nach vorne nicht alleine tun. Noch nicht!

Dieses Bildwerk drückt die Lebenssituation der Frauen aus, deren Männer nicht mehr aus dem Krieg zurückkehren. Alle Hoffnung, das ganze Glück ist zerstört. Die Frau mit ihrem Blick nach innen, mit dem Blick zurück, ist ohne Hoffnung, wenn da nicht das Kind wäre, das sich - noch klein, unselbständig, hilfsbedürftig - an die Mutter klammert. Das eigene Kind, selbst hilflos und klein, wird zur Stütze. Sein Blick nach vorne wird zur Aufforderung weiterzumachen.

Das Bild des Menschen steht im Mittelpunkt des Schaffens von Erich Elsner, das mag an diesem Denkmal in Homberg deutlich werden. Es ist der Mensch, der in seiner Existenz bedroht wird, der aber auch Hoffnung hat. Es ist der Mensch, der in der Alltäglichkeit seines Lebens Freude und Leid erfährt, wie er glaubt und protestiert: Ein zutiefst menschliches Bild.

In einem Interview wird Erich Elsner gefragt: „Man könnte eigentlich sagen, Sie arbeiten für den Menschen, und Sie gestalten den Menschen. Ist das richtig?“ Ganz zurückhaltend, aber gerade darum so zutreffend antwortet er: „Ja, das hat bei mir schon eine große Berechtigung[7]“. An einer anderen Stelle dieses Interviews sagt er: „Mich interessiert das Menschliche, das Humane. Natürlich spielen auch andere Dinge mit hinein, so eben, wie ich

4) ebd. S. 6
5) ebd S. 22
6) Die hier besprochenen Bildwerke befinden sich alle im Katalog (ebd)
7) ebd. S.17

Mutter und Kind, Bronze, 1968/70

anfangs erwähnte, daß ich erfahren habe, daß so viele Menschen gestorben, gelitten, gemartert worden sind, an die kein Mensch mehr denkt, aber die einen großen Opfergang gegangen sind, eigentlich für uns alle[8)]."

Aus diesem zutiefst humanen Denken entsteht z.B. 1948 die „Sorgende Frau", eine 48 cm hohe Figur aus Gips. Es besteht eine große Ähnlichkeit mit der Mutter vom Denkmal in Homberg: Es ist die Verkörperung des Existenzgefühls jener Jahre unmittelbar nach dem Krieg[9)].

Das Bild vom Menschen beschränkt sich bei Elsner oftmals auf das Wesentliche. Was sich in der Mutter-Kind Beziehung in Homberg andeutet, ist noch viel offenkundiger in der Mutter-Kind-Szene aus dem Jahre 1968/70, einem 55 cm hohen Bronzebild. Die Beziehung der zwei Menschen wird durch nichts gestört. Das Kind wächst aus dem Schoß der Mutter. Mit dem zurückgelegten Kopf des Kindes korrespondiert die vorgebeugte Haltung der auf einem Schemel sitzenden Mutter. Die Liebe, das Vertrauen drückt sich allein im Kuß aus. Kein Zusatz stört die Geste[10)]: kein Auge, keine Handbewegung. Diese Betonung der Grundform läßt sich häufig im Werk von Elsner nachweisen.

Der Künstler gestaltet den stehenden, den sitzenden, den liegenden Menschen: Ausdruck von Grundhaltungen, von äußeren und inneren Stimmungen. Es ist der Mensch, der allein ist; es sind Menschen, die in eine Beziehung treten, ob sie z.B. auf einer Bank sitzen, ob sie miteinander reden oder ob sie etwas mit einander tun wie die Artisten. Es ist der spielende Mensch, der Mensch in der größeren Gemeinschaft der Familie, der betende Mensch, der gefallene Mensch. Gerade die letzte Kennzeichnung macht deutlich, wie mehrdeutig ein Bild sein kann. Ist es der Mensch, der gestolpert ist ? Ist es der Mensch, der im übertragenen Sinn am Boden liegt ? Dieses Thema hat Elsner aufgegriffen. Es gibt ein kleines Bronzebild. Da ist der Mensch hingefallen, auf das Pflaster gestürzt, den Kopf auf den Arm gelegt, den anderen Arm hoch gestreckt wie zu einem Hilferuf. Aufforderung an den, der vorübergeht. Der Bildhauer verzichtet auch hier auf das Detail, die wesentliche Bewegung wird betont und dargestellt. Der Vorgang ist vergleichbar mit einer modernen Kurzgeschichte: ein offener Anfang, ein offener Schluß - der Betrachter ist gefordert, herausgefordert.

Auch die Demonstration paßt in dieses Bild vom Menschen: Eine Gruppe hat sich um eine Fahne formiert, die Hände erhoben, sprechende Geste des Protests, der politischen Willensaussage.

Immer wieder finden sich im Werk Elsners die Mutter-Kind-Beziehungen, vermehrt um das Jahr 1960, das Jahr, in dem der Sohn Thomas geboren wurde: „Sehr innig habe ich heute im Hochamt für meinen Sohn an diesem, seinem ersten Erdensonntag gebetet, damit er viele Jahrzehnte hindurch friedlich schöne Sonntage verlebt." So steht es in seinen Aufzeichnungen[11)].

Es gibt eine Zeit - nicht in Ratingen - in der er kubistische Plastiken schafft. Es sind Roboter. Er wollte sich damals prüfen, inwieweit ihn die barocke Umwelt seiner Wahlheimat (Windischeschenbach) beeinflußt hat[12)]. Er sagt dazu: „Ich wollte mich selbst kontrollieren, ob ich da nicht zu weit von meinem eigentlichen Wollen abgekommen bin, und habe, möchte mal sagen, die Axt an den Stamm angelegt und bewußt eine Reihe kubistischer Plastiken geschaffen[13)]."

Schließlich sind auch die Vogelscheuchen, ein Motiv, das Elsner

Die Demonstranten, Bronze, 1969

8) ebd. S. 15
9) Langner, ebd. S. 11
10) Mildner, ebd. S. 9
11) Thomas Elsner, ebd. S. 21
12) Ott, ebd. S. 16
13) ebd. S. 16

mehrfach realisiert, nicht nur künstlerische Spielerei, sondern passen ganz und gar in sein Bild vom Menschen. Jetzt ist es der Mensch, der nur noch äußere Hülle seiner selbst ist, eine Karikatur, vom Wind zerzaust, ohne Hoffnung, ein armseliges Bild, allenfalls dem Spott der anderen preisgegeben .

III. Das Bild von der Heimat

In Homberg befindet sich ein zweites Werk von Erich Elsner. In einer kleinen Anlage auf einer leicht ansteigenden Wiese befinden sich die „Auffliegenden Vögel“. An diesem Denkmal mache ich das für ihn - so vermute ich - so wichtige Thema Heimat, Verwurzelung, Loslassen-Können fest.

Auf einer Halbkugel sind 16 Vögel mit weit ausladenden Schwingen übereinandergeschichtet. Zwei, drei und vier Vögel fliegen nebeneinander in die Höhe. 15 von ihnen haben ihre Flügel zum Betrachter hin geöffnet. Auch die meisten Köpfe sind auf den Betrachter zentriert. Ein Vogel - fast genau in der Mitte - hat sich den Mitvögeln zugewandt. Er wirkt auf den ersten Blick wie der „Dirigent“. Vielleicht ist es aber auch der Vogel (der letzte), der sich noch schnell in die Gruppe einordnen will und seinen Platz in der Formation sucht. Denn der eigentliche Aufbau der Gruppe weist nach oben, zum obersten, dem „Anführer“, der Spitze des angedeuteten Dreiecks.

Das Thema Vogelflug hat der Künstler mehrmals umgesetzt, so z.B. in dem Relief „Heimkehrende Vögel“ aus dem Jahre 1963.

Auch das „Triumphale Dreieck“, ein Bronzedenkmal von ca. 3 Meter Höhe aus dem Jahre 1966 - in Bottrop aufgestellt - sollte nach dem ersten Entwurf ein Vogelschwarm werden, der sich diagonal über den Platz von der Erde nach oben in den Himmel bewegt. Hinter dem Bild des Vogelflugs verbirgt sich die Sehnsucht und der Wunsch, die Erde mit ihrer Gebundenheit zu verlassen, abzuheben in eine andere Dimension. Es wird aber auch der Hinweis auf den Wechsel der Jahreszeiten gegeben (Frühling und Herbst): Zweimal im Jahr legen Vögel große Entfernungen zurück, um zu überwintern, um dahin zurückzukehren, wo sie brüten und ihre Nachkommen aufziehen.

Vogelflug ist ein Bild der inneren Sehnsüchte des Künstlers Erich Elsner: Er hat eine große Distanz zurückgelegt (von Nord nach Süd und dann zur Mitte hin) von seiner Ursprungsheimat Oberschlesien bis in seine „neue“ Heimat Ratingen. Der Wunsch zurückzukehren - nicht für immer - aber doch um nachzusehen, wie es damals war, ist als Wunsch bei ihm immer wieder erkennbar.

Das Denkmal „Auffliegende Vögel“ verrät ein weiteres Motiv. Es ist wie ein Geheimnis, das sich

Auffliegende Vögel, Bronze, 1983 (Vorderseite)

Auffliegende Vögel, Bronze, 1983 (Rückseite)

Sitzende Rübezahlfigur,
Bronze, Goslar, 1982

erst entschlüsselt, wenn man um das Bildwerk herumgeht. Die Rückseite ist nämlich als Baum gestaltet, ein Motiv, das ich sonst bei Elsner nicht mehr gefunden habe. Die Wurzeln des Baumes gehen tief in die halbrunde Erdkugel, der Stamm weitet sich nach oben zu einem weit verzweigten Baum mit vielen Ästen und Blättern. Die Bewegung zwischen Erde und Himmel, an der auch der Mensch teilnimmt, ist in diesem Bild realisiert. Es ist der Wunsch, verwurzelt zu sein, Heimat zu finden, aber auch der Wunsch, über den Standort hinauszuschauen, Neues - oberhalb des eigenen Lebensraumes - zu erfahren: der Lebensbaum in seiner vielschichtigen Symbolik. (In Homberg findet eine interessante Korrespondenz statt zwischen diesem Baum von Erich Elsner und der Baumskulptur „Flurprozession“ von Brigitte Trennhaus an der kath. Pfarrkirche St. Jacobus.)

Vogelflug und Baum sind zwei Zeichen derselben Richtung nur mit unterschiedlichen Akzenten. Bedenkt man, daß das Denkmal eigentlich einen Brunnen krönen sollte, drei Rosetten in der Halbkugel weisen darauf hin, dann kommt ein weiteres Element als Dingsymbol hinzu: das Wasser: Leben spendend, notwendig für Tiere und Pflanzen; notwendig im übertragenen Sinn als lebendiges Wasser für den Menschen in seiner körperlichen und geistigen Konstitution.

Den Gedanken der Rückbesinnung auf die Herkunft hat er auch mehrmals in der Gestalt des Rübezahls, dem Berggeist aus dem Riesengebirge, zum Ausdruck gebracht..

Rübezahl erscheint in den Sagen als Bergmännlein, Geist, Mönch, auch als Riese oder in Tiergestalt. Er neckt die Wanderer, führt sie irre, beschenkt die Armen, sendet schwere Wetter, wenn man ihn ärgert, und hütet die Bergschätze.

Elsner gestaltete ihn als gebückt gehende klobige Gestalt mit einer Keule in der Hand. Dann aber auch in einer mehr nachdenkend-nachdenklichen Haltung breitbeinig auf der Bergspitze sitzend, beide Arme auf die Oberschenkel aufgestützt. Das kleine Bronzebildwerk aus dem Jahre 1955 gestaltete er 1982 zu einem fast 1,50 m hohen Denkmal für die Stadt Goslar. Er setzte hier einen seit langem gehegten Wunsch, seinen Berggeist Rübezahl überlebensgroß in Bronze zu schaffen, in die Tat um. Es sind eigentlich zwei Wünsche, die sich hier verbinden: Zum einen die Möglichkeit überhaupt, noch einmal eine große Bronzeplastik schaffen zu können[14], zum anderen, damit zugleich ein Thema anzugehen, zu dem er schon immer - aus der Kindheit heraus - eine ganz innige Beziehung hatte.

Das Atelier in Ratingen ist für diese große Arbeit ungeeignet, deswegen wird das Gipsmodell in der Düsseldorfer Kunstakademie ausgeführt. Er schreibt dazu: „Ich freue mich auf den morgigen Beginn am Rübezahl... und suche schon das Werkzeug zusammen. Wie wird wohl alles gehen?[15].“ Das schreibt er am 16.1. 1981. Für den nächsten Tag findet sich die Eintragung: „Per Pedes und Straßenbahn in die Düsseldorfer Akademie gefahren und am Rübezahl gearbeitet.[16].“ Es hat eine intensive Arbeit über Wochen begonnen. Am 24. März schreibt er: „Letzten Tag in Düsseldorf gearbeitet ... So arbeite ich heute den letzten Tag völlig in Eigenverantwortung am Abschluß dieser größten Figur aus Bronze meines Lebens... Eigenartig, ich bin sehr traurig bei diesem Abschluß[17].“

Rübezahl ist ein Bekenntnis zu seiner Heimat, wie er selber sagt, Erinnerung an seine Kindheit.

Das wird aber nicht von allen so verstanden. Seine Art, den Rübezahl darzustellen findet bei einigen Ablehnung. In den Unter-

14) Thomas Elsner, ebd. S. 24

15) ebd. S. 24

16) ebd. S. 24

17) ebd. S. 24

18) Leserbriefe aus Goslarsche Zeitung vom 24.9. und 23./24.10.1982

Dreiklang, Brunnenplastik, Bronze, Ratingen,
Innenhof der Sparkasse an der Düsseldorfer Straße, 1969

lagen finde ich hierzu mehrere Leserbriefe, die das zum Ausdruck bringen. Es fehle die Ähnlichkeit, geschweige denn Identität mit der Sagengestalt, es sei Mißbrauch künstlerischer Freiheit oder schließlich: Der Rübezahl sieht aus wie ein Neandertaler[18]. In dem Zusammenhang scheint die Figur auch beschmiert worden zu sein: Ein zweifellos unwürdiger Umgang mit dem Bild und dem Künstler. Denn man muß Elsner zugute halten, daß er nicht einen Abklatsch liefert, sondern in konsequent vereinfachender Form ein denkmalhaftes Zeichen setzt, das Nähe und Distanz herstellen möchte.

IV. Zeichenhafte Bilder

In der Reihenfolge der hier vorgestellten Kunstwerke bewegt sich der Betrachter vom Gegenständlichen zum Abstrakten. Im Innenhof der Sparkasse Ratingen an der Düsseldorfer Straße befindet sich ein weiteres Werk von Erich Elsner, das Zeichenhaftes in der Darstellung betont: der „Dreiklang“, ursprünglich als Brunnenplastik konzipiert.

Bei aller Ungegenständlichkeit ist bei dieser Großplastik aus dem Jahre 1969 die Anschaulichkeit, die Assoziation Ausgangspunkt der Betrachtung.

Dreiklang assoziiert nämlich sofort Musik: den Aufbau eines Akkords. So besteht z.B. der Dur-Dreiklang aus dem Grundton, der großen Terz und der reinen Quinte. (Der Moll-Dreiklang baut auf den Grundton die kleine Terz und die reine Quinte auf. Wir sprechen weiterhin vom verminderten Dreiklang, dem übermäßigen Dreiklang u.a.) Alles das, was wir in der Musik hören, wird bei Elsner in Form gebracht. Der Grundton bewegt sich aus dem Untergrund in einer großen Schwingung und wird in dieser Bewegung breiter, mächtiger. Aus ihm - fast unten aus dem Schaft - wachsen Terz und Quinte, auch sie nach oben breiter werdend. Ton ist nicht einmaliges Geräusch. Töne haben Unter- und Obertöne; schwingen und klingen nach; erfüllen allmählich einen Raum; schwellen an und ab. All das an Musik kommt am Dreiklang von Elsner in der nach oben strebenden immer breiter werdenden Bewegung der drei Schwingungen zum Ausdruck. Konsequent ist die Oberfläche nicht glatt. Die Vielfalt und Vielfarbigkeit der Töne wird so angedeutet: eine ganze Komposition, die sich aber erst vollendet durch das Lichtspiel, das durch die Form, durch die Zuordnung der einzelnen Teile zueinander und die Gestaltung der Flächen bestimmt ist.

Der „Dreiklang“ ist eigentlich (wie die „Auffliegenden Vögel“) eine Brunnenplastik. Die Brechung des Lichtes im Wasser gehört somit zur gestalteten Musik dazu. Erst so kommt der ganze Klang zur Vollendung. Hier beim Dreiklang fehlt eigentlich der Resonanzboden, das umgebende Wasserbecken.

Ungegenständliches findet sich im Werk Elsners nur sehr wenig. Abstraktion ja: im Sinne der Reduzierung auf Bewegung, Gestik usw. Neben dem Dreiklang sei das „Triumphale Dreieck“ in Bottrop erwähnt, eine Art Gegenbewegung zu den Wohnblocks der Umgebung.

Es gibt weiterhin ein Flachrelief, daß das musikalische Thema noch einmal aufgreift: „Geometrische Klänge“. In dem Zusammenhang sei auch die Trinität erwähnt, ein Spiel mit dem Zeichen Drei.

Der letzte Hinweis führt zu einem weiteren vielleicht entscheidenden Merkmal im Schaffen Erich Elsners: die Religion.

V. Bilder des Göttlichen

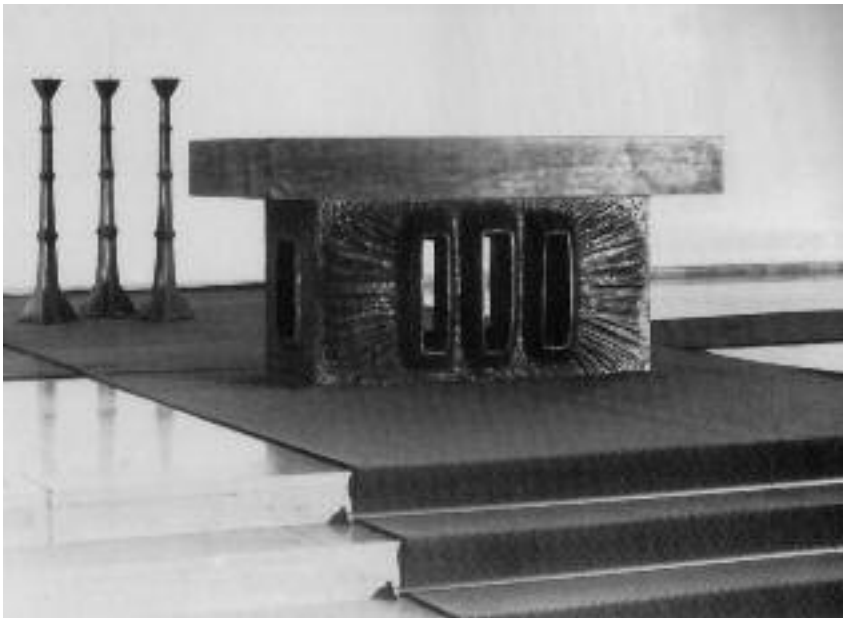
Der Weg zum künstlerischen Werk von Erich Elsner führt auf seiner letzten Station in die Herz-Jesu-Kirche in Ratingen. Er war häufig in dieser Kirche, um hier zu beten und die Liturgie mitzufeiern. Er hat aber auch wesentlich zu der Gestaltung des Raumes beigetragen.

Zunächst hat er den Grundstein gehauen. Er trägt die Jahreszahlen 1928 - das ist der Baubeginn der alten Kirche - und 1968.

Am 31. August 1969 stellte der Künstler die Modelle des Altars und des Ambos (des Lesepultes) auf einer Pfarrversammlung der Gemeinde vor. Altar, Ambo, Kreuz und Tabernakel sollten einheitlich von einer Hand gestaltet werden. Die Chronik berichtet, daß die gezeigten Modelle allgemeinen Beifall fanden.

1979 wurden Altar und Ambo für den Bronzeguß vorbereitet, im gleichen Jahr fand am Pfingstfest die erste Heilige Messe in der neuen Kirche statt, die dann am 16. Mai 1979 von Weihbischof Dr. Augustinus Frotz konsekriert wurde.

Seit dieser Zeit sind Altar, Ambo, das Kreuz über dem Altar und die großen Kerzenleuchter kennzeichnend für den weitläufigen Altarraum. (Warum der Tabernakel, der als Modell ebenfalls in der Kirche besichtigt werden konnte, letztendlich von der Gemeinde



Altar mit Kerzenleuchtern, Bronze, Ratingen, Herz-Jesu-Kirche, 1970

Kreuz, Bronze, Ratingen,
Herz-Jesu-Kirche, 1970

nicht in Auftrag gegeben wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Erich Elsner war darüber offensichtlich sehr enttäuscht.)

Der Altar besteht aus einem Block als Tischfuß. Die breite Tischplatte überragt deutlich das Unterteil. Die Schwere des Blocks wird durch je drei Durchbrüche an den Breitseiten und je eine an den Schmalseiten gemildert. Die Durchbrüche sind von einem Strahlenkranz umgeben. Wir sehen hier eine abstrakte Form, die sich aber assoziativ erschließen läßt. Der Altar vermittelt etwas von dem Geheimnis, dem sich der Gläubige nähert, wenn er hier Gottesdienst feiert.

Hier sind es drei Öffnungen, drei Fenster, die Einblicke in das Geheimnis gewähren, ohne es endgültig zu entschlüsseln. Der Blick in den Innenraum des Altarblocks ist nur von Licht und Schatten bestimmt. Die Sonne als Strahlenkranz um die drei Fensteröffnungen weist ebenfalls auf das göttliche Licht hin, das von hier, vom Altar, in den Raum strahlt.

Der Altar ist nach altchristlicher Gepflogenheit kein normaler Tisch, sondern wird über den Gräbern der Martyrer errichtet, wie wir es aus den Katakomben in Rom kennen. Auch in der Herz-Jesu-Kirche ist der Altar Hinweis auf die uralten christlichen Gedanken: Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, Deine Auferstehung preisen wir, bis Du kommst in Herrlichkeit (Liturgie der Messe). Tod und Leben, Tod und Auferstehung liegen im Geschehen am Altar ganz nahe beieinander. Deswegen liegt die Tischplatte auf einem symbolischen Begräbnisplatz. Aber auch jetzt kommt das tröstliche Bild zum Tragen: Es ist kein geschlossener Sarkophag, sondern durchlässig: offen für das Leben.

Sechs hohe Altarleuchter umstehen den Altar. Sie stehen jeweils auf einem breiten Fuß, der sich zum Schaft hin wie eine Pyramide verjüngt. Der Schaft selbst ist durch Knäufe dreifach gegliedert und mündet schließlich in der Kerzenschale.

Das Kreuz über dem Altar ist von seiner Struktur her wie ein roher Holzklotz gestaltet. Der Gekreuzigte steht vor dem Betrachter, den Kopf leicht zur Seite und nach vorne geneigt. Die Haltung des Körpers drückt nicht so sehr den Schmerz der Sterbestunde aus als vielmehr eine königliche Haltung, wie wir das von romanischen Kreuzesdarstellungen kennen. Es ist der Sieg Christi am Kreuz für das Leben. Dieser Gedanke wird noch betont durch eine auffällige Dornenkrone, die wie ein Stern über dem Kopf steht.

Ambo, Bronze, 128 cm, Ratingen, Herz-Jesu-Kirche,
1970 (Wvz.: F 1970)

1982 hat Elsner einen weiteren Christuskopf mit Dornenkrone geschaffen. Hier kann man die Gesichtszüge, die Ruhe im Tod, den vergangenen Schmerz an Augen, Stirn und Mund erkennen. Ein Christuskopf - gleich dem vom Kreuz in der Herz-Jesu-Kirche. Auch hier sind die Stacheln der Dornenkrone überdimensioniert dargestellt. Sie wachsen förmlich wie Lanzenspitzen aus dem Kopf und deuten gleichzeitig auf einen Licht- oder Sonnenkranz hin. Auch hier wie bei dem Altarkreuz gehen in diesem Gesicht zwei gegensätzlich (bzw. scheinbar gegensätzliche Elemente) - Licht und Finsternis - eine Einheit ein.

Schließlich der Ambo: Zwei schwere massige Bronze-Seitenflächen, ein unten leicht zurücktretender Mittelteil. Einziger Schmuck: vorne ein stilisierter Tropfen, auf den Seiten jeweils drei große tropfenförmige Zeichen in die rauhe Oberfläche der Bronze hineingedrückt, so daß eine Auswölbung nach Innen entsteht. Von diesem Ambo wird das Evangelium, die Frohe Botschaft verkündet und in der Predigt ausgelegt. Deswegen lassen die Tropfen-Zeichen mehrere Deutungen zu. Einmal: Es sind wirkliche Tropfen, Wassertropfen, und symbolisieren damit Jesus Christus als das lebendige Wasser, oder sie erinnern uns an die Taufe. Eine weitere Deutungsmöglichkeit: Es sind Flammenzeichen wie beim brennenden Dornbusch in der Mose-Geschichte. Oder es sind Flammen des Heiligen Geistes am Pfingstfest. Letztendlich ist auch die Interpretation möglich, in diesen Zeichen Blutstropfen zu erkennen. Damit wäre eine ganz enge Verbindung zum Kreuz und zum Herzen Jesu gegeben.

Zwei große stilisierte Flügel sollten nach der Vorstellung Elsners den Tabernakel umrahmen, in dessen Mitte ein Bergkristall in

eine zum Altar hin geöffnete Spirale eingebettet sein sollte: Zeichen und Erinnerung an die Gesetze der Schöpfung.

Die kirchliche Ausstattung an der Herz-Jesu Kirche rundete Elsner schließlich mit dem Basaltkreuz auf dem First des Kirchenschiffes ab.

Die Auseinandersetzung mit Religion spielt in Elsners Schaffen eine nicht zu übersehende Rolle. Engelsflügel konkretisieren sich z.B. bereits 1961 an dem „Weisenden Engel“, den er für den Soldatenfriedhof in Ittenbach geschaffen hat, eine wandgroße Bronzeplastik.: Weisung für die Gefallenen und Mahnung für die Lebenden. Mehrere Versuche führen erst zu diesem Engel. Wie der Künstler mit sich und seinem Werk gerungen hat, davon geben seine Aufzeichnungen höchst anschaulich Zeugnis: „Kein Laie weiß, wie furchtbar einsam, wie völlig allein der künstlerisch Schaffende mit seinem Sehen und Wollen und mit all seinen Gedanken und Träumen, vor allem aber mit seinen Entschlüssen ist.“[19] Mehrere Versuche führen zu diesem Engel.

Die theologische Welt Elsners umfaßt Heilige, Heiliges und Lebensvollzüge. In der Herz-Jesu Kirche in Düsseldorf befindet sich z.B. ein hl. Joseph, der sitzend seinen Sohn vor sich stehen hat. Breite, fast klobige Hände beschützen das Kind. Es gibt zahlreiche Darstellungen über Maria: Maria unter dem Kreuz, Mariä Verkündigung, Maria mit dem Kind. Gerade dieses letztgenannte Motiv erinnert an die zahlreichen Darstellungen Mutter mit Kind (s.o.).

Lebensvollzüge drücken sich z.B. in „Die Wallfahrer“ aus, Menschen auf dem Wege, eine Figurengruppe aus dem Jahre 1963. Auch „Der Gefallene“ (s.o.) kann unter diesem religiösen Aspekt gedeutet werden: der Mensch, der aus der Bahn geworfen wurde: Religiös gesprochen: Der Sünder, der Gestrauchelte.

Judith, Bronze, 1976

Einen besonders starken Ausdruck findet Elsner in der Kastenplastik, eine sehr persönliche und individuelle Darstellungsform. Die dargestellten Personen - z.B. „Ecce homo“ oder „Judith“ kommen aus hinteren Räumen nach vorne, haben Türen geöffnet, um ihre Botschaft zu verkünden. Judith tritt förmlich aus dem Gemach, dem Zelt, in dem sie Holofernes, den Machtmenschen, im Schlaf geköpft hat. Sie, die Befreierin Israels, erscheint vor ihrem Volk. Es ist Theater in ursprünglicher, antiker Form: Darstellung göttlichen Willens auf menschlicher Bühne.

Beeindruckend ist auch Elsners letztes Bild, ebenfalls eine Kastenplastik: Verkündigung an die Hirten. Auch hier wieder ein Blick auf die Bühne, diesmal das Hirtenfeld in Betlehem; Licht von oben und von der Seite; zu beobachten die unterschiedlichen Reaktionen der Beteiligten. Der Betrachter (Zuschauer) kann sich - und sollte es - mit der Szene identifizieren.

Diese Form der künstlerischen Umsetzung ist ein Höhepunkt in Elsners Schaffen, wenn man so will: auch ein Schlußpunkt.

Im Juni 1982 bekam Erich Elsner den Neisser Kulturpreis für sein künstlerisches Gesamtwerk, das, wie die Urkunde es formuliert, von seiner handwerklichen Tüchtigkeit, von akademischer Präzision, von seinem hohen Gefühl für formale Wirkung und von innerer Solidität Zeugnis abgeben[20]. Das läßt sich an vielen seiner Kunstwerke ohne weiteres ablesen.

Zum Schluß soll Erich Elsner noch einmal selbst zu Wort kommen. Am 1.12. 1960 schrieb er: „Ob ich wohl je in meinem Leben eine Plastik schaffen kann, schaffen werde, die ein über die Zeiten dauerndes Kunstwerk ist ? Dann hätte sich mein kleines Bildhauerleben gelohnt[21].“

Hans Müskens

Bei den Ausführungen handelt sich um den erweiterten und überarbeiteten Vortrag, den der Verfasser aus Anlaß der Namengebung des Erich-Elsner-Weges und der Ausstellungseröffnung zu Leben und Werk von Erich Elsner im Haus Salem am 1. 3. 1997 gehalten hat.

---

19. Thomas Elsner, ebd. S. 22

20. ebd. S. 24

21. ebd. S. 22

Weitere Arbeiten Erich Elsners finden sich in Ratingen:

- für die Stadtwerke hat er ein Relief geschaffen, das die Elemente symbolisiert, mit denen das Unternehmen zu tun hat: Elektrizität, Wasser, Gas (Feuer)
- Am Haupteingang zum Haus Oberschlesien in Hösel hat er vier Türgriffe (Wappen) gestaltet.

Die ältesten Paramente der Ratinger Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul

Ein Beitrag zur Kölner Textilkunst des 17. Jahrhunderts

Seit jeher galten liturgische Gewänder und Paramente des Altares als bedeutender Bestandteil eines Kirchenschatzes. Neben liturgischem Gerät und reich illuminierten Handschriften für die Meßfeier waren es vor allem auch Textilien, die die Erhabenheit der Meßliturgie im Kirchenraum erlebbar machten. Nicht selten waren sie in der Kostbarkeit ihrer Materialität Sinnbild und Vergegenwärtigung der Glaubenshoffnung eines Stifters und Zeichen des Erinnerns. Die wenigen historischen Stücke, die wir heute als fragile Zeugnisse unserer Geschichte bewahren dürfen, sind stets Ausdruck der Wertvorstellung ihrer Zeit.

Nur eine geringe Zahl liturgischer Gewänder hat sich aus dem einst reichen Besitz der Ratinger Pfarrkirche St. Peter und Paul erhalten. Leider sind aus der Zeit des hohen und späten Mittelalters keine schriftlichen Quellen mit Angaben zu Paramenten überliefert. Die frühesten erhaltenen Inventare von 1567 und 1568 wie die Visitationsprotokolle des 17. Jahrhunderts, führen den Bestand liturgischer Gewänder nicht gesondert auf.[1)] Gleichwohl kann aufgrund der hohen Bedeutung, die Ratingen seit 1380 als Stadt im Herrschaftsbereich der Herzöge von Jülich-Berg erlangte, eine reiche Ausstattung der Pfarrkirche angenommen werden. Nicht zuletzt die baulichen Veränderungen und Erweiterungen der Kirche, wie etwa die Errichtung der 1504 erstmalig erwähnten St. Annenkapelle, werden zu einer bereichernden Ergänzung im Laufe der Jahrhunderte geführt haben.[2)] Die prachtvolle, 1394 durch den Pfarrer Bruno von Meens gestiftete Monstranz, die heute als kostbarster Schatz gehütet wird, mag ein Abbild der ursprünglichen und glanzvollen Ausstattung sein.[3)]

Die Verluste sind vielfach begründet. Gerade im Zuge der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde kirchliches Gut zerstört, gelangte in den Handel oder wurde anderen Gemeinden zugewiesen, so daß häufig die ursprüngliche Herkunft eines Kunstwerks nicht mehr nachvollziehbar ist.[4)] Nicht zuletzt unterliegen Paramente wie Textilien allgemein der Veränderung. Dabei ist nicht nur der Zeitgeschmack relevant, abgetragenes wurde oft durch neues ersetzt und vielfach finden wir ältere Stickereien auf einem jüngeren Seidenstoff im jeweils modernen Zuschnitt.

Ausdruck einer Reformbewegung, die vor allem im Rheinland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Erneuerung der Liturgie in der katholischen Kirche anstrebte, sind unter anderem die zahlreichen liturgischen Gewänder, für die eigens historisierende, an mittelalterlichen Vorbildern orientierte Paramentenstoffe entworfen wurden. Geistliche wie der Aachener Kanoniker Franz Bock, der Pfarrer Ernst August Münzenberger in Frankfurt oder Domkapitular Alexander Schnütgen in Köln waren die Initiatoren, die sich für die Verbreitung neuer Schnittformen und eine qualitätvolle, restaurative Paramentenstickerei einsetzten. Mit frühen Kunstausstellungen, Sammlungen und Publikationen waren sie zugleich die Wegbereiter der wissenschaftlichen Erforschung der Textilkunst.[5)] Die Einführung dieser neuen, durch die Symbolik der Stoffmuster als würdig gewerteten Paramente, führte vielfach zur Abschaffung barocker und älterer Gewänder in den Pfarreien. So erklärt es sich, daß die überwiegende Zahl der historischen Paramente in Ratingen der Zeit des 19. Jahrhunderts entstammt. Es handelt sich um acht Kaseln, von denen eine, in grünem Seidendamast mit applizierter Stickerei gefertigt, einen 'gotischen' Schnitt zeigt. Aus der gleichen Zeit hat sich nur ein vollständiger Ornat aus festlichem Goldgewebe erhalten, obschon die ursprüngliche Zahl auch im 19. Jahrhundert größer gewesen sein dürfte.[6)]

Blickt man weiter zurück, so repräsentiert ein um 1765 zu datierender Ornat aus rötlichem Seidendamast als einziger den ehemals reichen Bestand der Ausstattung des 18. Jahrhunderts. Goldschimmernde Besätze einer spätbizarren Seide verleihen den Gewändern eine erhabene Vornehmheit, die den lichtvollen Glanz einer Meßfeier der Barockzeit in Ratingen erahnen läßt. Es ist der älteste vollständige Ornat im Kirchenbesitz, bestehend aus einem Chormantel, zwei Dalmatiken, einer Kasel und Zubehör. Vor allem die Dalmatiken in strengem, geradem Zuschnitt mit den das Gewand gliedernden Besatzstrei-

---

1) Zu den Inventaren vgl. Kessel, J. H., Geschichte der Stadt Ratingen mit besonderer Berücksichtigung des ehemaligen Amtes Angermund, I. Urkundenbuch, Köln-Neuss 1877, S. 368.
2) Zur Baugeschichte der Pfarrkirche vgl. zuletzt Peters, H., St. Peter und Paul Ratingen (= Beiträge zur Geschichte Ratingens, Band 1), 2. überarb. Aufl. Ratingen 1998., S. 1-116.
3) Neuheuser, Hanns Peter, Die Ratinger Monstranz (= Rheinische Kleinkunstwerke, 1), Köln 1983.
4) Gelegentlich wurden Paramente aus aufgelöstem Kirchenbesitz an verarmte Gemeinden weitergegeben. So erhielten z. B. die Pfarrkirchen St. Remigius in Opladen und St. Pankratius in Odenthal Paramente aus dem Besitz der ehemaligen Zisterzienserabtei Altenberg durch die verwaltende Bergische Separatkommission zugesprochen. Erhalten ist ein Bittschreiben der Gemeinde Wipperfürth um Paramente, eine Glocke und eine brauchbare Orgel aus Altenberg, vgl. HSTAD, Akte Jül.-Berg II, Nr. 6147 II, Bl. 58f.
5) Für die Rheinlande bedeutende Ausstellungen waren u. a. in Krefeld und Köln zu sehen, vgl. [Bock, Franz], Commentar zu der mittelalterlichen Kunst-Ausstellung zu Crefeld, auf welcher die vollständige Geschichte der priesterlichen Gewandung und anderer Cultgeräthschaften und Gefäße des Mittelalters in einer chronologisch geordneten Sammlung dargestellt ist, Crefeld 1852. - Kunsthistorische Ausstellung zu Cöln 1876, Köln 1876, mit Werken der Sammlung Schnütgens. Vgl. hierzu die Dissertation von Borkopp, Birgitt, Die Textilsammlungen des Aachener Kanonikus Franz Bock, München (im Druck).
6) Noch bis in die sechziger Jahre wurden Paramente der Pfarrgemeinde weggegeben. - Der goldene Ornat hat durch Veränderung des Grundgewebes und der Stickereien starke Eingriffe in die ursprüngliche Substanz erlitten.

Ratingen, St. Peter und Paul,
Kasel mit Applikationsstickerei, um 1612

fen, zeigen die Orientierung in der barocken Schnittentwicklung rheinischer Paramente an französischen Vorbildern und belegen die entsprechende Ausrichtung in den zum Erzstift gehörenden Bistümern zur Zeit Fürstbischofs Clemens August (1700-1761).

Wohl im Zuge der Säkularisation gelangte eine ältere Kasel mit einer kostbaren Stickerei des 17. Jahrhunderts in den Besitz der Pfarrkirche. Die in der Tradition mittelalterlicher Paramente stehenden Besätze mit der Darstellung der Kreuzigung Christi und Heiligen übertrug man später im modernen Verständnis auf einen neuen weinroten Samt mit 'gotischem' Schnitt und ergänzte das Gewand offenbar um zwei Dalmatiken und einen Chormantel zu einem würdevollen Ornat, der am Patronatsfest St. Peter und Paul getragen wurde. Die Stickereien der Praetexta der Dalmatiken mit Darstellungen der Patrone legen diesen Bezug nahe.[7)]

Überraschend ist der Vergleich mit einer weiteren Kasel, die in jüngster Zeit restauriert und damit einer eingehenden Analyse unterzogen werden konnte (Institut für Historische Textilien, Köln)[7a)]. Es ist nicht nur die Stifterinschrift und frühe Datierung, die das Gewand als das älteste im Schatz der Pfarrkirche besonders auszeichnet und die den Hintergrund seiner Entstehung erhellt. Besonderen Rang nimmt die Stickerei in ihren charakteristischen Merkmalen als eine der seltenen Kölner Stickereien des 17. Jahrhunderts ein. (Abb. 1)

Die Kasel im Schnitt einer Baßgeigenform ist aus einem violetten Samtgewebe mit gelbem Futter aus Atlasseide gefertigt. Im 19. Jahrhundert erfolgte die Übertragung des kostbaren Kaselkreuzes mit Darstellung der Kreuzigung Christi, zu der analog - wahrscheinlich dem ursprünglichen Besatz entsprechend - ein Stab mit den Arma Christi zwischen Blütenranken gefertigt wurde. Das Kreuz Christi ist als Baum des Lebens aufgefaßt. Vor dunkelviolettem Seidengrund wird es hinterfangen von goldenen, in gleichmäßiger Folge sich kreuzenden Blütenranken, die das Bild Gottvaters über dem Kreuz als Gloriole aufnehmen. Unter dem Kreuz, auf einem blühenden Wiesenstück, stehen die trauernden Maria und Johannes in betender Haltung. Besonders beachtenswert ist die Auffassung des Corpus Christi mit weit gespannten Armen und leicht vorgeneigtem, aber straffem Körper. Die Augen sind geöffnet, das Haupt hinterfängt ein Kreuznimbus. Auffällig ist das Lendentuch, das in weiten Falten über der rechten Hüfte zu einem deutlichen Knoten zusammengeführt ist und einer Fahne ähnlich absteht. Während allein der Corpus und die Gesichter in feiner Seidenstickerei modelliert und hervorgehoben sind, sind die übrigen Partien des Kaselkreuzes in Applikationstechnik gestaltet: farbige Seidenstoffe, teilweise bemalt, sind mit Gold- und Seidenfäden in gleichmäßiger Stichfolge fixiert, die zugleich einen modellierenden Charakter erhält und Lichtpunkte setzt, um eine aufwendige Goldlasurstickerei zu imitieren.

Das Wappenschild mit einer Hausmarke, die durch eine Inschrift näher bezeichnet ist, weist die qualitätvolle Stickerei als eine Stiftung aus: CHRISTIAN CLOUT: RICHTER: ZU ANGER / MOND: VND: LANDSBERC: VND MECHTELT / VON: VELDERHOFF: SIN: HAVSFRAW / 1612 / 26. FEBRER.[8)] (Abb. 2) Christian Clout, der

Ratingen, St. Peter und Paul, Kasel von 1612, Hausmarke der Stifter mit Spruchband

7) Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Andreas Odenthal. Der zugehörige Chormantel hat sich nicht erhalten.

7a) Die Restaurierung erfolgte unter der Leitung von Dr. Gottfried Stracke.

8) Die Buchstabenfolge der Inschrift ist heute in großen Teilen verloren. Zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung des Stückes 1894 durch Paul Clemen im Inventar der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, war die Stickerei noch eindeutig lesbar erhalten, vgl. Clemen, Paul (Hg.), Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Düsseldorf, Düsseldorf 1894, S. 160. - Bei der Restaurierung fanden sich Spuren eines gestickten Rautenmusters im Schild der Hausmarke sowie Fragmente eines grünen Seidengewebes darunter, daß auf eine Veränderung des Kaselkreuzes im Zusammenhang der Neumontage hindeutet. - Eine frühe Abbildung der Kasel bei Neuheuser, Hanns Peter, St. Peter und Paul in Ratingen (= Rheinische Kunststätten, 85), Neuss 1983, Abb. 27.

hier mit seiner Frau Mechtelt eine Kasel zum Gedächtnis für seine Familie stiftet, entstammt einer in Ratingen politisch einflußreichen Familie, deren Mitglieder das Bürgermeisteramt bekleideten.[9] Es ist daher davon auszugehen, daß die Kasel eigens für die Ratinger Pfarrkirche gestiftet wurde und heute den ältesten Paramentenbesitz darstellt.

Vor dem Hintergrund dieses Gewandes ist die Betrachtung der im 19. Jahrhundert in die Pfarrkirche gelangten Kasel des roten Samtornates aufschlußreich: Das Thema der Kreuzigung ist in den wesentlichen Elementen übereinstimmend aufgefaßt. (Abb. 3-4) Am unteren Ende des Kreuzes findet sich die Darstellung der hl. Annaselbdritt. Anstelle der Arma, die in stärkerem Maße die Passion Christi hervorheben, nimmt der Stab der Vorderseite die hll. Franziskus, Klara und Bonaventura auf - ein Bildprogramm, das die ursprüngliche Herkunft der Kasel aus dem Konvent der Minderbrüder in Ratingen vermuten läßt. Sehr selbstbewußt sind die beiden Stifterwappen an prominenter Stelle auf den Querarmen des Kreuzes plaziert. Sie sind bezeichnet: ELEISABET VON DER ARCK ABDISSA / ANNA VON DER ARCK-BROICH / ANNO 1621. Die Stifterinnen, die die Stickerei in Auftrag gaben, entstammten einer seit 1586 nachweisbaren Kölner Familie und traten in den Orden der Klarissen in Neuß ein.[10] Ein strahlender, in graphischem Flechtmuster gestickter Goldgrund läßt hier das Kreuz Christi aufleuchten. Goldene Vorhänge zieren die durchfensterten Nischenarchitekturen, in die die Heiligenfiguren eingestellt sind. Reiche Materialität zeigen auch die in malerischem Realismus wiedergegebenen Gewänder, die in feiner Goldlasurstickerei ausgeführt sind. Corpus und Gesichter dagegen sind in weißem Seidenatlas, der in der Struktur Stickerei imitiert, appliziert und in wenigen Stichen konturiert.[11]

Ratingen, St. Peter und Paul, Kasel mit Goldlasurstickerei, um 1621

Die Gegenüberstellung beider Kaselkreuze macht, trotz der unterschiedlichen Ansprüchen gehorchenden Umsetzung, wahrscheinlich, daß hier in professionellen Werkstätten nach gleichartigen Vorlagen gearbeitet wurde. (Abb. 5-6) Besonders populär scheint der Typus des Gekreuzigten gewesen zu sein, der sich auch 1621 auf der zweiten Ratinger Kasel findet, wie auch die übrigen Elemente des Bildgefüges Parallelen zeigen.

Betrachtet man die wenigen alten Stickereien, die sich noch heute in rheinischen Pfarrkirchen erhalten haben, so zählen nicht selten Kaseln des 17. Jahrhunderts mit Kreuzigungsdarstellungen zu den ältesten und kostbarsten Paramenten des Kirchenschatzes. Die genauere Betrachtung verblüfft: Eine rote Samtkasel, in übereinstimmender Technik gefertigt, - nämlich mit geklebten applizierten farbigen Seidenstoffen, die in kleinen vertikalen Stichen mit Goldfäden und Seide gleichmäßig bestickt sind, so daß sie in dieser materialsparenden Technik die teurere Lasurtechnik imitieren - findet sich ebenfalls in St. Peter im niederrheinischen Rheinberg, datiert um 1624.[12]

Ratingen, St. Peter und Paul, Vorderseite der Kasel von 1621 mit Heiligendarstellungen

Zwei Kaselkreuze in der Sammlung des Erzbischöflichen Diöze-

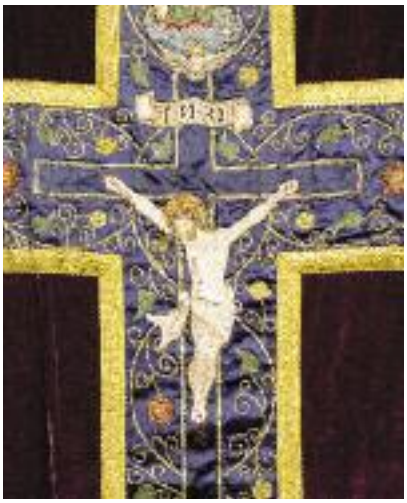
Ratingen, St. Peter und Paul, Kasel von 1621, Detail, applizierter Corpus

9) Vgl. 700 Jahre Stadt Ratingen. Dokumente zur Stadtgeschichte, Ausstellungskatalog, bearb. v. Hanns Peter Neuheuser, Ratingen 1976, S. 27, Kat.-Nr. 116.

10) Vgl. Schleicher, Herbert M., Die Genealogisch-Heraldische Sammlung des Kanonikus Joh. Gabriel von der Ketten in Köln (= Veröffentlichungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, N. F. 22), Bd. I, Köln 1983, S. 65f.

11) Die Stoffapplikationen dürften im 19. Jahrhundert erneuert worden sein, wobei eine ursprüngliche Applikation sehr wahrscheinlich ist.

12) Freundlicher Hinweis von Frau Sabine Heitmeyer-Löns. - In gleicher Technik auch ein Chormantelschild in der Sammlung des Schnütgen-Museums (Inv.-Nr. P 212) mit Darstellung eines betenden Mönches vor Maria im Strahlenkranz, umgeben von den Arma Christi. Ein Engel hält die Hausmarke der durch ein Spruchband zu Füßen des Mönchs überlieferten Stifter: Petrus Brockhausen und Petronella Krosch, 1653. Die Gestaltung der Hausmarken ist immer parallel. Wiederum findet sich hier deutlich erkennbar die gleichmäßige Stickerei auf applizierten farbigen Seidenflächen.



Ratingen, St. Peter und Paul, Kasel von 1612, Detail, gestickter Corpus

Köln, Schnütgen-Museum, Kasel mit gewebtem Kreuz, Köln, Ende 15. Jahrhundert

sanmuseums in Paderborn, von denen das eine auf einer Kasel durch Wappen um 1617 datiert ist, reflektiert gleichfalls den angesprochenen Typus der Kreuzigungsdarstellung mit den trauernden Maria und Johannes sowie Gottvater in den Wolken über dem Kreuz.[13] Das separat erhaltene Kreuz zeigt noch die ursprüngliche Seidenapplikation des Corpus und wirkt nicht nur aufgrund des korrodierten Goldes altertümlicher. Besonders hier wird deutlich, in wie starkem Maße Figurenauffassung und Ausführung einem Typus kölnischer Stickereien des späten Mittelalters entspricht.[14]

Das Kreuz einer Kasel im Besitz des Kölner Schnütgen-Museums (Inv.-Nr. P 344) macht die Bezüge anschaulich (Abb. 7): Es ist aus einer gewebten Halbseidenborte, einer sog. Kölner Borte des späten 15. Jahrhunderts gefertigt und zeigt den Gekreuzigten mit Johannes, der die trauernde Maria stützt. Dieses, auf ein Gemälde Rogier van der Weydens zurückführende Motiv ist, nach den erhaltenen Stücken zu urteilen, in großer Zahl in Kölner Werkstätten während des 15. und frühen 16. Jahrhunderts umgesetzt worden. Gerade die Konturierung der Gewänder durch Bemalen und akzentuierende Stickerei wie die Applikation des Corpus in Seidenstoffen, ermöglichte eine wenig zeitaufwendige und kostensparende Herstellung solcher Paramentenbesätze in großem Umfang. Die Fertigung nach immer verwandten Vorlagen erfolgte nach strengen Maßgaben der Zunftstatuten in den Werkstätten der Kölner Wappensticker. Nach dem Niedergang der Zünfte, in der Zeit der Gegenreformation und bis ins 18. Jahrhundert, führten die Konvente der Beginen und Franziskanerinnen-Orden diese Tradition offenbar fort, gleichwohl in begrenzterem Rahmen.

Die ungleich geringere Zahl von Stickereien des späten 16. und 17. Jahrhunderts, die offensichtlich aus der Tradition dieser spätmittelalterlichen Arbeiten hervorgegangen sind, sind bisher nicht näher untersucht worden. Obschon das Quellenmaterial zur Tätigkeit der Kölner Konvente im Bereich des Textilgewerbes umfangreich ist, konnten den schriftlichen Zeugnissen bislang keine erhaltenen Stücke zugeordnet werden.[15] Joseph Braun schreibt in seiner Geschichte der liturgischen Gewandung 1907: " Die Bildstickerei stellt um das Ende des 16. Jahrhunderts auf den Kaselstäben fast ganz ihre Tätigkeit ein. Ganz mit figürlichen Darstellungen ausgestattete Besätze sind im 17. Jahrhundert Ausnahmen".[16] Als einzig nennenswert überliefert er eine Kasel aus St. Sulpice in Paris sowie die Stickereien des in Köln arbeitenden Jesuiten Johannes Lütgen. Auch Fritz Witte notiert in seiner quellenkundlichen und kulturgeographischen Studie zur rheinischen Kunst: "Um die Mitte des 16. Jahrhunderts scheint die blühende Fabrikation völlig ausgestorben zu sein."[17]

Das in den Konventen jedoch noch im 17. Jahrhundert Stickereien in größerem Umfang hergestellt wurden, belegt indirekt eine Quelle, die Auskunft über die Stickereien der Ursulinen in Köln gibt. Augustina Heers, die 1639 von Lüttich aus die Kölner Niederlassung der Ursulinen in Köln begründete, notierte um 1651: "[Unser] Ruf verbreitete sich in der Stadt, und das vergrößerte den Neid der Beginen. (...) Die Sticker kamen eines Tages überraschend mit Gewaltrichtern. Ich war allein im Refektorium und arbeitete an einem kleinen weißen Antependium für unseren Altar. Einer von ihnen nahm es mir fort mit einem anderen schönen Stück, das den hochwürdigen Jesuitenpatres gehörte, und auch alles andere, was sie an Stickereien fanden. Sie schimpften und sagten, wir nähmen ihnen das Brot vom Munde fort. Obgleich ich ihnen versicherte, daß wir nicht für Verdienst, sondern nur für uns selbst arbeiteten, wollten sie nichts hören. Aber der liebe Gott schlug sie mit Blindheit; sie fanden die Schule der Pensionärinnen nicht; sonst hätten sie auch deren Handarbeiten mitgenommen."[18]

Der einzige, namentlich bekannte Kölner Sticker dieser Zeit ist der von Joseph Braun genannte Jesuit Johannes Lütgen. Aus Groningen kam er um 1643 nach Köln und ist dort bis 1673 als "acupictor" in den Quellen nachweisbar.[19]

---

13) Es handelt sich um die Inv.-Nrn. T 46 und T 324 im Bestand des Museums. Sie sind publiziert in: Kirchliche Kunst um 1600 in Westfalen, Ausstellungskatalog (= Erzbischöfliches Diözesanmuseum Paderborn, Schriften und Bilder, 1) hg. v. Christoph Stiegemann, Paderborn 1991, S. 148-151, Kat.- Nrn. 67, 68 (Sabine Heitmeyer-Löns). Auch Sabine Heitmeyer-Löns beobachtet die traditionsverhaftete Ausführung der Stickereien, vermutet jedoch eine niederländische Herkunft der Arbeiten.

14) Weitere Beispiele sind in den Pfarrkirchen von Ober- und Niederaußem sowie in Wevelinghoven nachweisbar.

15) Johannes Asen führt zahlreiche Beginenkonvente an, für die die Herstellung von Textilien belegt ist. Die meisten von ihnen hatten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die 3. Regel des hl. Franziskus angenommen oder sich dem Orden der Augustiner angeschlossen, da der Kölner Erzbischof Dietrich II. von Moers 1421 auf päpstliche Weisung die Auflösung der Beginenkonvente angeordnet hatte, die ohne Ordensregel lebten. - Die Anfertigung von Paramenten ist eindeutig für den 1499 gestifteten Konvent 'Lämmchen' auf der Burgmauer belegt, der vor allem durch die Familien Rinck und Francken-Sierstorp gefördert wurde. Vgl. Asen, Johannes, Die Beginen in Köln, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein (AHvN) 1927/28, H. 111, S. 81-180; H. 112, S. 71-148; H. 113, S. 13-96.

16) Joseph Braun, Die liturgische Gewandung, Freiburg i. Br. 1907, S. 222.

17) Fritz Witte, Tausend Jahre deutscher Kunst am Rhein, Bd. 1, Berlin 1932, S. 215.

18) Jahr=Buch...unseres Kölnischen Gotteshauses der Ursulinen, begonnen 1651, zitiert nach: Lobeck, Helmut, Quellen zur Geschichte Kölns in der Neuzeit 1486 - 1793 (= Ausgewählte Quellen zur Kölner Stadtgeschichte, III), Köln 1959, S. 47.

19) Vgl. Braun, Joseph, Ein Kölner Nadelmaler des XVII. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für christliche Kunst 1905, Sp. 301ff.

Köln, St. Mariae Himmelfahrt, Kasel aus der Werkstatt des Jesuiten Johannes Lütgen, 2. Hälfte 17. Jahrhundert

Zu den reichen Paramenten, die sich aus seiner Werkstatt in der Kölner Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt erhalten haben, zählt eine Kasel, die in besonderer Weise die in den Niederlanden gewonnenen neuen Ausdrucksformen der erhabenen Reliefstickerei mit der traditionsgebundenen Bildstickerei der Kölner Arbeiten verbindet. (Abb. 8) In einem Grund lebendig emporwachsender Blattranken mit Fruchtkörben bestimmt die Mitte die Darstellung der Kreuzigung Christi vor goldenem Hintergrund. Bezogen auf das Bild Christus in der Weinkelter ist das Kreuz hier als ein sich gabelnder Stamm mit Weintrauben aufgefaßt. Anstelle der trauernden Maria und Johannes finden sich hier die Jesuitenheiligen und Ordensgründer Ignatius von Loyola und Franziskus Xaverius.[20] Wie schon auf Darstellungen des 15. Jahrhunderts, fangen Engel das Blut Christi auf und Gottvater erscheint mit Tiara und Weltkugel in den Wolken. Der Corpus Christi entspricht wiederum dem im 17. Jahrhundert geläufigen Typus, der erstmals auf den Ratinger Kaseln greifbar wird. In besonderer Weise wird hier deutlich, wie noch in der Renaissance an Bildformulierungen der Spätgotik angeknüpft wird und sich aus dem additiven Nebeneinander von Einzelformen ein neuer, der jesuitischen Theologie entsprechender Bildcodex entwickelt. Die starke Traditionsgebundenheit der Arbeiten dieser Werkstatt zeigt eine weitere Kasel, die in Köln für die Jesuitenkirche St. Petri in Münster gefertigt wurde und der Kölner Kasel unmittelbar anzuschließen ist. Sie zeigt nicht nur den charakteristischen Corpus mit abstehendem Lendentuch, sondern auch Heiligenfiguren, die nach identischen Vorlagen gearbeitet wurden.[21] (Abb. 9)

Gerade die Aufnahme jesuitischer und franziskanischer Heiliger in die Figurenprogramme der Paramentenbesätze, die erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts auftauchen, scheint ein Indiz für die Verlagerung der Herstellung in die Kölner Klöster und Konvente zu sein. Ähnlich den Zünften werden sie ihre Vorlagen untereinander ausgetauscht und in gewissem Umfang seriell, auf Vorrat gefertigt haben. Eine Kasel in der Pfarrkirche St. Amandus in Rheinkassel, die der Ratinger Kasel von 1621 sehr nahesteht, belegt erneut die formelhafte Variabilität der Vorlagen und auch die Umsetzung im gleichen technischen Repertoire.[22]

Die große Popularität der Darstellung Christi in dem hier gezeigten Typus, der seit dem frühen 17. Jahrhundert bei einer Reihe liturgischer Gewänder greifbar ist, und dessen Ursprung vielleicht auch auf ein jesuitisches Umfeld zurückführt, wirkt bis in das 19. Jahrhundert nach. Im Paramentenbestand der Kölner Pfarrkirche St. Ursula hat sich eine rote Samtkasel erhalten, die in neobarockem Stil in maschineller Tambourstickerei ebendiesen Typus reflektiert.[23] (Abb. 10)

Die vorliegende Studie zu einer Gruppe von Kölner Stickereien

Münster, Westfälisches Landesmuseum, Kasel aus der Jesuitenkirche St. Petri zu Münster, 2. Hälfte 17. Jahrhundert

Köln, St. Ursula, Kasel mit gesticktem Kreuz, Rheinland, Ende 19. Jahrhundert

des 17. Jahrhunderts versteht sich als erste Bestandsaufnahme in einem noch unbekannten Gebiet. Die beiden ältesten Kaseln der Ratinger Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul sind dabei als kostbare und frühe Beispiele zu werten. Im Spiel der Materialien mit Licht und Farbe entwickeln sie eine Raffinesse der Flächenkunst, in der zugleich vielschichtige Bedeutungsebenen aufscheinen.

Gudrun Sporbeck, M.A.

---

20) Köln erhielt bereits 1611 ein wertvolles Meßgewand mit gestickten Darstellungen der Hl. Ignatius und Franziskus Xaverius, vgl. Schüller, Andreas, Die Ignatius-Verehrung in den niederrheinischen Jesuitenprovinzen, in: AHvN 1929, H. 115, S. 294.

21) Die Kasel ist publiziert in: Imagination des Unsichtbaren. 1200 Jahre Bildende Kunst im Bistum Münster, Ausstellungskatalog Münster, hg. v. Gezá Jászai, Bd. II, Münster 1993, Kat.-Nr. C 3.1 (B. Beaucamp-Markowsky), dort als niederrheinische Arbeit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts angegeben.

22) Im Besitz der Pfarrkirche St. Peter zu Köln befindet sich eine heute stark veränderte Kasel, die ehemals ein vergleichbares Bildprogramm aufwies: unter dem Kreuz mit Gottvater, dem Gekreuzigten, Maria und Johannes, fand sich eine Darstellung des hl. Franziskus, auf dem Stab der Vorderseite die hl. Magdalena, hl. Klara und eine Stifterin in Klarissentracht. Vgl. Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 7,2, Stadt Köln, St. Peter, S. 212, Nr. 5 (H. Rahtgens).

23) Vgl. Paramente des 19. Jahrhunderts aus Kölner Kirchenbesitz, Ausstellungskatalog, bearb. von Brigitte Tietzel, Köln 1981, S. 52, Kat.-Nr. 15.

Es war ein richtiges Fest

Die Bauarbeiten an St. Peter und Paul sind beendet
Eine ganze Woche wurde gefeiert

Am Palmsonntag diesen Jahres konnte die Pfarrgemeinde St. Peter und Paul wieder in ihre Kirche einziehen. Zwei Jahre war sie in der evangelischen Stadtkirche im “Asyl” gewesen. Dabei ist das Wort “Asyl” gar nicht das richtige Wort. Denn in diesen zwei Jahren ist die Stadtkirche auch zu einem Stück “Heimat” geworden. Das hat manch einer empfunden und auch zum Ausdruck gebracht. Trotzdem war die Freude groß, als der Umzug ins eigene “Haus” näher rückte. Groß war die Spannung, wie es hier aussehen würde.

In gemeinsamer Prozession ziehen evangelische und katholische Christen mit ihren Seelsorgern von der evangelischen Stadtkirche zur Pfarrkirche St. Peter und Paul

Der Tag begann mit der Palmweihe in der evangelischen Stadtkirche. Viele Menschen fanden hier keinen Platz und warteten draußen auf den Beginn der “Umzugsprozession”. Tausend Teilnehmer wurden geschätzt, evangelische und katholische Christen, die sich gemeinsam auf den Weg machten und das eucharistische Brot im Kelch, sowie das “Wort Gottes” im Evangeliar von der Stadtkirche über die Lintorfer Straße und den Marktplatz nach St. Peter und Paul begleiteten. Der festliche Gottesdienst wurde hier fortgesetzt, nachdem kräftig ans verschlossene Hauptportal geklopft worden war und der Kirchenchor die Prozession mit feierlichem Gesang empfangen hatte. Der Palmsonntag war gleichzeitig Einstieg in eine ganze Festwoche. Die verschiedenen Gruppierungen der Gemeinde feierten in der “neuen” Kirche. Viele Menschen kamen zu den Kirchenführungen und stiegen mit auf den Turm zu den Glocken. Ein starkes Erlebnis war das “Glockenkonzert” aus nächster Nähe hoch oben im neuen Glockenstuhl. Ein Höhepunkt, der gleichzeitig ein Dankeschön an die evangelische Gemeinde sein sollte, war das ökumenische Fest, bei dem mit viel Witz und Humor auf die letzten zwei Jahre gemeinsamer Erfahrungen zurückgeschaut wurde. Aber auch der Blick nach vorne war wichtig. Das “gemeinsame Pastoralteam” auf dem T-shirt war (und ist) nicht nur Zukunftsmusik. “Wann feiern wir das nächste Fest ?” war der mehrfach geäußerte Wunsch. Das jährliche Geschenk einer Osterkerze an die evangelischen Mitchristen wird hoffentlich noch lange daran erinnern, daß etwas Neues begonnen hat: eine gemeinsame gute Zeit.

Hans Müskens

Der Tag beginnt in der evangelischen Stadtkirche

Der Chor singt zum Wiedereinzug in St. Peter und Paul

Zwei Jubiläen in 1998

I.
Ein weit geöffnetes Tor für die Ängste und Nöte der Zeit

Vor 350 Jahren wurde das „Heiligenhäuschen” eingeweiht

Am 6. März 1648, mitten in der Fastenzeit, zog eine Prozession von St. Peter und Paul aus durch die Straßen der Stadt. Sie zog über die Oberstraße, durch das Obertor und bog dann in die heutige Hochstraße ein, zog weiter über die Brückstraße und machte halt an der Stelle, wo die Kreuzstraße in die Brückstraße einmündet. Hier war eine kleine Kapelle errichtet worden, die an diesem Tag eingeweiht werden sollte. Erstaunlich viele Menschen hatten sich eingefunden. Die alten Unterlagen sprechen von über 500 Kindern, Frauen und Männern. Das dürfte der weitaus größte Teil der damaligen katholischen Bevölkerung der Stadt gewesen sein. Pfarrer Philipp Baden führte mit den übrigen Geistlichen die Prozession an. Die Spitzen der Stadt waren ebenfalls vertreten, der Bürgermeister, die Schöffen und die Mitglieder des Rates. Die Namen der Honoratioren sind überliefert: Johann Steinhaus, Anton Bonten, Adolf Busch, Heinrich Cosmas, Gerhard Scholten, Claudius Durandus, Kaspar Wolf. Auch die Landesregierung hatte es sich nicht nehmen lassen, mehrere Vertreter zu schicken: Hofrat Johann von Sachs, Richter Gottfried Ningelgen und Anton Müllers, der Sekretär der Ämter Angermund und Landsberg. Im Auftrag des Erzbischofs von Köln zog Dechant Jakob Hilden aus Düsseldorf mit. An der Prozession nahm schließlich auch der hochwürdigste Herr Erasmus von der Horst, Domdechant zu Speyer und Chorbischof zu Trier teil, der gerade zu Besuch auf seiner väterlichen Burg „Haus zum Haus” weilte. Es war ein Ereignis, das Ratingen lange nicht mehr gesehen hatte. Die Freude war aber eher gedämpft, denn seit 30 Jahren wütete der Krieg in Deutschland, und auch die Stadt am Rande des Bergischen Landes hatte unter seinen Folgen furchtbar gelitten. 1641 waren kaiserliche Truppen in die Stadt gezogen. Sie hatten geplündert und die Häuser in Brand gesteckt. Von den 300 Häusern blieben lediglich drei unbeschädigt. Die Zahl der Einwohner, von denen die meisten „arm und unvermögend” waren, halbierte sich in diesen Jahren der äußersten Bedrängnis. So war es eher eine Buß- und Bittprozession als ein Festzug in friedlichen Zeiten. Die innigste Bitte galt dem Frieden, der wenige Monate später auch in Münster geschlossen werden sollte. Das war aber für die Ratinger zu dem Zeitpunkt noch nicht zu erkennen.

Auf dem Türsturz ist die Jahreszahl der Grundsteinlegung - 1642 - zu erkennen.

Vor 350 Jahren wurde das „Heiligenhäuschen” eingeweiht

Mit dem Bau der Kapelle war bereits 1642 begonnen worden. Der damalige Pfarrer und Dechant Johannes Henning hatte ihn angeregt. Die Gläubigen hatten die Idee

gerne aufgegriffen und trotz großer Not gespendet. 1645 wurde dieser Pfarrer nach Kaiserswerth versetzt, wo er bereits 1646 starb. So vollendete sein Nachfolger das Werk.

Dechant Jakob Hilden nahm die Weihe im Auftrag des Kölner Weihbischofs Strauven vor. Er weihte die Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes und der schmerzhaften Mutter Maria. Damit wurde das eigentliche Anliegen deutlich: nämlich ein Zeichen der Hoffnung in großer Not und Bedrängnis zu setzen. Der Krieg mit all seinen schlimmen Folgen an äußeren und inneren Verwüstungen hatte seine Spuren in Stadt und Land und vor allem bei den Menschen unübersehbar hinterlassen. Darum waren sie in besonderer Weise auf den Schutz angewiesen, den sie hier erhofften.

Schon bald hieß die Kapelle im Volksmund „Heiligenhäuschen". Mit der Einweihung war das Recht verbunden, in diesem kleinen Haus Gottes die hl. Messe zu feiern. So geschah es auch in den nachfolgenden Jahren an festen Tagen. Eine Urkunde berichtet zum Beispiel über eine Meßstiftung des Ratinger Vikars Engelbert Spieker († 1657), wonach jeweils am 29. und 30. April eine Messe gelesen wurde. Am 1. Mai jeden Jahres machten die Pilger, die zur Verehrung des heiligen Quirinus nach Neuß zogen, hier Station. Die vierte bzw. fünfte Messe fand jeweils am 3. Mai, dem Fest der Kreuzauffindung, sowie am 14. September, dem Fest der Kreuzerhöhung statt.

Die kleine Kapelle vor den Toren der Stadt stand bei der katholischen Bevölkerung immer hoch in Ehren. Vor allem während der Fastenzeiten - so berichten es die Visitationsprotokolle des 17. Jahrhunderts - wurde sie viel besucht. Prozessionen machten hier halt, die Karfreitagsprozession, die Bittprozessionen vor Christi Himmelfahrt, die Ratinger Gottestracht, um nur einige Beispiele zu nennen. Wichtig für die Gläubigen war die Kreuzkapelle auch als eine der Stationen der „Sieben Fußfälle". Es ist ein Brauch, der im ganzen Rheinland verbreitet war. Wenn jemand schwer erkrankt war oder im Sterben lag, gingen die Nachbarn zu bestimmten Kreuzen und Kapellen, um für die Genesung oder einen guten Tod des Kranken zu beten. Am Schluß der Frömmigkeitsübung gab es dann im Haus des Kranken eine kleine Stärkung. Der Brauch ist irgendwann in Vergessenheit geraten. Die Stationen sind oftmals geblieben. So auch in Ratingen.

Heute liegt das „Heiligenhäuschen" mit der Türöffnung, die so groß wie ein Scheunentor ist, mitten in der Stadt. Wer hier vorbeikommt und durch die Gitterstäbe das große Holzkreuz sieht, der sollte daran denken, daß seit 350 Jahren Menschen ihre Not und ihre Sorgen hierhin getragen haben. Sie haben das Kapellchen wie eine „Schutzhütte" empfunden, wo sie Last ablegen konnten, von der sie aber auch gestärkt wieder in ihre Häuser zurückkehrten. Der Blumenstrauß und die brennende Kerze auf dem Altar wollen andeuten, daß das Kapellchen am Wege bis auf den heutigen Tag „Zeichen des Glaubens" ist.

Was wünscht sich das „Heiligenhäuschen" zum Geburtstag ? Die Menschen, die vorbeikommen, möchten einen Augenblick innehalten. Der eine oder andere könnte auch ganz bewußt den Weg zur Kreuzkapelle gehen. Der schönste Wunsch wäre, wenn hier wieder einmal - wie in früheren Zeiten - ein Gottesdienst gefeiert würde: Ein schönes und sinnvolles Zeichen im „Jahr des Westfälischen Friedens".

II.
Die „Märch" ruft zu allen Zeiten
Seit 500 Jahren im Turm von St. Peter und Paul

Am 6. März 1648 hat die „Märch", die Marienglocke", mit Sicherheit die Prozession von St. Peter und Paul zum „Heiligenhäuschen" mit ihrem tiefen Ton begleitet; mit Sicherheit, wenn sie nicht gerade zu diesem Zeitpunkt irgendwo im Junkersbusch tief im Erdreich versteckt war, um sie vor der Vernichtung durch den Krieg zu schützen. Denn es war ja noch kein Frieden. Vielleicht hat erst nach dem Friedensschluß von Münster der Ratinger Schweinehirt mit seiner Herde die Glocke gefunden, wie die Sage wissen will, ohne den genauen Zeitpunkt für dieses erstaunliche Ereignis zu benennen.

Nehmen wir einmal an, daß die Glocke an diesem 6. März 1648 geläutet hat, dann war den Prozessionsteilnehmern bewußt, daß sie schon viele Generationen lang die Menschen auf ihrem Lebensweg begleitet hatte. Denn seit genau 150 Jahren hing sie im Turm und rief die Menschen zum Gottesdienst, erinnerte sie an entscheidende Stationen des eigenen Lebens.

1498 hatten die Ratinger Bürger den Glockengießer Johannes von Venlo beauftragt, eine große Glocke für den Turm der Pfarrkirche zu gießen. Die Katharinenglocke - ungefähr um das Jahr 1300 gegossen - sollte Gesellschaft bekommen. So können wir uns vorstellen, wie sich der Glockengießer zusammen mit seinem Bruder ans Werk machte. Der Auftrag wurde nicht in einer Glockengießerei - wie das heute der Fall ist - ausgeführt, sondern, wie es damals üblich war, ganz nahe bei St. Peter und Paul. Denn der Transport der „riesigen" Glocke wäre viel zu umständlich gewesen. Also grub man in der Nähe der Kirche eine Grube, in der dann in den nächsten Wochen und Monaten der Glockenguß vorbereitet und ausgeführt wurde. In

diesem Loch wurde der Kern der Glocke aufgemauert, die „falsche Glocke" darum gelegt und schließlich der Mantel geformt. Das ganze verschwand unter einer Erdschicht, damit jetzt die flüssige Bronze eingeführt werden konnte. Das Warten begann. Der Guß mußte erst abkühlen. Es dauerte lange, bis die fertige Glocke ausgegraben werden konnte. Wir können uns die Spannung vorstellen, bis der erste Ton über den Kirchplatz ertönte. Schließlich war die Freude groß: Der Guß war gelungen.

Vielleicht ging es am Tag des eigentlichen Glockengusses so zu, wie uns der Chronist vom Guß der berühmten „Gloriosa" in Erfurt ein Jahr vor dem Ratinger Ereignis berichtet: „Am Tag vor St. Kilian, am 7. Juli 1497, mittags um zwei Uhr wurde das Feuer in den beiden Öfen ... angezündet, und um zehn Uhr abends war die Glockenspeise flüssig. Da kamen die Domherren in feierlicher Prozession unter Gesang und Gebet mit dem heiligen Sakrament und setzten dasselbe nieder auf einen Tisch, der mit mancherlei Blumen und wohlriechenden Kräutern, Kerzen und Fahnen schön gezieret war ... Als es eins schlug, stieß der Meister den ersten Zapfen aus und da der Fluß nachließ, auch den des anderen Ofens. Um zwei Uhr war das Werk vollkommen gelungen, und die Herren sangen das Te Deum laudamus." (zitiert nach: „Die Glocken des Dombergs zu Erfurt", erläutert von Kurt Kramer, München o. J.)

Auch die beiden Glockengießerbrüder aus Venlo hatten an einem nicht näher bekannten Tag im Jahre 1498 in Ratingen ebenfalls ein Meisterwerk vollbracht. 175 cm hoch war die Glocke geworden, mit einem unteren Durchmesser von 182 cm und einem Gewicht von über 3920 kg. Die Glocke trug für alle erkennbar eine Inschrift in lateinischer Sprache: „Benedicat me deus pater, custodiat me deus filius, protegat me deus spiritus sanctus. O Maria, mater dei, memento nostri." In der Übersetzung heißt das: „Es segne mich Gott der Vater, es behüte mich Gott der Sohn, es beschütze mich Gott der Heilige Geist. Oh Maria, Mutter Gottes, gedenke unser."

Die „Prophetenköpfe"

Aus dieser Inschrift geht demnach hervor, daß die Ratinger sich eine „Marienglocke" gewünscht hatten, im Volksmund hieß sie deshalb bald „März" und im kirchlichen Sprachgebrauch „Mergen", beides Formen des Namens Maria. Mehrere Bildwerke waren auf der Glocke zu erkennen, zum Beispiel das Bild einer Kreuzigung. Auffällig war die Krone: „Prophetenköpfe", so sagte man, vor denen sich der Hirte, sofern seine Schweine die Glocke im Wald ausgebuddelt haben, furchtbar erschreckt haben muß, weil er sie zunächst als Erdgeister ansah, bis er den Mut aufbrachte, weiterzugraben.

Johannes und sein Bruder konnten stolz auf ihr Werk sein. Und so haben sie sich mit Recht in ihrem Meisterwerk verewigt, zusammen mit der Jahreszahl 1498: „AD MCCCCXCVIII. Ioannes de Venlo cum fratre suo me fecit". Die Wertschätzung der auf dem Ton „b" läutenden Glocke war bald so groß, daß die Kölner - wie eine weitere Sage berichtet - sie gerne in das schöne Geläut des Domes eingereiht hätten. Der „sagenhafte" Gegenwert: Den Weg von Köln nach Ratingen mit Golddukaten zu belegen. Aus dem Geschäft wurde nichts. Und so können die Ratinger in diesem Jahr den 500. Geburtstag ihrer „März" feiern.

Vielleicht war es eine ganz persönliche Form von Dankbarkeit der Glocke für den langen Verbleib im Turm von St. Peter und Paul ,

Die umlaufende Inschrift (Detail): hier das „Geburtsdatum" 1498

daß sie vor Jahren dem Küster zur Freiheit verholfen hat, als der sich selbst in der Kirche eingeschlossen hatte - das ist keine Sage, aber der Stoff, aus dem Sagen entstehen. Der Weg in die Freiheit ging nämlich über den Glockenturm. Die schweren Schläge mit einem Holzknüppel signalisierten ein SOS in das abendliche Ratingen, das der damalige Pfarrer vernahm und seinem Küster bald darauf die Türe öffnen konnte. (vgl. „Die Quecke" Nr. 57, S. 22: „Mergen hilft")

Ein Geburtstag dieser Art ist nicht selbstverständlich, weil Glocken bis in unser Jahrhundert hinein immer wieder aus den Türmen heruntergenommen wurden, um sie in Zeiten des Krieges zu Kanonen umzugießen. Die Gefahr war groß. Die Sage vom Eingraben der Glocke und vom späteren Wiederfinden mag hier ihren Ursprung haben. Andere Glocken hatten nicht das Glück zu „überleben". Das Archiv von St. Peter und Paul verwahrt allein aus unserem Jahrhundert Dokumente auf, aus denen hervorgeht, daß während des Ersten und Zweiten Weltkrieges je drei Glocken unwiederbringlich verlorengegangen sind. Einmal wurden sie im Turm zerschlagen (1917), das zweite Mal aus dem Turm heruntergelassen und abstransportiert (1943). Nach den beiden Kriegen wurde das Geläut wieder entsprechend ergänzt.

Im Januar 1995 verließ die „Märch" den Turm von St. Peter und Paul, um in Nördlingen restauriert zu werden

Der „Zahn der Zeit" geht auch an den Glocken nicht vorüber. Vor drei Jahren (1995) wurden die „Märch" und die beiden anderen mittelalterlichen Glocken unter großer Beteiligung der Bevölkerung aus dem Turm geholt, um sie nach Nördlingen zu bringen. Hier sollten sie in einer Spezialwerkstatt restauriert werden. Drei Monate war es damals still im Turm geworden, bis sie Ostern zurückkehrten. Seitdem haben sie wieder im erneuerten Glockenstuhl ihre Plätze eingenommen. Auf der unteren Etage die drei „Großen", in deren Mitte die Märch, wie es ihrer Würde entspricht; auf der oberen Ebene die vier „Kleinen". Und diese sieben Glocken von St. Peter und Paul lassen sich wieder hören wie eh und je - unter ihnen das „Geburtstagskind": die „Märch", die an hohen Festtagen einige Minuten lang „vorläutet", bis die anderen in das Konzert einstimmen. Oft ist es auch umgekehrt: dann haben die anderen schon längst aufgehört, aber die „Märch" klingt immer noch nach - und noch einmal kommt ein dumpfer Ton aus der Höhe des Turmes, als wollte sie sagen: „Ich bin noch da !"

Hans Müskens

HELM seit 1931
NATUR-PRODUKTE
Ihre Einkaufsstätte für biologische Produkte!
demeter sämtliche Erzeugnisse
Obst, Gemüse, Brot, Milchprodukte, Fleisch- und Wurstwaren, Getreide, Konserven, Salte, Kindernahrung
Gärtnern ohne Gift! – mit E-O. Cohrs
Sämtliche natürlichen Dünge- und Pflegemittel der Firma E. O. Cohrs auf Lagervorrat
Livos Pflanzenfarben für eine gesunde Umwelt
Große Auswahl in Getreidemühlen und Fachliteratur
NATURGARTEN
Alles für den naturbelassenen Garten
AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
40885 RATINGEN-LINTORF, TELEFON (02102) 17125
Verkaufszeiten:
Dienstag - Freitag 9.00 13.00 Uhr und 15.00 18.00 Uhr
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen

Gasthaus
Zur Grenze
Am Krummenweg 28 - Ratingen
Telefon 0 21 02 / 1 71 93
Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier
Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Tränen des Vaterlandes, anno 1636

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Kartaun
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret,
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfraun sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.
Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fort gedrungen.

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,
Daß auch der Seelenschatz so vielen abgezwungen.

Andreas Gryphius
(1616 - 1664)

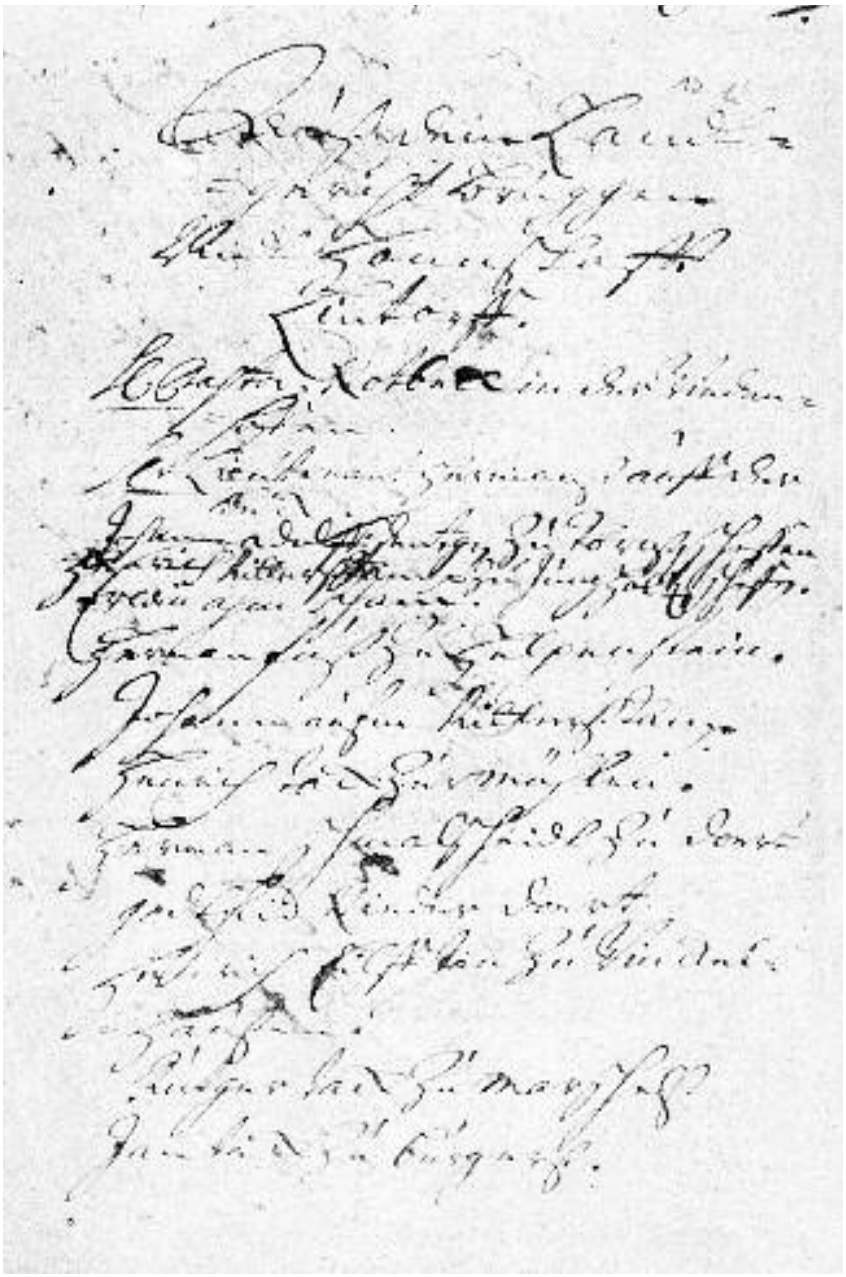
1648 - 1998
350 Jahre Westfälischer Friede

Münsterscher Friedensreiter (25. 10. 1648)
Holzschnitt Augsburg 1648

Huldigungsliste 1730 für Lintorf, Eggerscheidt, Bracht, Schwarzbach, Eckamp, Homberg, Hösel und Breitscheid

Seit der frühen Neuzeit verpflichteten die Herzöge von Jülich-Berg nicht nur Adelige und Amtsleute, sondern auch die einfachen Leute, den Treueeid auf den Landesherren zu leisten, wenn die Nachfolge des Fürsten strittig war. Zu einem bestimmten Termin mußten in der Regel die Haushaltvorstände zur Huldigung antreten. In einigen wenigen Fällen konnten auch ledige Frauen oder Witwen diese Aufgabe übernehmen. Die Huldigung ging in feierlicher Form vor sich, nachdem an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen in der Kirche dazu aufgerufen worden war. Nach einem Gottesdienst legten die Einwohner den Treueeid vor den landesherrlichen Beamten ab. Der Gerichtsschreiber notierte genau die Namen, auch Abwesende und der Grund ihres Fernbleibens wurden vermerkt. So sind diese Huldigungslisten zwar kein lückenloses Einwohnerverzeichnis, aber eine wichtige personengeschichtliche Quelle über die in dem jeweiligen Ort ansässigen Familien.

Aus dem Herzogtum Jülich-Berg sind zwei Huldigungslisten bekannt. 1666 wurde nach der Beilegung des Erbfolgestreites zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg zur Huldigung aufgerufen. 1730 hatte Karl Philipp, Herzog von Jülich-Berg, eine Eventual-Erbhuldigung für seinen Bruder Franz Ludwig, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, als zukünftigen Landesherren von Jülich-Berg befohlen, da er befürchtete, ohne männlichen Erben zu sterben. Diese Liste befindet sich im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Signatur: Jülich-Berg II, 2392 und 2402)



Ausschnitt aus dem Originaltext der Huldigungsliste

In der Auflistung der Namen für die Honschaften Lintorf, Eggerscheidt, Bracht, Schwarzbach, Eckamp, Homberg, Hösel und Breitscheid wurden die Bewohner im Gegensatz z.B. zu der Residenzstadt Düsseldorf nur selten mit den Familiennamen, sondern meist mit dem Namen ihres Hausplatzes notiert.

Auß dem Landgericht Bruggen und Honnschaft Lintorff

H.Pastor Notbeck in der Wiedenhoffen
H. Lieutnant Hermanß auff der Beck
Johan Adolff Sentgen zu Kornß, Scheffen
Henrich Ritterskamp zu Jungholtz, Scheffen
Erwin ahm Rham
Herman Fuß zu Helpenstein
Johann aufm Ritterskamp
Henrich Tack zur Mühlen

Der Hof Termühlen in den 60er Jahren.
„Henrich Tack zur Mühlen“

Der Bürgershof um die Jahrhundertwende.
„Jan Tack zu Burgerß“

Herman Schmalscheid zu Doert
Godtfried Niederdoert
Henrich Eilff Jan zu Winkelhaußen
Rutger Tack zu Marschels
Jan Tack zu Burgerß
Henrich Trostorff
Henrich Schläzer zu Frantzen
Miles <Soldat> Hans Jurgen Kunselman
am Duißbergesbaum
Dietherich Nießhoff zu Schlutz
Henrich an der Bruggen
Johann Oberster Mühlen

Das Haus „Am Löken“ 1960.
„Wilhelm Lütterschhandten am Löcken“

Drieß Potthoff am Kaulendey
Johan Wilm Breckermaß
Friedrich Schulten am Großenkamp
Wilhelm Lütterschhandten am Löcken
Peter Speckamp am Scheidt
Peter Cronenberg am Sentgen
Godtfried Koperß
Ulrich am Gehrath
Henrich am Frilingrhat
Philipp am großen Dipenbroch
Merten zu Clotz
Johan Wilm Reinkes zu Heindtgeß
Dietherich ahn der Heggen
Jacob Speckamp, aegrotus <krank>
Henrich Lütterschhandten
Johann Kleindiepenbroch
Gerardt Wustenkamp
Johann Kronenberg ahn der Kauhlen
Johann Wilm ahn der Koßt
Johann ahn der Honnschaft
Noldeß am Altenkamp
Wilhelm Blumenß am Großstein
Engel Sonderman am Geist
Henrich am Heck
Andreß Brücker am Uhlenbroch
Jan Rodolf Tack am Kohten

Das Haus „Am Senken“ um 1950.
„Peter Cronenberg am Sentgen“

Frantz am Töneskamp
Henrich am Kampgen
Herman ahm Wurrumb
Frietz Brücker am Vogelsang
Jan Rodolf Tack am Pieperßkamp
Anton Lauffß am Platz
Dietrich Schmitz, Custer, caducus, confectus <gefallen, erschöpft>
Peter am Sonnenschein
Philipp in der Schmitten
Anton an den Hülßdiecken
Johann am halben Poutenkamp
Tilman Kirschbaum am halben Poutenkamp, aegrotus <krank>
Peter am Riepß
Johan ahn Fußheußgen
Henrich ahn der Wusteney
Godtfried Grafstein am Breidtgraben
Johan Weidtman, Reformirter Schulmeister
Henrich am Newenhauß
Johan Bildt auf der Pforten

Backeß - Cammerleuth undt beywöhner[1)]

Jan von Tengicken in den Dodter Kempen
Henrich Kirschbaum am Duißbergerbaum
Philipp von der kleiner Kemenn am Großenkamp
Johann am Poutenkamp
Jan Wilhelm am Speckamp
Johann am Kempgen
Crein Poßtgen ahn der Koßt
Gerardt Hülsdiecken
Hermann Cronenberg am Sentgen
Wilhelm Dahlman, der Mühler zu Helpenstein
Johann ahn der Bruggen
Henrich Schuhmacher ahn der Bruggen, absens vom gebott
Peter Rockels ahn der Schuhlen
Michaell ahn der Bruggen
Henrich Bierbaum ahn der Plahten
Jacob am Meußhauß
Claß am Meußhauß, aegrotus <krank>
Mattheiß am Meußhauß, cadux et aegrotus <hinfällig und krank>
Philipp ahn der Hermanßhandten
Berndt am Kaulendey
Gerardt Schwizer zu Franzen
Herman Neuhauß zu Franzen
Jan Friligradt am Kohten
Mattheiß Reuber im Schmitter Heußgen
Jan Henrich zu Schlutz
Henrich Schutz am Graben
Jurgen in der Schmitten
Henrich am Heck

1) Diese wohnten in den Backhäusern der Höfe oder deren Nebengebäuden und Scheunen. Sie waren meistens Tagelöhner, die immer dorthin zogen, wo sie Arbeit fanden.

Auß der Honnschaft Eggerscheidt

Der Renthmeister aufm Hauß Greffgenstein Joh. Heintgeß, absens
Adolf aufm Hoff

Burg Gräfgenstein im Jahre 1973.
„Der Renthmeister aufm Hauß Greffgenstein Joh. Heintgeß“

Wilhelm aufm Lengelßhoff
Peter aufm Gaddum
Peter aufm oberst Hoff, Scheffen
Adolf auff der Awen
Leonard in der Schmitz Awen
Moritz aufm Baulhoff
Reinardt in der Muschenawen
Dietherich am Pütz
Gerard am Feldt
Dietherich am Schmahlenkohten

Die Müschenau um 1980.
„Reinardt in der Muschenawen“

Erwin am hintgen Hermanßkothen
Hanß in der Kirchen
Johann Kaufmanßhauß
Gerardt an Keffelshauß
Carstgen Deckers
Peter am Platz
Gerardt ahm Conenhauß
Peter ahn Ditzmanß guth daß Erb
Peter ahn Dizmanß Ribhorst
Erwin in Bözerß Hauß
Arndt Pinßhauß
Jacob Steinß hauß
Peter auff der Kiggenawen
Peter auff der Heiden
Wilhelm auff der kurzen Heidt
Christoffell aufr Pillen Heiden
Johann Henrich am Sieglß Pütz

Wilhelm in Stullerß Kohten
Johann im kleinen Haußgen
Henrich in der Conradtß Bruggen
Merten in der Awermühlen
Dierich Pließter

Die Auermühle im Jahre 1917.
„Merten in der Awermühlen“

Beywohner, Cammer- und Backhausleuthe

Reinhard am schmahlen Hauß
Jurgen ahn Kurffelshauß
Wilhelm ahn Deckershauß
Joachim ahn Deckershauß
Jurgen ahn Cohnenhauß
Henrich auff der Spillenheiden
Wilhelm in der Conradtsbruggen, absens
Moritz in der Conradtsbruggen
Dietherich am kleinen Haußgen
Berndt in der Kiggenawen
Henrich am Putz

Auß der Honnschaft Bracht

Johann Halffmann <Pächter> zum Hauß Rommeljan
Goerdt auff der Hoven
Henrich aufm Clieff
Peter zu Karpenhauß
Henrich zur Bracht
Herman aufm Steinpforts Kothen
Johann aufm Gözenberg
Hanß Wilm in Lohoff

Der Hof „Karpenhaus“ im Jahre 1986.
„Peter zu Karpenhauß“

Neulohoff im Jahre 1983.
„Hanß Wilm in Lohoff“

Wilhelm zu Altenbracht
Johann im Scheivenhoff
Peter im Thomaßhoff
Henrich im Wittenkohten
Pauluß in der Heymanßheiden
Caspar am Thomaßheußgen
Wilhelm zum Haien, Scheffen

Beywöhner

Niclaß aufm Steinpfortß Kothen
Peter ahn der Grönawen
Johann in der Grönawen
Peter auff der Heymanßheiden
Adolff am Thomaßhaußgen
NB: auff der Schmitten, am Hußtenberg, undt ahn der Grönawen seint wittiben

Auß der Honnschaft Schwarzbach

Wilhelm im Lohoff
Johann im Pfaffenhoff, aegrotus <krank>
Johann zu großen Kauhauß
Henrich in der Schinßmühlen
Doctor Deuren im Voißhoff, aegrotus <krank>
Erwin Haußmann
Henrich im Heyenbroch
Adolf zu Kirbusch
Caspar zu großen Buschhauß, Scheffen
Adam zu großen Buschhauß
Henrich zu kleinen Buschhauß
Mewiß Schloßmacher zu Buschhaus, aegrotus <krank>
Wilhelm in der Mauren
Johann in der Bochmuhlen, Scheffen,
Wilhelm am Nocken
Gerard im Steinhauß
Jan Henrich am grönen Waldt
Wilhelm ahn der Lintenburg

Beywöhner undt backhaußleuthe

Henrich Korten im Heyenbroch
Wilhelm Weynßberg im Heyenbroch
Herman zu Kirbusch
Wilhelm zu Buschhaus
Reinardt zu Kleinenbuschhaus
Johann am grönen Waldt

Auß der Honnschaft Eckamp

Der Rentmeister der Hauß zum Hauß, absens
Der Gärtner dasselbst Henrich Kolkmann
Der Jäger zum Hauß Herman Müller
der Muller daselbst Peter Mezkaußen

Die Wasserburg Haus zum Haus.
Zeichnung von Theo Sternberg.
„Der Rentmeister der Hauß zum Hauß“

Ohligsmühler zum Hauß
Hanß amPosthauß
Peter Maltsack, beywöhner
der Schmit zum Hauß
Johann Selbeck am Panoffen
Johan ahn der Közenbeck
Jacob Roderhoff am Eckamp
Wilhelm Hellickrhatt zu ten Eicken, Scheffen
Peter Honen zur Muhlen
Thoraldt? ist wittib
Dietherich Giepen am kleinen Rham
Franz Kinckß am Nösenberg
Jurgen Minthoff zum Eigen
Arnoldt von der Giepen zum Angeren
Henrich Wolterß auffm Schimmershoff
Berndt Grönen zu Vollhauß
Wierich Beumer am großen Brockhoff
Peter Pütz am Sack
Adolff am Bennenbroch
Johann am Hawscheidt
Wilhelm Wezelß am Altenfeldt

Der Schimmershof im Jahre 1994.
„Heinrich Wolterß auffm Schimmershoff“

Beywöhner

Henrich am Nößenberg
Johann Lothoff am großen Brockhoff
Henrich Beckman am Altenfeldt
Thomaß am Hauscheidt
Zu Feldt undt am Kredenpoet: Wittiben

Auß dem Landgericht Homberg und Honnschaft Homberg

Johann Goldtbach, reform. Prediger
Goert Wittenhauß
Jacob in den Höffen
Johann im Keimp

Der Homberger Hof „Wittenhaus“ im Frühjahr 1993.
„Goert Wittenhauß“

Wim im Feigenkohten
Peter auff dem Homberg
Anna Catharin aufm Hochstein, Wittib
Johann in der Bellenbeck
Peter am Heußgen
Waltzer ahn der Linden
Henrich ahn der Linden
Johann Theodor in der Lockfincken
Adolff auff dem Orth
Johann im Schwanen
Dierich in der Schmitten
Jurgen im Metzgeßhauß
Adolff im Steinhäuserßhauß
Peter in der großen Maußen
Gerardt Poßthauß
Wilhelm in Custerßhauß
Jacob aufm Dieck
Peter im klein Hagdorn
Johann im großen Hagdorn
Michaell in der Kleinmaußen
Herman aufm Träpgen
Peter im Gärtgen
Heinrich im Graßhoff
Goert im Schaepperßhoff
Wilhelm auff dem Berg
Adolff zu Schreifferß
Adolff zu Haußmanßheußen
Wilm Jacob in der Wiedenhoffen

Der Grashof im Jahre 1976.
„Heinrich im Graßhoff“

Adolff aufm Homberg im Heußgen
Adolff am Keimpenheußgen
Wilhelm im Hoffer Backhauß
Gerardt am Winberg, absens
Adolff Weinbeck
Henrich am Notbaum
Gerardt am Weindeß
Winandt Weinbeck, blindt, absens
Ludtwig am Weineß
Engell im Dickenhauß
Wilhelm im Dickenhauß, absens
Johan in der Rosen
Rutger im Custerßhauß
Peter im Poßtheusgen
Johann im Bongart
Johann im Bongart, der alte Vatter
Johann im Garthen, Beywöhner
Johann im Gartherheußgen
Adolff aufm Trepgen
Johan aufm Orth
Johan aufm Orth, Beywöhner
Friederich aufm Orth
Franz Spohrrenberg
Johan im großen Hagdorn, absens,
aegrotus <krank>
Hanß Wilm in der großen Meußen
Henrich Dieckman
Johann im Steinhäuserßbackhauß
Peter im Steinhauserbackhauß
Herman im Steinhäuserßbackhauß, lahm
Dierich im Schwanerhaußgen
Jacob im Schwanerhaußgen
Henrich Hegiepen
Henrich in Metzgeßheußgen
Wilhelm in Metzgesheusgen
Johan in Keuckelßhausgen
Gerardt in der Lindgen, absens, aegrotus <krank>
Henrich Wittenhauß
Custer zu Homberg
der reformirter Schuhlmeister zu Homberg
Wilm an Heickenhaußgen
Johan am Hochstein in Bernsauer, Pfächter

Auß der Honnschaft Hößel

Jacob im Gützenhoff
Adolff zu Stoltz
Gerardt zu Wetzelß
Peter im Bargerhoff
Peter auff der Schlippen
Johan zu Noffen
Johan im Underhößell
Wilm ahn der Schienenburg
Johan am Broch
Jan ahn der Bourg
Henrich zu Farnholtz
Jann auff der Spindeck
Henrich zu Breidtscheidt
Wilhelm ahn der Boltenburg
Wilhelm in der Boltenburg
Wilhelm ahn Nießenhauß, ledig
Wilhelm zu Brockhauß, Scheffen
Henrich im Broch
Wierich in der Erdelen
Peter in der Bockmühllen

Der Hof Groß-Steinkothen im Angertal 1943.
„Peter im großen Steinkohten“

Peter im großen Steinkohten
Johan im kleinen Steinkohten
Dahm ahn der Hasper
Moritz am Heimesang
Engell am Teckenberg
Hanß Wilm am Kempgen
Rutger am großen Allscheidt
Wilhelm am kleinen Allscheidt
Herman am großen Eickellscheidt
Wilhelm am kleinen Eickellscheidt
Hermann am Stuten
Jann am Aldenhoff
Hert im Sondert
Christian am Blomberg
Wilhelm zu Keuckelß
Johan ahn der Theußen
Jan Wilhelm Bernsau, Renthmeister aufm Hauß
Angeren, absens
Gerardt der Halffman<Pächter> aufm
Hauß Angeren
Peter der Müller dahselbst, absens
Gerardt zu Noffen, Baywöhner
Jacob Schuhlmeister am Broichßbanden

Großallscheidt in Hösel. Die Aufnahme entstand in den 50er Jahren. „Rutger am großen Allscheidt“

Peter am Altenkamp
Hanß Wilm auf den Weegen
Goert auff den Weegen
Herman am Hößeler Hauß
Wilhelm beywöhner am Hößeler Hauß
Peter am Graben
Dierich am Schlagbaum
Herman zu Nesenhauß, Beywöhner, lahm
Johan zu Nesenhauß
Christoffel zu Nesenhauß, Beywöhner
Wilhelm Stolßhauß
Jurgen am Wetzelshauß
Adolf am Bellscheiderhauß
Johann am Allscheiderheusgen
Johann im Steinkohten in Neühauß
Wilhelm auff der hohe Straßen
Henrich in Theußer Heusgen
Dietherich am Theußer Dieck
Johann Beywöhner im kleinen Steinkohten
Henrich Keuckelß
Henrich am Adelscheidt

Auß der Honnschaft Breidtscheidt

Henrich Bernsaw, reformirter Prediger zu Linnep
Johan Baur zu Jufferen Hauß, Scheffen
Henrich zu Breidtscheidt, absens
Gerhardt zu Breidtscheidt, Leibzüchter <Altenteiler>
Peter Möltscheidt
Adolff zu Harsthauß
Johann Newants
Fridrich Baur zu Noffen
Mauritz zu Noffen
Henrich Pannenberg
Jacob Klaumann
Johann zu Bey
Peter zu Severinß
Johan Döprenbusch
Henrich Poßthoff am Dringeltrath
Johan Henrich Cronenburger, reformirter Schuhlmeister
Johann am Langenkamp
B. Hoymer, Admodiator <Pächter> zu Linnep
Johann Wilhelm Jansen, Jäger zu Linnep
Goert Höffgenß im Klein Eicken, aegrotus <krank>
Christian Dammelßkammer im großen Eicken
Peter Maßthöffer im großen Eickener Backhauß
Hanß Dieterich Kleinkamm
Herman Ringelß an der Horßt
Herman vom Keller ahn der Horßt im Häußgen

Schloß Linnep in den 70er Jahren. „Henrich Bernsaw, reformierter Prediger zu Linnep“

Henrich Ehrkamp, Leibzüchter
Johanneß Ehrkamp
Henrich Steinhauß am Kranerpt
Johann ahm Stein
Andreaß Löwe ahn der Hummelsbeck
Hermann Boradt ahn der Hummelsbeck, Beywöhner
Dietherich am Geist, Beywöhner
Wilhelm am Geist
Peter am Schohman
Peter Ringelß am Windthöwell
Johanneß Herrigst am Windthöwell im Backhauß
Henrich am Ymeßberg
Johanneß Blömerß am Ymeßberg im Häusgen
Johann Wilhelm am Langeltrath
Johanneß Masthöwer ahn der Hutten im Häußgen
Henrich Ritterßkamp, Beywohner ahn der Hutten
Peter Krummenweg
Leur ahn der Jucheimß Wilp,
Henrich im Mörderßheusgen
Adolf an der Janß Wilp

Gerardt ahn der Janß Wilp, Beywöhner absens
Henrich ahn der Wildenburg
Hans Jurgen am großen Kimpell
Mauritz am Kleinen Kimpell, ein Armenhäusgen
Hans Wilhelm am Möltscheidt Rott
Peter am Sandtbruckell
Werner ahn der Baweßtheuten
Dietherich ahn der Gasthauß Theuten
Wilhelm ahn der Freiden
Eymert am Haußgen, ist ein Arrnenhauß, aegrotus <krank>
Jann am Oberschmalt
Leeff Nerierts am Veterschmalt
Johan am Stockamp
Jan Kordenbroich

Bearbeitet und transkribiert von
Monika Degenhard

Haus Anger um 1935.
„Jan Wilhelm Bernsau, Renthmeister aufm Hauß Angeren“

Offizielles

Adreſs - Buch

für

Rheinland = Weſtphalen.

Zum

Vortheil armer Kranken

herausgegeben

von

Rüttger Brüning,

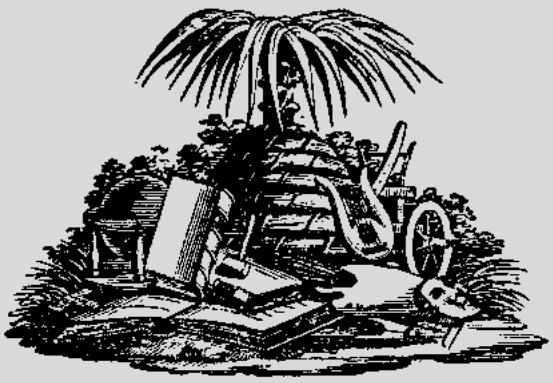
Königl. Ober-Bürgermeiſter, Präſes der Central-Wohlthätigkeits-Anſtalt zu Elberfeld ꝛc.

Bearbeitet

von

Goswin Krackrügge,

Verwaltungsſekretair.



Elberfeld, gedruckt bei Sam. Lucas.

Regierungs-Bezirk Düsseldorf,

umfassend die dreizehn Kreise

Düsseldorf, Elberfeld, Solingen, Lennep, Duisburg, Rees, Kleve, Geldern, Kempen, Krefeld, Gladbach, Grevenbroich und Neuß.

Kreis Düsseldorf,

umfassend die zehn Bürgermeistereien Düsseldorf, (Ratingen, Eckamp, Mintard), Kaiserswerth, Angermund, (Gerresheim, Hubbelrath), (Benrath und Hilden), mit einem Flächenraum von 157957 Magdeb. Morgen oder 7,11 □ Meilen, 7233 Privatwohnhäusern und 65588 Einwohnern, einschließlich des Militärs. Es liegen darin die Städte Düsseldorf, Ratingen, Kaiserswerth und Gerresheim, und auch die Freiheit Angermund und Rahm hat den Rang der Städte, die eine Collectivstimme zur Wahl eines Abgeordneten zum Rheinischen Provinzial-Landtage des 3. Standes besitzen, gleich wie Ratingen, Kaiserswerth und Gerresheim.

Ober-Bürgermeisterei Düsseldorf.

Prinz Friedrich von Preussen, Königl. Hoheit,
General-Lieutenant, Kommandeur der 14. Division, Chef des 1. Cürassier-Regiments und 1. Kommandeur des 2. Bat. 2. Garde-Landwehr-Regiments, ✠ ✠2. ✠ (HG 1.) (CHL 1.) (NL 1.) (RAd.) (RG 4.), wie auch Inhaber der russischen Denkmünze für 1813 und 1814. †

Hofhalt Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich von Preussen.

Karl Alexander Wilhelm Graf v. Hacke, Kammerherr von der Ernennung Königs Friedrich Wilhelm II., Hofmarschall Sr. Königl. Hoheit des Prinzen, ✠3. ✠ (GHL 2.) — Pempelfort. †

Oberstlieutenant August v. Tronchin, diensthuender Kammerherr bei der Prinzessin Friedrich Königl. Hoh. ✠ (HG 3.) (RA 2.) — Derendorf. †
Aug. Wilsky, Königl. Hofrath u. Hofstaatssekretair. — Alleestraße. †
Dr. Nieland, Leibarzt des Prinzen K. Hoh. — Breitestraße.
Dr. Aegidi, Leibarzt der Prinzessin K. Hoh. — Hohestraße.
Gottl. Stechert, Kammerdiener zugl. Kellermeister. — Hofgartenhaus.
Aug. Simon, Kammerdiener zugl. Kastellan. — Palais zu Berlin.
Joh. Schnowdou, Kammerdiener. — Jägerhof.
Loesch, Kammerdiener. — Pempelfort.
Gottfr. Zander, Silberdiener. — Jägerhof.
Karl Meltzer, Küchenmeister. — Berlin.
Heinr. Jungius I., Mundkoch. — Pempelfort.
Wilh. Jungius II., Mundkoch. — Steinweg.
Karl Hohaus, Stallwachtmeister. — Hofgartenhaus.

Bürgermeisterei Angermund.

Battenstein, Wilh., Schreiner. — Serm.
Battenstein, Wilh., Winkel. — Serm.
Bauer, Joh., Winkelier und Bäcker. — Angermund.
Beckmann, Joh., Schmidt. — Serm.
Bergmann, Wilh., Schmidt. — Lintorf.
Bieger, Joh., Branntweinbrennerei. — Mündelheim.
Blomenkamp, Heinr., Logiswirth. — Mündelheim.
Blomenkamp, Jak., Logiswirth. — Mündelheim.
Blomenkamp, Karl, Wirth. — Mündelheim.
Blomenkamp, Wilh., Wirth. — Serm.
Blömer, Franz, Zimmermann. — Rahm.
Blömer, Joh., Zimmermann. — Rahm.
Blömer, Wilh., Lehrer. — Rahm.
Böhner, Jak., Schlosser. — Lintorf.
Böhres, Arn., Müller. — Huckingen.
Breuer, Heinr., Gelbgießer. — Huckingen.
Brockerhoff, Wilh., Spezereiwhandl. und Förster. — Angermund.
Brockerhoff, Witwe, Schmiederei. — Mündelheim.
Brockes, Joh., Uhrmacher. — Angermund.
Brors, Theod., Schmidt. — Serm.
Dautzenberg, Pet. Jos., Pfarrer. — Mündelheim.
Dickmann, Joh., Zimmermann. — Angermund.
Diemers, Joh., Töpfefabrik. — Lintorf.
Dorenbusch, Witwe, Wirthschaft. — Lintorf.
Echterbroch, Andr., Sattler. — Huckingen.
Feldhausen, Joh. Pet., Winkelier und Wirth. — Lintorf.
Fettweis, Theod., Drechsler. — Angermund.
Fieten, Gerh., Töpfer. — Mündelheim.
Flümann, Paul, Wagner. — Mündelheim.
Fowinkel, Ludw., Schnitzler. — Mündelheim.
Fowinkel, Pet., Schnitzler. — Mündelheim.
Franken, Heinr., Schmidt. — Rahm.
Franken, Jak. Theod., Wirth. — Huckingen.
Franken, Pet., Schmidt. — Huckingen.
Giertz, Maria, Schmiederei. — Lintorf.
Hagdorn, Heinr., Holzhandl., Branntwbr. u. Wirthsch. — Huckingen.
Hansen, Heinr., Winkelier. — Serm.
Hasthaus, Adolph, Holzhandel. — Lintorf.
Holzschneider, Ant., Winkelier. — Rahm.
Holzschneider, Joh., Wagner und Zimmermann. — Rahm.
Huntgeburt, Herm., Müller. — Rahm.
Ingelberg, Joh., Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Winkel und Wirthschaft. — Huckingen.
Ißel, Pet., Holzhändl., Bierbr. und Wirth. — am Großenbaum.
Kaiser, Aloisius Theod., Pfarrer. — Lintorf.
Kamp, Joh., Winkelier. — Angermund.
Kayser, Joh., Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Winkel und Wirthschaft. — Huckingen.
Kayser, Wilh., Holzhandel, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Winkel u. Wirthschaft. — Rahm.
Kemmann, H. W., Holzhandel. — Lintorf.
Kemmann, Pet., Holzhandel und Wirthschaft. — Lintorf.
Kemper, Heinr., Tischler. — Angermund.
Keuten, Theod., Vikarius. — Angermund.
Kirschbaum, Matth., Winkelier. — Rahm.
Klingen, Joh., Wagner. — Huckingen.
Korb, Pet., Lehrer. — Lintorf.
Kraus, Joh., Schmidt. — Huckingen.
Kraus, Joh. Heinr., Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Winkel u. Wirthschaft. — Huckingen.
Krefels, Jak., Branntweinbrennerei. — Serm.
Kreyfelts, Pet., Bierbrauerei. — Mündelheim.
Krüll, Ferd., Lehrer. — Mündelheim.
Krüll, Heinr., Lehrer. — Angermund.
Kuckels, Ant., Wirth. — Mündelheim.
Kuckels, Christoph, Schmidt. — Mündelheim.
Küppers, Herm., Winkelier und Wirth. — Mündelheim.
Langen, Pet., Gelbgießer. — Rahm.
Ley, Pet., Pfarrer. — Angermund.
Leygraf, Jak., Wirth. — Mündelheim.
Mertens, Jos., Wagner. — Serm.
Michelet, Ludw., Winkelier. — Huckingen.
Monheim, Joh., Winkelier. — Angermund.
Müller, Odilia, Wirthschaft und Bäckerei. — Angermund.

Neu, Theod., Wirth und Metzger. — Huckingen.
Pafrath, Franz, Töpfer. — Serm.
Prell, Aug., Lehrer. — Lintorf.
Pütz, Jos., Wirth. — Angermund.
Radmacher, Joh., Wirth. — Serm.
Rittershamp, Joh., Winkelier. — Lintorf.
Rohbach, Theod., Zimmermann. — am Großenbaum.
Roloff, Paul, Faßbinder. — Mündelheim.
Roloffs, Laurenz, Zimmermann. — Ehingen.
Roosen, Xavier, Schuhmacher. — Angermund.
Roßkothen, Joh., Winkelier. — Rahm.
Rothkopf, Herm., Branntweinbrennerei. — Serm.
Rothkopf, Jak., Müller. — Huckingen.
Rothkopf, Pet., Holzhandel, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Winkel und Wirthschaft. — Rahm.
Römer, Joh., Wirth. — Huckingen.
Schaefer, Bürgermeistereiverwalter. — Huckingen.
Schaefer, Jak., Lehrer. — Huckingen.
Schallbroch, Gerh., Schnitzler, Winkelier und Wirth. — am Großenbaum.
Schallbroch, Joh. Heinr., Winkelier und Wirth. — Huckingen.
Schlieper, Franz, Schmidt. — Angermund.
Schmitz, Heinr., Blaufärber und Winkelier. — Huckingen.
Schmitz, Heinr., Winkelier und Wirth. — Mündelheim.
Schmitz, Herm., Wirth. — Mündelheim.
Schmitz, Joh., Bierbrauer und Wirth. — Huckingen.
Schmitz, Joh. Wilh., Branntweinbrenner u. Bierbrauer. — Ehingen.
Schmitz, Theod., Wirth. — Lintorf.
aus der Schmitten, Heinr., Sattler. — Angermund.
Schommerz, Konrad, Vikarius. — Huckingen.
Schrey, Kath., Bierbrauerei und Wirthschaft. — Huckingen.
Schulten, Witwe Pet., Winkel und Wirthschaft. — Lintorf.
von Spee Graf, Franz, ☩ L., ✠ M. — Haus Heltorf.
Spicker, Heinr., Holzhandel. — Rahm.
Stockfisch, W., Holzhändler und Müller. — Lintorf.
Strack, Kaspar, Wirth. — Angermund.
Tiebes, Joh., Bierbrauer und Wirth. — Rheinheim.
Thunes, Adolph, Holzhandel. — Huckingen.
Thunes, Theod., Holzhandel. — Lintorf.

Waldhausen, Heinr. Jos, Vikarius. — Mündelheim.
Weinfort, Ph. Winkelier. — Lintorf.
Werner, Theod., Faßbinder. — Mündelheim.
Werners, Heinr. Lehrer. — Serm.
Wintersig, Wilh., Faßbinder. — Huckingen.
Wirtz, Konrad, Winkelier und Wirth. — Huckingen.
Wirtz, Pet., Branntweinbrennerei. — Serm.
Wirtz, Witwe Herm., Wirthschaft. — Angermund.
Wolf, Joh., Müller. — Angermund.
Wolffänger, Matth., Förster. — Lintorf.
Zensen, Margaretha, Kohlenhandel. — Serm.

Bürgermeisterei Eckamp.

Bargmann, Abr., Gemeinderath, Papierfabrikant, Besitzer einer Kalkbrennerei und eines Steinbruchs. — Eggerscheid.
Beis, Pet., Fruchtmühle. — Rath.
Beyer, Karl, Weinhandl. — Homberg.
von der Bey, Heinr., Branntweinbrenner und Wirth. — Hösſel.
Braun, Konstantin, Kommunalempfänger von Eckamp u. Kaufmann ꝛc. — Ratingen.
Breuer, Stephan, Kapellan. — Rath.
Brügelmann, Moritz, Gemeinderath, und Inhaber einer Baumwollenspinnerei und Weberei. — Cromford.
Brügelmann, Witwe, Gottfr., Baumwollenspinnerei, Weberei und Gutsbesitz. — Cromford.
Clasen, Joh., Gemeinderath, Gutsbesitzer u. Branntweinbr. — Rath.
Closset, Alb., med. Dr. — Homberg.
Dellmann, Pet., evangelischer Lehrer, — Eggerscheid.
Eick, Wilh., Wirth und Bäcker. — Eckamp.
Engels, Wilh., Beigeordneter. — Cromford.
Fänger, Witwe, Fruchtmühle und Bäckerei. — Eggerscheid.
Fellinger, Dav., Gemeinderath, Gutsbes. u. Branntweinbr. — Rath.
Giesikus, Pet., Winkel in Ellenwaaren. — Eckamp.
Gilles, Balthas., Fruchtmühle und Branntweinbr. — Rath.
Haßelbeck, Joh., Wirth und Bäcker. — Homberg.
Heydmann, Theod., Gemeinderath, Gutsbes. und Branntweinbr. — Rath.
Helligrath, Pet., Bierbrauer, Wirth und Bäcker. — Rath.
Heßelmann, Joh., evangelischer Pfarrer. — Homberg.
Heusgen, Joh. Wilh., kath. Pfarrer. — Rath.
von Hymmen, Karl, Gemeinderath und Gutsbesitzer. — Rath.
Hobirk, Joh., evangelischer Lehrer. — Homberg.
Hoffrichter, Ernst, Königlicher Steuerempfänger. — Ratingen.
Innhoffen, Ant., Beigeordneter. — Rath.
Innhoffen, Pet., Bierbrauer und Wirth. — Rath.
Innhoffen, Wilh., Bierbrauer und Wirth. — Rath.
Karpenhaus, Joh., Holzhandel. — Bracht.
Keßel, Pet., Gemeinderath, Wirth und Bäcker. — Eggerscheid.
Kimpenhaus, Gebr., Kalkbrennerei. — Bracht.
Kimpenhaus, Joh., Barrierempfänger und Wirth. — Bracht.
Kimpenhaus, Pet., Gemeinderath und Gutsbesitzer. — Bracht.
Kirchholtes, Joh., Barrierempfänger und Wirth. — Rath.
Klapdor, Pet., Branntweinbr., Bierbr., Wirth u. Winkel. — Rath.
Klein, Ant., Bürgermeister von Ratingen, Eckamp und Mintard.
Kropp, Friedr., Faktor der Spee'schen Kalkbrennerei. — Eckamp.
Kuchenberg, Heinr., katholischer Lehrer. — Homberg.
Kuhlendahl, Witwe, Bäckerei, Wirthschaft u. Winkel. — Eggerscheid.
Küpper, Peter, evangelischer Lehrer. — Hösſel.
Lindermann, Witwe, Wirthschaft und Winkel. — Homberg.
Löckenhof, Gottfr., Wirth. — Homberg.
Lücker, Bernh., katholischer Pfarrer. — Homberg.
Müller, Wilh., Bierbr., Wirth und Sattler. — Homberg.

Riegels, Friedr. Wilh., Gemeinderath, Dachziegelbäcker und Holzhändler. — Hösſel.
Röhken, Theod., Wirth und Schmidt. — Homberg.
Sandweg, Friedr., Gemeinderath und Gutsbesitzer. — Bellscheid.
Schier, Karl, Faktor des Spee'schen Steinbruchs. — Ratingen.
Schirpenbach, Franz, Dachziegelbäckerei. — Eckamp.
Schmitz, Ludw., katholischer Lehrer. — Rath.
Schorn, Jos., Dachziegelbäckerei. — Ratingen.
Schrievers, Joh., Gemeinderath und Gutsbesitzer. — Homberg.
Schürmann, Theod., Tuchfabrik. — Homberg.
Spickenagel, Pet., Holzhandel. — Rath.
Stinshoff, Pet., Gemeinderath und Dachziegelbäcker. — Hösſel.
Strack, Kasp., Personenstandsbeamter. — Ratingen.
Straßen, Friedr., Bierbr., Bäcker, Wirth u. Winkel. — Homberg.
Struchsberg, Jos., Bäcker und Wirth. — Homberg.
Tack, Joh., Gemeinderath, Metzger, Bäcker u. Winkel. — Homberg.
Thomashoff, Wilh., Gemeinderath und Gutsbesitzer. — Bracht.
Uhlenthal, Heinr., Bierbr., Wirth und Schmidt. — Homberg.
Zimmermann, Friedr., Gemeinderath und Inhaber einer Farb-, Getraide- und Oelmühle. — Cromford.

Bürgermeisterei Ratingen.

Arretz, Joh., Gerberei und Lederhandlung.
Beck, Pet., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Bierhof, Heinr., evangelischer Schullehrer.
Biermann, Adolph, Eisenwaarenhandlung.
Biermann, Friedr. Adolph, Materialwaarenhandlung.
Biermann, Heinr., Eisenwaarenhandlung.
Bonrath, Friedr., Beigeordneter, Bierbr., Wirth, Bäcker u. Müller. †
Braun, Klemens, Posterpediteur. †
Braun, Konstantin, Kommunalempfänger, Spezereiw.- u. Oelhandl.
Brockerhoff, Jak., Gold- und Silberarbeiter.
Broecker, Joh., Dachziegelbäckerei.
Brors, Joh., Kapellan.
Buchmühlen, Gottfr., Wirth und Bäcker.
Bubenzer, Heinr., Gerberei und Lederhandlung.
Buschhausen, Heinr. Arn., Gemeinderath u. Spezereiwaarenhändler. †
Buschhausen, Herm., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Buschhausen, Jak., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Buschhausen sen., Wilh., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Clashausen, Joh., Bierbrauer, Wirth und Bäcker.
Eigen, Joh., Dachziegelbäckerei und Wirthschaft.
Flör, Franz, Wirth und Bäcker.
Fowinkel, Joh. Suitbert, Kapellan.
Fowinkel, Ludw., Salmiakfabrik u. Kalkbrennerei.
Friedhof, Elisabeth, Konditorei und Schenkwirthschaft.
Gellermann, Alexander, katholischer Pfarrer.
Grösgen, Jos., Winkel in Ellenwaaren.
Hackland, Adolph, Wirthschaft und Viehhandel.
Hamm, Justin, Notar.
Hellersberg, Witwe, Heinr., Gastwirthschaft.
Hellingrath, Peter, Winkelier in Spezereiwaaren und Wirth.
Herbeck, Jak., Wirth und Winkelier.
Herlitzka, Lamb., Lehrer der katholischen Knabenschule.
von der Heyden, Joh. Pet., Bierbrauer und Wirth.
Hofrichter, Ernst, Königlicher Steuereinnehmer.
Höltgen, Friedr., Bäcker.
Josten, Lambert, Königlicher Friedensrichter.
Kallenberg, Theod., Kapellan.
Klapdor, Heinr., Bauunternehmer und Gemeinderath.

Klein, Ant., Bürgermeister von Ratingen, Eckamp und Mintard.
Kloecker, Wilh., Eisenhändler und Gemeinderath.
Kniprath, Jak., Winkel in Ellen- Spezerei- und Kurzenwaaren.
Korte, Friedr., Apotheker und Gemeinderath.
Kurtz, Alois, Gerichtsvollzieher.
Kürten, Christoph, Wirth, Bäcker und Bierbrauer.
Lammertz, Joh. Heinr., Gerichtsvollzieher.
Linden, Stephan, Gemeinderath, Gutsbesitzer, Branntweinbrenner und Dachziegelbäcker.
Liethen, Witwe, Joh., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Löwenstein, Herm., med. Dr. und Gemeinderath.
Lucas, Gerh., Goldarbeiter und Gemeinderath.
Meyer, Joh., Metzger, Gerber und Holzhändler, auch Gemeinderath.
Mund, Heinr., Strumpffabrik.
Mund, Karl, Empfänger der indirekten Steuern und Stempelrendant.
Nelsen, Joh., Bierbrauer, Wirth und Bäcker.
Otten, Robert, Lehrer der katholischen Mädchenschule.
Over, Pet. Wilh., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Petersen, Theophilus, evangelischer Pfarrer.
Quenellé, Joh., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.
Reinert, Heinr., Sayetspinnerei.
Rothkopf, Joh., Kupferschläger u. Kupferhändler, auch Gemeinderath.
Saamann, Joh., Töpferei.
Sauer, Jos., Wundarzt.
Schier, Karl, Steinhauer und Faktor des Spee'schen Steinbruchs.
Schlippert, Witwe, Jak., Winkel in Spezereiwaaren.
Schlippert, Witwe, Joh., Winkel in Spezereiwaaren.
Schlippert, Witwe, Wilh., Winkel in Spezereiwaaren.
Schlösser, Franz, Kunsttöpfer und Gemeinderath.
Schlösser, Joh., Bauunternehmer.
Schmitz, Ant., Wirth. — (a. d. Loh daselbst.)

Schneck, Heinr., Wirth und Bäcker.
Scholl, Hofkammerrath Erben, Dachziegelbäckerei. — Brill.
Schwenzer, Ant., Beigeordneter, Gerberei und Holzhandlung.
Schwenzer, Wilh., Glaser und Anstreicher, auch Gemeinderath.
Steffens, Franz, Bierbrauer, Wirth und Bäcker.
Strack, Kaspar, Personenstandsbeamter.
Strack, Mich., Bierbrauer, Wirth und Bäcker.
Strucksberg, Gottfr., Wirth und Bäcker.
Stündeck, Theod. Jos. Augustin, Gerichtsschreiber.
Uhles, Ferd., Steueraufseher.
Wartenberg, Jos., Gemeinderath, Wirth, Bierbrauer, Branntweinbrenner und Senffabrikant.
Weißenfeld, Witwe, Joh. Matth., Weinwirthschaft.
Werner, Paulus, Bäcker, Wirth und Bierbrauer.
Wisinger, Franz, Bierbr., Wirth und Gemeinderath.
Wolff, Franz, Dachziegelbäckerei. — Freistein.
Zerres, Pet., Partikulier und Gemeinderath.
Zepperz, Witwe, Bäckerei und Wirthschaft.
Zilles, Dan. Aug., Winkel in Ellen- und Spezereiwaaren.

DER DÜSSELDORFER KREIS
Düsseldorfer Regierungs-Bezirk
Angermünde
KAISERSWERTH
RATINGEN
Homberg
Gerresheim
DÜSSELDORF
Karlstadt
KREIS STADT
LAND STADT
Flecken
Pfarr- u. Kirchort
Kirchort
Dorf, Weiler, Bauerschaft
Fliegende Brücke
Fähre
Kunst-Strasse
Grosse
Kleine
Alaunschiefer Bergbau
Töpferei
Kalkstein-Bruch
Kalkbrennerei
Ziegelei
Dachschiefer-Bruch
Torfstich

Schauen Sie doch mal rein,
wir beraten Sie gerne.

FRIEDO ECKERT
BAUELEMENTE GMBH

Fenster:
Fenster und Türen aus Holz,
Kunststoff und Aluminium.
Faltanlagen.
Montage durch eigene Monteure.
KÖMMERLING

Rolladen:
Kunststoff- und Aluminiumrolladen.
Elektrische Rolladen- und Garagentorantriebe.
rollotron® Der clevere Rolladenantrieb

Markisen:
RAU arabella SONNENSCHUTZ WETTERSCHUTZ
Arabella-Markisen.
Vertikal-Jalousien.

Sicherheitstechnik:
Beratung vor Ort.
Hochwertige mechanische und
elektronische Sicherheitssysteme.
Fachgerechte Montage.
KESO ABUS BURG WÄCHTER

Reparatur:
Reparatur und Wartung aller Fensterfabrikate.
Beseitigung von Einbruchschäden.

Beschläge:
JAGO HEWI

GLAS UND SPIEGEL
VITRINE

Glasmöbel:
Exklusive Glastische,
TV-Tische, Phonomöbel,
CD-Ständer, Vitrinen,
Glasregale.

Spiegel:
Kleine Spiegel als Schmuckstück auch
für kleine Räume.
Größere Kommoden- und Kaminspiegel
in klassischer und moderner Ausführung.
Innovative moderne Designspiegel für
lebensfrohe, junge Raumgestaltung.
Beleuchtete Spiegel für Bad und Diele.

Wohnaccessoires:
Glasobjekte, Bodenvasen,
Zeitungsständer, Säulen,
CD-Ständer, Fensterbilder.

Paperweights:
Pershire/Schottland
Caithness/Schottland,
Murano/Italien
Correia/Kalifornien
Lauscha/BRD

Geschenkideen:
Karaffen und Gläser,
Öllampen, Kerzenhalter,
Muranoglas,
Glasschmuck,
Glasunikate,
Antikes Glas.

RATINGEN-LINTORF · KRUMMENWEGER STRASSE 21
TELEFON und FAX 0 21 02 / 3 48 78

Blankstahl

in Abmessungen von ∅ 120 mm bis ∅ 500 mm in allen Stahlsorten
in geschliffener Ausführung.
Bearbeitung von Wellen nach Zeichnung bis 10 m Drehlänge.

hanszimmer
Maschinenbau GmbH
Rehhecke 89, 40885 Ratingen-Lintorf, Tel. (02102) 35078/79, Fax (02102) 37555

Damenmoden
Rena

Montags - Freitags
9.30 - 13.00 und 15.00 - 19.00 Uhr
Samstags 9.30 - 16.00 Uhr

☎ 02102/37443

Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf

Manteufel & Pooth

Reparatur von
Waschautomaten und Geschirrspülern
aller Fabrikate.

Preisgünstiger Verkauf

Lintorf, Konrad-Adenauer-Platz 24
Telefon (02102) 34355

Bauknecht Fachhändler / AEG Vertrags-Kundendienst

Juwelier Steingen

Uhrmachermeister Jürgen Steingen

Speestraße 11 · 40885 Ratingen-Lintorf

Uhren - Schmuck - Geschenke

Ihr Spezialist für alte und neue Uhren · Wir holen und bringen Ihre Heimuhr

Telefon 02102 / 31578 · Fax 02102 / 31764

Karl Kronen - Malermeister

Anstrich- und Tapezierarbeiten

Ratingen-Lintorf, Am Potekamp 3, Telefon 02102/34778

Ihr Partner in Ratingen-City

Reinhardt

Stadionring 2-4

Telefon 22066/67 · Telefax 22064

Ihr Partner
für Beratung, Service, Versicherung,
Finanzierung, Leasing,
Gebrauchtwagen, Ersatzteile,
Zubehör und überhaupt alles,
was mit zu tun hat.

Blumberg
SYSTEMPAPIERE

Blumberg GmbH & Co KG
Gegründet 1885
Kalkumer Straße 46
40885 Ratingen - Lintorf
Telefon: 0 21 02 - 38 03-0
Telefax: 0 21 02 - 3 20 75
Telex: 8 585 157 dia d

Diagramm-Papiere
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Fax- und Telexrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen
Etiketten

Rickys Barbierstube

Friseursalon
Ursula Peters

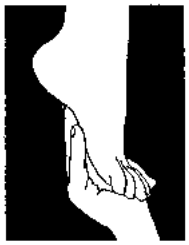
Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/3 42 83

Wir entwickeln
für Sie
Farbbilder über Nacht
10x15 Erstkopie (KB)
incl. Negativnummer
auf der Rückseite des Bildes
& Bildübersichtsfoto

0,49

Foto Marx
Speestr. 33
40885 Ratingen
Tel. 02102-39 91 02
Fax 02102-39 91 05
für mehr FREUDE am Bild

Wir tragen Ihre
Füße auf Händen,



Orthopädische
Maßschuhe
Schuh-
zurichtungen
Einlagen und
Fußbettungen

Orthopädie-Schuhmachermeister
Klaus H. Schmitz

Tel. 26395

Lintorfer Str. 23 · Ratingen-City

Qualität und Leistung · Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-Rolladen – Kunststoff-Klappladen – Alu-Haustüren – Hebeschiebeanlagen – Haustürüberdachungen – Garagentore – Markisen – Jalousetten – E-Antriebe für Rolladen und Markisen

Profilbau Hartmut Wendeler
40885 Ratingen-Lintorf, Am Schließkothen 9
☎ 33943 - 35046
Fax 36095

PB PROFILBAU

Schulze

Baugesellschaft m. b. H.
Siemensstr. 37 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 35805

Wer was besonders Schönes will, kauft Blumen gern bei

über 25

Blumen Chill
Inh. C. Ohlenmacher
Moderne Blumen- und Kranzbinderei
Lintorfer Markt 6 · 40885 Ratingen-LIntorf · Tel. 31424 · Fax 31424

Ihr MEISTERBETRIEB für Bad und Heizung

über 70 Jahre

Alfons Weber GmbH
HEIZUNG · SANITÄR

Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund
Telefon: (0203) 742100
Telefax: (0203) 742102

Rosendahl
Herrenausstattung für Anspruchsvolle
...natürlich mit persönlicher Beratung
H. J. und W. Rosendahl-Schneidermeister
Feinste Maßschneiderei, Modell Maßkonfektion für Damen und Herren
Ratingen, Lintorfer Straße 31a ☎ 28833

KARRENBERG
HEIZÖL
TELEFON 31369

W&W

Gebr. Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände · Wand- und Deckenverkleidungen · Kassettendecken · Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen · Schrankergänzungen
Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 / 36032

ELEKTRO FETTWEIS

Elektro-Installation
Wärmespeicherheizungsanlagen
Heißwassergeräte

Kundendienst

Speestr. 26 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 02102/31113 · Fax 02102/703301

Es gibt sie noch, die Bäckerei,
mit einer Backstube dabei,
wo man das Brot, das man hier backt,
nicht erst in Fahrzeuge verpackt.
Heiß aus dem Ofen, knusperfrisch,
kommt es hier auf den Ladentisch.

Hier kann man noch die Bäcker sehen,
wenn sie schon früh am Ofen stehen.
Wo täglich noch von früh bis spät
die Chefin mit im Laden steht,
wo man als Mensch sich dann und wann
beim Einkauf unterhalten kann,
wo man bei bester Qualität
den Wunsch der Kundschaft noch versteht,
da gibt's in der modernen Zeit
noch Hochgenuß und Menschlichkeit.

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL
Duisburger Straße 25 + Speestraße 19
Telefon 32198

Fliesen - Marmor - Mosaik

Ulrich Giegling
G.m.b.H.

Fliesenlegermeister

Ina-Seidel-Straße 23
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 12 86
Telefax (0 21 02) 3 47 98

MUNK **BEDACHUNGEN**
GmbH gegr. 1920

Dachdeckermeister für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik
Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 7 31 10, Fax 3 65 68

WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW

- Fahrzeug Instandsetzung
- Pkw Rahmenrichtbank
- Pkw und Lkw Lackierkabinen
- Lackierung mit ***umweltfreundlichen*** Lacken ***„Aquabase"***

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen-Lintorf • Tel. (0 21 02) 3 11 07 • Fax 3 37 16

Eine unbekannte Gebrauchsvariante des mittelalterlichen Kugeltopfes aus der Breitscheider Töpferwerkstatt des Klosters Werden

Von 1990 an wurden in den benachbarten Ortsgemeinden Ratingen-Breitscheid und Ratingen-Lintorf Aktivitäten hochmittelalterlicher Töpfer, vor allem durch Funde von Fehlbrandhalden, archäologisch nachgewiesen.[1] Immer wieder wurden auch Bruchstücke von Ofenteilen, darunter einer Säule als Stützkonstruktion der zu vermutenden Lochtenne unterhalb des Stapelraumes eines „stehenden“ oder aus dem Bereich des Überganges vom Brennraum zum Stapelraum bei einem „liegenden'' Ofen, geborgen. Ofenbelege „in situ“ blieben jedoch bislang aus.

Diese Töpferregion produzierte zeitgleich mit einer Reihe weiterer bekannter Töpferorte im Rheinland, wie Elmpt und Paffrath,[2] vom 11.-13./14.Jh., eine vergleichbare Produktpalette reduziert (unter Drosselung der Sauerstoffzufuhr schwarz, grau, grau-bläulich) gebrannter Keramik für Küche, Tisch und Vorratshaltung.[3]

Bereits schon seit längerer Zeit wird eine enge Anbindung der hochmittelalterlichen Töpfertradition an die jeweils örtlich ansässigen Territorialherren und ein deutlicher Einfluß des Klerus bei der Steuerung von Produktion und Handel mit Töpferware vermutet.

Die für Breitscheid ermittelten historischen Hintergründe stärken diese Ansicht durch bemerkenswerte Fakten.

In einer Rechnung des Fronhofes Kalkofen für den Abt des Klosters Werden an der Ruhr heißt es zum 08. Juni 1362: „Item eadem feria 4 de morte GERHARDI DES ULENERES THO LYNEPE, 3 mr leves valentes, 4 scuta antiqua et 2 albos grosso.“ und weiter „In vigilia venerabilis sacramenti de morte GERHARDI DES ULENERES THO LYNEPE, 3 mr leves valentes, 21 solidi Tremoniensis (Dat. 15. Juni 1362).[4] Das hier aufgeführte und erledigte „Mortuarium“ ist seiner Herkunft nach eine leibherrliche(!) Abgabe im Sterbefall. Damit ist der Ulener (lat. olla = Topf) Gerhardus zu Linnep (das heutige Schloß Linnep war damals eine Wasserburg) als persönlich abhängiger Handwerker des Klosters(!) gekennzeichnet und war als Angehöriger der grundherrlichen „familia“, in die Rechts-, Arbeits- und Sozialgemeinschaft der Abtei Werden eingegliedert.[5]

Ursprünglich hatte die Herrschaft den Anspruch auf den gesamten Nachlaß des Unfreien, also in diesem Fall auch auf die heute noch nicht ermittelte Werkstatt. Im 12. und 13. Jh. lockerten sich die Formen der vollen Verfügungsgewalt des Herren über die Person des Unfreien, und oft wurde im Todesfall nur eine bestimmte Geldsumme von den Erben gefordert, deren Empfang in obiger Rechnung quittiert wurde. In diesem Fall, einem spezialisierten Handwerk, ist jedoch von einem besonderen Interesse des Leibherren an der Arbeit des Handwerkers auszugehen und daher auch zu Lebzeiten eine enge Anbindung an die Grundherrschaft vorauszusetzen, wie sie sich bereits in karolingischer Zeit für Klosterhandwerker dokumentiert findet.

Allein die Abtei konnte über die Tonlagerstätten, das Schlagrecht für die benötigten großen Holzmengen in den umliegenden Wäldern, sowie über die zahlreichen Hilfskräfte wie Holzfäller, Tongräber („Dagräber“) und Fuhrleute verfügen, die dem oder den Töpfer/n zuarbeiten mußten (Frondienstpflichten?).

Das unvermittelte Abwandern des Töpfers, der keinesfalls „freier Unternehmer“, oder wie in der frühen Neuzeit „zünftig organisierter Handwerker“ war und sein konnte, hätte die Gefäßproduktion sofort in Frage gestellt.

„Der primäre Zweck der Grundherrschaft war selbstverständlich die Versorgung des Grundherren mit Subsistenzmitteln in Form von landwirtschaftlichen Produkten, Erzeugnissen des ländlichen Handwerks und Geld“.[6] Von einem ausdrücklich als Töpfer (Ulener) bezeichneten Handwerker, der ganzjährig mit der Verarbeitung von Ton, dem Aufdrehen von Gefäßen auf der Töpferscheibe, dem Bau von Öfen und der Überwachung der jeweiligen Brände beschäftigt war, konnte der Grundherr weder landwirtschaftliche Produkte noch Geld als Abgabe erwarten, denn auch der Handel setzte einen organisierten Rahmen vorraus, den eine größere Grundherrschaft, aber niemals ein persönlich abhängiger „Grundhold“ gewährleisten konnte.

Im Gegenzug war Gerhardus auf Gedeih und Verderb auf die Versorgung durch die Grundherrschaft mit Rohstoffen, Lebensmitteln, Arbeitskräften und andere Zuwendungen angewiesen, noch

---

1) Lohuizen van, Thomas. Ulen aus Linnep. Ein Beitrag zur Breitscheider Töpferware im Mittelalter in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter. Nr. 64. Dezember 1994. S. 100-115.

2) Francke, Ursula. Fundstellen mit Töpfereiabfällen in Paffrath und Breitscheid in: Archäologie im Rheinland 1992. Rheinland-Verlag GmbH Köln. 1993

3) Heege, Andreas. Die Keramik des frühen und hohen Mittelalters aus dem Rheinland. Archäologische Berichte 5. HOLOS. Bonn 1995.

4) Behrendt, H. Rheinische Urbare. Die Abtei Werden an der Ruhr. Band III. Bonn 1917. S. 31/32

5) Schulze, Hans K. Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Band 1. 2. Auflage. Kohlhammer. Stuttgart Berlin Köln. 1990: Zur grundherrschaftlichen Familia S.140ff, zum Mortuarium S. 149f.

6) Wie Anm. 5, S. 148

Ansicht der „Civitas Werdenae“ mit der Abtei (Abbatia) nach Frans Hogenberg. 1572

viel mehr als ein abhängiger Bauer, der primär „nur“ Saatgut, Grund und Boden brauchte, um seinen Unterhalt zu bestreiten. Zudem sind zwar keine Preisangaben für spätmittelalterliche Gebrauchskeramik überliefert, aber der örtlich beschränkte Absatz von einfachem Koch-, Vorrats- und Trinkgeschirr hätte wohl kaum „den Mann“, noch eine Familie ernähren können.

Auf den Punkt gebracht bestand die Abgabepflicht des Töpfers Gerhardus zu Linnep zweifellos in der Lieferung von Gebrauchskeramik an die Abtei Werden bzw. den Fronhof Kalkofen. Inwieweit nun die gesamte Produktion oder nur eine bestimmte Stückzahl bestimmter Gefäßtypen abzuliefern waren, ist aus den erhaltenen Schriftquellen nicht mehr zu ermitteln. Da auch zahlreiche nur „bedingt unbrauchbare Gefäße“, etwa Töpfe und Krüge mit abgeplatzten Griffen, verworfen wurden, möchte man annehmen, daß der Töpfer nur einwandfreie Ware abgab und selber nicht auf das Verhökern zweit- und drittklassiger Gefäße angewiesen war, also ein gesichertes Auskommen hatte.

„Für die Hintersassen war der Fronhof auch die Hebestelle für die Abgaben und der Sitz des grundherrlichen Gerichts. In bedeutenderen Grundherrschaften waren spezialisierte Handwerker ansässig, gab es Webhütten, Kalkbrennereien, Salzgewinnung und bisweilen sogar Ansätze einer überregionalen Handelstätigkeit.“[7)]

All dies bestätigt sich in Bezug auf die Grundherrschaft der Abtei St. Liudger in Werden, die allein schon aus der Tradition des Streubesitzes heraus aktive Fernbeziehungen unterhalten mußte, wobei die Keramik möglicherweise nicht allein primäres Handelsgut, sondern in Teilen vielleicht auch nur „Verpackung“ war und so, wenn überhaupt, über die Region hinaus nur an die Orte gelangte, die in engerer Beziehung zur Abtei standen wie etwa die Bischofsstadt mimigeneaford (Münster).

So ist mit dem Nachweis für die geistliche Stiftung in Werden im Rheinland zum erstenmal eine klosterabhängige, hochmittelalterliche Töpferwerkstatt archäologisch und urkundlich nachgewiesen, wenn auch in den Bodenfunden bislang nur der fehlgebrannte Ausschuß zigtausender Gefäße mit Abbruchteilen der Öfen erfaßt werden konnte.

Im Verhältnis zum Beginn der Gefäßproduktion im Breitscheider Raum im 11. Jh., erfolgt die glücklich erhaltene, schriftliche Erwähnung erst zum Ende der Produktionsphase hin. Da das Mortuarium erledigt wurde, ist nach Gerhardus noch zumindest ein Nachfolger im Handwerk anzunehmen, das möglicherweise um 1400, spätestens aber im Laufe des 15. Jhs. ganz ausstarb, da die aufkommende „modische“ Steinzeugware aufgrund der dafür ungeeigneten Qualität der örtlichen Tone nicht hergestellt werden konnte und die dunkle Irdenware keinen Absatz mehr fand. An ihre Stelle traten die rot gebrannten und zumindest teils glasierten Gefäße der niederrheinischen und niederländischen „Pottbäcker“.

Quantitativ dürfte der Ausstoß der Breitscheider Töpferregion vorrangig den Bedarf des Klosters und dann der umliegenden Adelssitze, der 1276 gegründeten Stadt Ratingen und bestenfalls noch der Höfe und Ortschaften zwischen Rhein, Ruhr und Düssel abgedeckt haben, wobei sich selbst unter den Fehlbränden gelegentlich „importierte“ Siedlungskeramik in der Art der Kölner Vorgebirgsware fand und zwar ausschließlich teils dekorierte Trinkgeschirre (kugelige Becher, großformatige „Tüllen?kannen“). Eine Breitscheider Vorratsamphore wurde in der staufischen Ringburg „Kellnerei“ in Angermund geborgen.

Solche Vorratsamphoren, mit und ohne Standring, stellten neben den sog. „Kugeltöpfen“ die als Kochgeschirr dienten, das Hauptprodukt der Breitscheider Töpfer dar und wurden möglicherweise nicht nur für die Vorratshaltung hergestellt, sondern als wiederverwendbare „Container“ für (klostereigene?) Handelsware wie Wein, Bier und andere Produkte.

Die in der Kellnerei Angermund geborgene „Breitscheider“ Vorratsamphore (links B. Rettinghausen, rechts P. Schulenberg) Foto: W. Gabriel

Das Hauptprodukt aller vergleichbaren Töpfereien im Rheinland waren bauchig-runde Kochgefäße, sog. „Kugeltöpfe“, die bei Bedarf durch Angarnierung von Ausgußtüllen, Standringen, Beinen, Henkeln oder Griffen speziellen Aufgaben angepaßt werden konnten. Auch in Breitscheid fanden sich die üblichen Abwandlun-

7) Wie Anm. 5, S. 124

gen von der Grundform. Aus einer Fehlbrandhalde konnte dabei ein kleiner Kugeltopf geborgen werden, der auf den ersten Blick aus der Reihe fiel.

Er zeigt eine Ausgußtülle und zwei kleine seitliche Standknubben, die auf den ersten Blick funktionslos erscheinen. Auf der Seite der Knubben weist die Wandung jedoch einen großen, flächigen Ausbruch und darin einen hellverfärbten, ovalen Fleck auf. An dieser Stelle kann ein Stielgriff ergänzt werden, eine Handhabe, die das Ausgießen des Gefäßinhaltes aus dem erhitzten Topf erleichtert.

Bislang war diese Gebrauchsvariante als Produkt hochmittelalterlicher Töpfereien des Rheinlandes unbekannt. Einziges Vergleichsstück - der vorauszusetzende Griff sowie eine mögliche Tülle sind verloren - ist ein heute stark ergänztes Gefäßfragment mit zwei seitlichen Standknubben aus einer Siedlungsschicht der Grabung östlich der St. Lamberti-Kirche in Münster.[8)]

Ergänztes Gefäßfragment aus Münster, Foto: Archiv des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege, Münster

Der Fund des möglicherweise importierten, in der Breitscheider Tradition „reduziert“ (unter Ausschluß von Sauerstoff) gebrannten Gefäßes im Gebrauchsgut einer Münsteraner Siedlungsstelle ermöglicht die Aussage, daß das Breitscheider Gießgefäß eine vermutlich seltene, aber erwiesenermaßen im Gebrauch befindliche Sonderanfertigung darstellt und kein „experimentell“ erstelltes Einzelgefäß ist. Der verworfene Fehlbrand aus Breitscheid läßt einige gelungene Stücke vermuten, die in den Gebrauch gelangten.

Breitscheider Kugeltopf mit Ausgußtülle, seitlichen Standknubben und verlorenem Griff. 12.-13. Jh. Privatbesitz. Foto: Th. van Lohuizen

Über die Funktion eines solchen Gefäßes äußert sich Dr. Thier, Stadtmuseum Münster, wie folgt: „Das „merkwürdige“ Gefäß mit den zwei Standknubben ist m.W. bisher die einzige Parallele zu dem Stück aus Münster, daß ich seinerzeit bearbeitet habe. Zur Funktion ist aufgrund Ihres beinahe vollständig erhaltenen Gefäßes zu vermuten, daß dieses Stück die Funktion der in den Niederlanden später bekannten „Kochkannen“ vorwegnimmt. Diese Gefäße wurden seitlich an das Feuer gestellt, um Gerichte oder Getränke langsam zu erwärmen oder warm zu halten. Daher weisen sie in der Regel keine Brandspuren auf der Unterseite auf, sondern immer gegenüber dem Henkel bzw. Stielgriff. Bei spätmittelalterlichen Töpfen in Münster konnte ich diese Art der Nutzung ebenfalls feststellen.“[9)]

Die Tatsache, daß das einzige bekannte Vergleichsstück aus Münster stammt, führte zu einer genaueren Überprüfung möglicher Beziehungsstrukturen zwischen der Töpferregion Breitscheid/Lintorf und der westfälischen Stadt.

Das Ergebnis war geradezu erschlagend positiv: Der Missionar Liudger, der um 799 die Abtei Werden gründete und im Jahre 807 dort begraben wurde, übernahm von Karl dem Großen die kirchliche Organisation Westsachsens. Die Klostergründung Werden diente ihm dabei als religiös-asketisches Zentrum der neu auszubildenden sächsischen und friesischen Geistlichen. Werden erblühte zu einem geistlichen und kulturellen Mittelpunkt, u.a. befördert von den Beziehungen zum nahegelegenen Stift in Essen.[10)]

In mimigernaeford, dem heutigen Münster(!), gründete Liudger ein monasterium, dem er selber die Kanonikerregeln gab und wurde 805 schließlich der erste Bischof der Diözese Münster. Das Kloster in Werden und der Bischofsitz in Münster bildeten im 9. Jh. ein einheitliches Zentrum der christlichen Expansionspolitik Karls des Großen.

Beide Orte waren der Kirchenprovinz Köln eingegliedert und wurden über drei Generationen von Mitgliedern der Familie Liudgers in Personalunion geführt (Liudger-Gerfried-Altfried).

Die mittelalterliche Abtei Werden an der Ruhr, der auch Marktrechte zustanden, hatte eine geradezu ideale Anbindung über den schiff-

8) Thier, Bernd. Wiedererstanden aus der Asche in: In der Asche lesen. Archäologische Spurensuche am Alten Steinweg. Westfälisches Museum für Archäologie. Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster/Westfalen. 1993. S.37 mit Abb.

9) Thier, Bernd. Schreiben vom 28. 04. 1998

10) Die Grablege St. Liudgers und der Liudgeriden in Essen-Werden. Broschüre. 1. Auflage. Arbeitskreis St. Liudger e.V., Essen-Werden. 1986

baren Fluß an den Stapelplatz Duisburg[11] und die Landhandelswege Hellweg und „alte Kölner Landstraße“, die auch bei Breitscheid vorbeiführt.[12] In Münster endete der Handelsweg von und nach Köln über Werden, exakt an der Fundstelle des Münsteraner Topffragments am „alten Steinweg“.

Weiter wurden in Münster, neben den örtlichen ‚Bedarfsfabrikaten“, „im 12. Jh. aus dem Rheinland importierte Kugeltöpfe aus sogenannter „Paffrather Ware“ ausgegraben.“

Die Bezeichnung „Paffrather Ware“ ist ein „Unwort“, eine örtlich falsche und generalisierte Zuschreibung reduziert gebrannter Keramikbelege, die in zahlreichen Töpferregionen des Rheinlandes gebrannt wurden. Als bislang bekannte Hauptproduktionsorte sind Elmpt, Breitscheid/Lintorf und Bonn-Merkenich zu nennen. Quantitativ und auch in der Typenvielfalt, steht Paffrath eher am Ende dieser Reihe. Hier wurde nur zu allererst eine Produktionsstätte reduziert gebrannter Keramiken erkannt und genauer beschrieben. Genauso verhält es sich mit Begriffen wie „Badorfer“ und „Pingsdorfer Ware“. Diese hellen, oxydierend, also bei Sauerstoffzufuhr gebrannten und teils bemalten Gefäßarten, wurden genauso an anderen Orten, wie etwa Brunssum/Schinveld in den Niederlanden und Siegburg produziert, sodaß bestenfalls eine Ansprache als Produktion „Badorfer/Pingsdorfer Art“ möglich ist.

Im Fundmaterial von Breitscheid überwiegt die für die frühe Zeit erstaunliche, überall im Rheinland zu beobachtende „Normierung“ und „Standardisierung“ von Gefäßtypen und Dekorelementen.

Gerade deshalb tritt der kleine Breitscheider Kugeltopf so aus dem Allgemeingut hervor, und es bleibt noch zu untersuchen, ob es sich evtl. ‚um einen von „sächsischen“ Gebrauchs- und Eßgewohnheiten beeinflußten Gefäßtyp handelt, oder ob das Gefäß aus Münster nicht auch in Breitscheid hergestellt wurde.

Einige Details bzw. Einzelbeobachtungen im Breitscheider/Lintorfer Töpfergut erscheinen ausgesprochen konservativ und/oder von der rheinischen Massenware abweichend. Dazu zählt die zeitgleiche Produktion von althergebrachten „Tüllenkannen“ neben „modernen“ Zylinderhalskrügen (12.-13.Jh.), die ungemein späte Verwendung von Rosettenstempeln (12.-13.Jh.), die schon in fränkischer Zeit eine Rolle spielte und das bislang einzigartige Bruchstück eines „Backtellers“ mit gewaffelter Oberfläche (11.-12.Jh.). Im Ganzen dokumentiert sich bei genauer Kenntnis der vor Ort gefundenen Gefäßreste eine eigene „Handschrift“ bei aller Uniformität und Einheitlichkeit von Produkten aus vergleichbaren Töpferorten im Rheinland.

Für den Breitscheider Kugeltopf ist aufgrund der sehr reichhaltigen Beifunde eine Datierung in das 12.- frühe 13. Jh. gegeben, die der Datierung des Münsteraner Topfes „Die Machart deutet auf eine Herstellung im 12. Jh. hin“, entspricht.

Die wenigen, hier erstmals auch schriftlich-historisch faßbaren Einzelheiten von Organisation und Handel des Töpfergewerbes im Rheinland, der Töpfer „Gerhardus tho Lynepe“ in leibherrlicher Abhängigkeit zur Abtei Werden, die innige Verbindung der Klöster Werden und Münster, wobei ggf. Breitscheider Kugeltöpfe als Bodenfunde in Münster vorliegen, geben erstmals die Perspektive vor, einen tieferen Einblick in wirtschaftliche Strukturen des hochmittelalterlichen rheinischen Töpferhandwerks anhand eines konkreten Beispiels gewinnen zu können. Bemerkenswert ist auch die auffällig „abseitige“ Lage der Töpferregion Breitscheid/Lintorf, in der die Herstellung der Gebrauchskeramik nicht ausschließlich auf der sonst allgemein üblichen „Bedarfsarbeit“ der einzelnen Siedlungsstellen beruhte, sondern auf der handwerklich ausgereiften Großproduktion „professioneller“ Handwerker, die urkundlich ausdrücklich als Töpfer (ulener) benannt wurden. Dabei muß dieses Handwerk, daß in den Funden die große Erfahrung in allen Fragen der keramischen Fabrikation, wie Zubereitung der Tonmasse, Ofenbau, Handhabung der Drehscheibe, und Brenntechnik zeigt, nicht unbedingt in der Tradition einer einzigen Familie gestanden haben. Der Leibherr sorgte für die Nachfolge, durch die Erledigung des Mortuariums unter Wah-

11) Lorenz, Sönke. Kaiserswerth im Mittelalter. Droste Verlag. 1990. S. 39: Konrad II (1024-1039) verlieh Werden das Privileg der Schiffahrt von den Quellen der Ruhr zum Kloster. Konrad III erweiterte 1145 das Privileg auch auf die Schiffahrt über Werden hinaus.

12) wie Anm. 11. S. 30. Erwähnung der Kölner Straße in einer Übertragungsurkunde König Heinrich IV für den Erzbischof Adalbert von Bremen 1065, betreffend die »curtis« Duisburg und einen Forst im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Düssel

Abfallscherben aus Fehlbränden einer mittelalterlichen Töpferei (12. Jh.).
Fundort: Regenrückhaltebecken an der Krummenweger Straße (Oberste Mühle)

rung der eigenen Interessen, d.h. der Kontinuität des Handwerks zum eigenen Vorteil.

In den vergangenen Jahren konnte in Breitscheid und Lintorf die Vernichtung zahlreicher Fundstellen mittelalterlichen Töpferabfalls und ggf. auch noch erhaltener Reste von Brennöfen durch Baumaßnahmen beobachtet werden, die nur noch wenig Zeit und Raum für Teildokumentationen und Fundbergung ließen. Vom ursprünglich im Boden erhaltenen Fundbestand wurden bei folgenden Maßnahmen Fundstellen vernichtet:

In Breitscheid: Trassenführung der BAB 3, Errichtung Gartencenter Schley, Anlage eines Teiches in der Kokeschbachaue, Anlage eines Regenwasserrückhaltebeckens in der Kokeschbachaue, Tonabbau der Firma Nelskamp. In Lintorf: Sandabbau im Bereich des heutigen „Waldsees“ am Friedhof, Anlage eines Regenwasserrückhaltebeckens an der Obersten Mühle, Errichtung eines Gebäudes am Konrad-Adenauer-Platz.

Bei Betrachtung der umfassenden und vielseitigen Informationen, die allein schon die Restbestände solcher Fundstellen bieten, muß der Verlust wichtiger Informationen ungeheuerlich sein.

Gleichzeitig ist es ausschließlich der Verdienst privater Initiativen, u.a. der Düsseldorfer Arbeitsgemeinschaft ehrenamtlicher Mitarbeiter beim Landschaftsverband Rheinland, daß diese Töpferregion als wichtiger Bestandteil der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte in ihrer Bedeutung erkannt und soweit wie möglich gerettet und dokumentiert wurde.

Die Breitscheid/Lintorfer Töpferregion wurde im Mai 1998, im Rahmen eines Vortrages der Bodendenkmalpflege (LVR), Außenstelle Overath, über die Töpfergeschichte des Mittelalters im Rheinland, erstmals einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

Eine erste öffentliche Präsentation der aktuellen Forschungsergebnisse der Düsseldorfer Arbeitsgruppe, findet im Rahmen einer Wanderausstellung in den Räumen der Deutschen Bank in Gerresheim (01. Oktober - Mitte November) und anschließend im Wilhelm-Fabry-Museum Hilden statt (vorraussichtlich 02. 01. - 15. 01. 1999).

Für diese Ausstellung, die erstmals einen umfassenden Überblick über die regionale Kulturgeschichte bietet, wurden neben Gefäßen der hochmittelalterlichen Breitscheider/Lintorfer Töpferei ausschließlich Fundstücke aus der Zeit von der Altsteinzeit bis zur Neuzeit aus Kaiserswerth, Angermund, Lintorf, Breitscheid, Gerresheim, Haan und anderen Ortschaften der Region zusammengetragen, die bislang noch nie öffentlich gezeigt werden konnten.

Thomas van Lohuizen

Natürlich sind Sie immer für Ihre Familie da. Und möchten vor allem den Kleinen den bestmöglichen Schutz bieten. Da ist das Wichtigste eine Krankenversicherung, auf die Sie sich in jedem Fall verlassen können. Deshalb sind Sie in der AOK bestens aufgehoben. Die ist immer in Ihrer Nähe, garantiert Ihnen persönliche Betreuung und bietet der ganzen Familie einen Service, den Sie sonst erst einmal finden müssen.

Unvorhergesehenes ereignet sich in den besten Familien. Die AOK läßt Sie nicht im Regen stehen.

AOK Rheinland
Die Gesundheitskasse

Regionaldirektion Kreis Mettmann

Die sind immer für mich da.

AOK
Die Gesundheitskasse

Eine höchst vertrackte Liebesgeschichte aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege

Liebesgeschichten sind seit eh und je Geschichten der ganz und gar eigenen Art. Sie sind immer anders und immer sehr persönlich. Und sie sind, zumindest für die Beteiligten, manchmal auch voller Probleme. Ganz besonders spannend aber können sie sein, wenn darin neben den persönlichen auch noch politische oder konfessionelle Belange eine Rolle spielen. Eine solche Liebesgeschichte aus den Jahren 1692 bis 1694 hat uns das Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Linnep überliefert, und zwar in der Form eines Protokolles, niedergeschrieben von dem damaligen Prediger Henrich Bernsau.

Die handelnden Personen:

Entgen zu Stein, die offenbar begehrenswerte Tochter eines erbgesessenen Bauern aus Selbeck, evangelisch-reformierter Konfession, und ihre Eltern Jan und Mary,

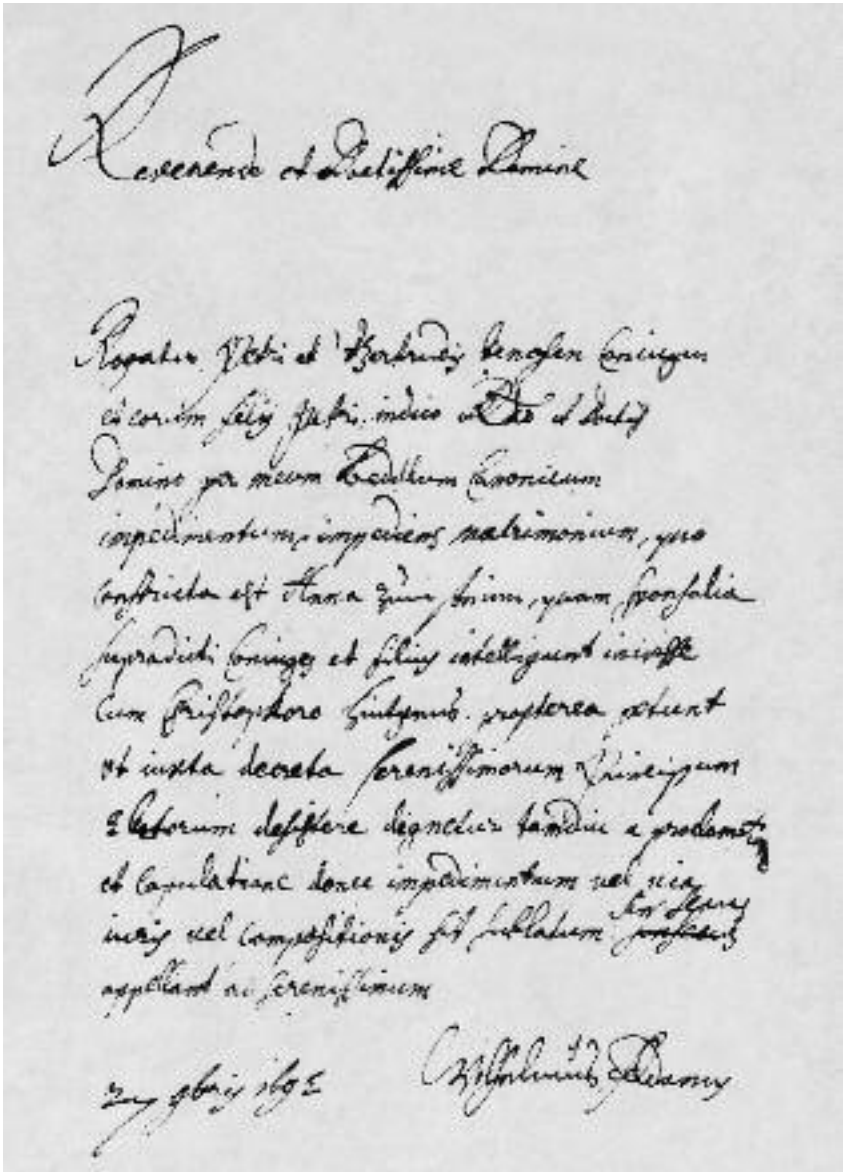
Christoffel Heintjes, der Sohn einer wohlhabenden Witwe aus Ratingen, evangelisch-reformierter Konfession,

Peter ten Ofen, der Sohn eines erbgesessenen Bauern aus Breitscheid, römisch-katholischer Konfession, und seine Eltern Peter und Gertrud,

dazu die reformierten Prediger aus Linnep und Ratingen und der Landdechant aus Lintorf.

Jeder, der das kontroverse Verhältnis der Konfessionen nach dem blutigen Dreißigjährigen Kriege kennt, ahnt schon, welches Konfliktpotential sich in der obigen Konstellation verbirgt.

Schauen wir also hinein in das Protokoll des Linneper Predigers und sehen wir uns an, wie man damals mit heiklen interkonfessionellen Problemen umging:



Prothocollum
in Sachen Peter ten Ofen und Entjen zu Stein

Nachdem Entjen zu Stein mit Christoffel Heintjes am 26. octobris 1692 zum erstenmahl proclamiret (worden ist), wird beiliegendes Schreiben vom Landdechant zu Lintorf durch deßen Pedellen dem Prediger Bernsau ueberreicht:

Hochwürdiger und hochgelehrter Herr,

Auf Bitten von Peter und Gertrud Tenofen, Eheleute, und in Gegenwart ihres Sohnes Peter, zeige ich dem hochwürdigen und hochgelehrten Herrn durch meinen Gemeindepedellen den Einspruch an gegen die Heirat, die Anna zum Stein, die vorgebliche Verlobte des Sohnes der Obengenannten, mit Christoph Hintgens, soweit man weiß, vorhat. Deswegen bitten sie, in Einklang mit dem kürzlich erlassenen Dekret Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, die Proklamation und Kopulation zu unterlassen, und zwar so lange, bis entweder die Sache erledigt oder ein Vergleich geschlossen ist. Wenn nicht, wollen sie die hochfürstlichen Instanzen anrufen.

27. Oktober 1692
Wilhelmus Fadamy

Durch diesen Pedellen läßt der Prediger dem Peter ten Ofen alsobald ansagen, daß er am folgenden 28ten oder 29ten octobris zu ihm kommen, das impedimentu nahmhafft machen, und vernehmen solle: ob es acceptabel sey oder nicht.

Weil Peter ten Ofen nicht erscheint, läßt ihm der Prediger am abend des 29ten octobris durch seinen jungen nochmahls ansagen: er mögt doch kommen und angeben, was er einzuwenden, wo nicht, so würd mit fernerer proclamation fortgefahren werden.

den 30 oct. 1692

Erscheint Peter ten Ofen und gibt klagendt zu erkennen, wes gestalt ihm und seinem Sohn Petern großer schimpf und unrecht geschehen von Jannen zu Stein und seiner tochter Entjen, indeme zwischen gemelter seiner tochter und Christoffel Heintjes einen Ehecontract aufgerichtet und sie schon einmahl offentlich proclamiren laßen, da doch sein sohn Peter eine zeitlang an gemelter Entjen gefreyet, ihr auch am 6ten july jüngsthin vorm jahr auf Suitbertytag einig geld auf trau gegeben; und er Peter selbst zu unterschiedenen mahlen von ihm Jannen zu wißen begehret, ob er seinem sohn die tochter geben wolle oder nicht, daß er nicht länger zugeben wolle, daß sein sohn so lauffe, worauf Jan ihm geantwortet: er wolle mit seiner Frauen und tochter darüber sprechen, und ihm die resolution zu wißen liese; so habe Jan auch vor ungefehr einem vierteljahr ihn genöhtiget, daß er mit seiner frauen und sohn zu ihm nach Stein kommen solte.

Nachdem sie da ein wenig miteinander geßen und getrunken, habe Jan seinem sohn die tochter zugesagt, auch ihnen glück gewünschet, desgleichen deßen frau Mary mit auch getahn, mit dem ferneren Begehren, daß das rechte kundt machen mögt ausgestelt bleiben bis in gegenwärtigem Herbst, wan die meiste arbeit ein wenig getahn.

Hierauf bittet gemelter Peter, daß mit der proclamation möge eingehalten werden, und er Jan entweder seinem getahnen versprechen nachkommen, oder uhrsachen zeigen, warum nicht.

den 31 oct. 1692

Auf geschehene Veranlassung erscheint Jan zu Stein mit seiner tochter Entjen, und gestehen, daß Peter des Baurs sohn ten Ofen an ihr gefreyet habe. Wegen des auf trau gegebenen geldes begehrt Jan Beweiß; mit Bezeugung, daß er nichts davon weiß, auch seiner tochter bevohlen, daß sie kein geld annehmen solte. Die tochter aber /: nachdem der Vatter abgetretten :/ gibt zu erkennen, daß des Baurs sohn ihr einig geld eingezahlt in einem schnupftuch gebunden heimlicher weiß wieder ihren willen in den schoß geworffen, und, da sie ihn das geld heißen wiedernehmen, davon gelauffen sey; worauf sie es ohne vorwißen ihrer Eltern zwar eine zeitlang verwahrlich hingelegt, ihm aber zu unterschiedenen mahlen gesagt, er solte sein geld wiederhohlen, sie wolte es nicht länger bewahren, wans weg käme, mögt er den schaden tragen, worauf er endlich vor ungefehr vier wochen kommen, und es heimlicher weise ohn jemandes wißen von ihr wiedergehohlet.

Hierauf kommt Jan wieder herein, und gesteht, daß der Baur von im zu wißen begehret: ob er seinem sohn die tochter geben wolle oder nicht, wie auch, daß er mit seinen Leuten reden, und ihm die resolution sagen wolle.

Daß er aber Petern samt seiner Frauen und sohn nach Stein zu kommen genöhtiget habe, leugnet Jan mit Bericht: daß erst des Baurs sohn, hernach Peter der Baur selbst bey ihm angehalten, wann eh sie eins zu ihm kommen solten, da er Jan ihnen zugestanden, daß sie kommen mögten, wan sie wolten; also habe nicht er den Bauren sondern vielmehr der Baur habe sich selbst genöhtigt.

Von den zusagen und glück wünschen weiß Jan, wie auch seine tochter nichts, und berichten: daß es soweit von denen zusagen gewesen, daß er Jan vielmehr aus der Kammer gehen wollen, und /: da sie ihn mit guten Worten zurückgehalten :/ habe er ihm deutlich genug gesagt: daß von allem, was da geredet, nichts mehr zu reden sey, auch er seine tochter ihm nicht zusagen werde, solang Peter mit seinen Kindern nicht zusammen getretten sey, und den Hof gesetzet habe, wan auch seine tochter nicht frey bey ihrer Religion könne bleiben, und wan das bewuste Fraumensch sich wieder angeben würde.

Soweit das „Prothocollum“ des Predigers Henrich Bernsau.

Hier stand Aussage gegen Aussage. Wem sollte man Glauben schenken? Eine schwierige Entscheidung, die der Prediger nicht alleine treffen konnte, sondern - wie üblich und vorgeschrieben in den reformierten Gemeinden - im Konsistorium, dem Ältestenrat der Gemeinde, erörtern mußte. Um nun Zeit zu haben für die Vorbereitung der Anhörung der Kontrahenten im Konsistorium, und um nichts zu präjudizieren, erachtete es der Prediger für gut, zunächst einmal die 2. Abkündigung der Brautleute auszusetzen. Darüber verständigte er sich mit seinem Ratinger Amtsbruder durch folgenden Brief:

„Wohlehrwürden Herr Frantzius,

Weil bewuster Peter ten Ofen seine Klage gegen Jan zu Stein wegen deßen tochter vorgestern in forma bey mir vorbrachte, und abermahl suspensionem proclamationis begehret hat bis zur austracht der sache /: welche ich hoffe, daß sie kurzum zu einem glückl. end an seiten Jannen zu Stein geführt wird :/ als habe ich dieselbe nicht beenden können, welches ich Ew. Wohlehrwürden hiermit zu erkennen gebe, damit wir morgen an beyden orten mit der proclamation nicht fortfahren. Just über acht tage werde ich ferner berichten, wie bald wir fortfahren können zu proclamiren und zu copuliren.

Linnep, den 1. Nov. 1692
Henr. Bernsau“

Am 3. November 1692 fand nun die Anhörung des Peter ten Ofen und seines Vaters Peter und der Entgen zu Stein und ihres Vaters Jan statt, und zwar „Preside Pastore, Assidentiby Senioriby Peter zu Brockhaus et Jan zu Fillerfelt“ (unter Vorsitz des Predigers und unter Beisitz der Ältesten Peter zu Brockhaus und Jan zu Fillerfelt), wie es in dem Sitzungsprotokoll heißt. Auch hier prallten die gegensätzlichen Standpunkte aufeinander. Als Peter ten Ofen aufgefordert wurde, den Beweis anzutreten für die behauptete Zusage des Jan zu Stein, ihm seine Tochter zur Frau zu geben, mußte

er eingestehen, daß er keinen Beweis habe. Er stellte statt dessen die Gegenfrage, „ob in diesem stück Beweis zu bringen nöhtig sey“. Schließlich kam die Rede auf das „bewußte Fraumensch“, welches Jan zu Stein u.a. als Grund dafür benannt hatte, daß er seine Tochter dem Peter ten Ofen nicht zur Frau geben könne. Als Beweis dafür, daß diese frühere Beziehung des Peter ten Ofen jun. längst erledigt war, legte er nachfolgendes Urteil des Ratinger Gerichts vor:

Sentencia
In Sachen Elsjen Sourmans, Klägerin einers. gegen und wieder Petern ten Ofen, Beklagten, anderntheils, wird auf Ersehung des Verfolgs und Examinirung der Zeugenaussagen und raht der unparteisch rechtgelehrten vor recht erkandt, daß Beklagter von angestelter Klage zu absolviren, jedoch die sine cure aufgangnen gerichtskosten aus bewegender uhrsache zu compensiren seyen, gleich hiemit respective absolvirt und compensirt wird.

Dato den 22 ten July 1690 Unterschriften.

Das also war der Stand der Dinge am 3. November 1692.

Die Anhörung vor dem Consistorium läßt uns Heutige einen Blick tun in die damaligen Sitten und Gebräuche bei Eheschließungen. Da gab es das alleinige Entscheidungsrecht des Vaters über die Heirat seiner Tochter. Welche junge Frau würde sich das heute noch gefallen lassen?- Da mußte der junge Mann seiner Angebeteten Geld geben „auf Trau“, damit man sieht, daß er es ernst meint, und das junge Mädchen mußte das Geld annehmen, damit man sieht, daß sie einverstanden ist. Allerdings durfte sie das nicht tun ohne die Zustimmung ihres Vaters. Erst danach konnte zwischen den Eltern der jungen Leute über die Heirat verhandelt werden mit dem Ziel, einen Ehevertrag zu vereinbaren, in dem alle relevanten Fragen klargestellt werden.

Aufgrund der Anhörung empfahl der Linneper Prediger Henrich Bernsau seinem Amtsbruder in Ratingen, dem „Wohlehrenwerten Dominus Caspar Frantzius“, mit der Proklamation des Brautpaares Christoffel Heintjes und Anna zum Stein am Sonntag, dem 9. November, noch einzuhalten. Dieser Ratschlag stellte sich im nachhinein als richtig heraus; denn schon am Abend des 8. November ging bei dem Linneper Prediger ein Schreiben des Richters in Ratingen ein mit folgendem Inhalt:

„Demnach Mir Peter then Offen klaglich angebracht, weß gestalt sein Sohn sich mit Johannen zum Steinß Dochter Entgen in einem christlichen Ehegelobnuß mit Bewilligung beyderseithß Elternpaars eingelaßen, diese Tochter aber gesinnet sein solte, einen anderen zu heyrathen mit Begehren dieße vorhabende copulation biß zu ihrer völliger satisfaction zu inhibiren, werden beyde hochwürdige Prediger zu Linnep und zu Ratingen hiemit auß dem religions recess dahin erinnert, daß sie biß auff Ihrer Churfürstlicherseits erfolgender höchster Klährung mit anderwehrter Copulation dieser Tochter Endtgen einhalten, oder gewertigen sollen, daß über die Contravention Ihrer Churfürstlichen Hoheit ausführlicher Bericht abgestattet werden solle.

Ratingen den 4. Nov. 1692
Siegel und Unterschrift“

Nun war die Sache bei Gericht anhängig. Peter ten Ofen sah wohl in seiner Zuneigung zu Entgen vom Stein keinen anderen Weg mehr, als den Vater seiner Angebeteten zu verklagen. Aus heutiger Sicht ein höchst zweifelhafter Schritt. Wahrscheinlich sah der Linneper Prediger das auch so. Da ihm jedoch die Sache wegen der möglichen konfessionellen Implikationen zu heikel war, wandte er sich ratsuchend an die nächsthöhere kirchliche Instanz, den Classicalkonvent der Reformierten Bergischen Synode. Der beschloß: Die Proklamation ist fortzusetzen, nachdem vorher ein Gutachten des „Residenten“ eingeholt worden ist, jenes Mannes also, der damals im Auftrage des Großen Kurfürsten die Schutzinteressen der Evangelischen in den katholisch regierten Herzogtümern Jülich und Berg zu wahren hatte.

Mit dem Beschluß, den Residenten anzurufen, hatte der Classicalkonvent die Sache in den Rang eines Religionskonfliktes erhoben. Der Linneper Prediger macht sich nun auf nach Düsseldorf zu dem Residenten Dr. Becker. Dieser, nachdem er sich über den bisherigen Verlauf der Sache unterrichtet hat, rät dringend, vor weiteren Proklamationen unbedingt noch einen Einigungsversuch zu unternehmen. Man folgte diesem Rat, jedoch ohne Ergebnis. Daraufhin schritten die Prediger in Linnep und Ratingen am 8. November 1692 zum 2. Aufgebot von Christoffel Heintgens und Anna zu Stein, und am 22. November zum 3. Aufgebot.

Prompt erschien am 5. Dezember der Ratinger Gerichtsbote Peter Vedels bei den beiden Predigern und überbrachte ihnen je einen Strafbefehl über 50 Goldgulden zusammen mit dem strikten Verbot, die Trauung vorzunehmen.

Am 18. Dezember reichte Jan zum Stein Gegenklage beim Gericht in Angermund ein und nahm sich einen Anwalt, den Düsseldorfer Advokaten Dr. Rulandt.

Peter ten Ofen, der hartnäckig seine Heiratschancen mit Entgen zu Stein wahren wollte, schaltete seinerseits das Kölner Erzbischöfliche Generalvikariat ein, welches sich mit einem Schreiben zu seinen Gunsten an das Gericht wandte.

Nach einer Reihe von Terminen, in denen immer wieder die gleichen Argumente gewechselt wurden, ordnete der Ratinger Richter für den 18. Mai 1693 die „Juramenta respective Calumnia et Malitia“ an, die Eidesleistung der Parteien in Bezug auf falsche Anschuldigung und Arglist. Das schwächte die Position des Peter ten Ofen, zumal Jan zu Stein inzwischen den Ehevertrag zwischen Christoffel Heintgens und seiner Tochter erfolgreich in den Prozess eingebracht hatte, und zumal Peter ten Ofen keinen stichhaltigen Beweis für das von ihm behauptete Eheversprechen der Entgen zu Stein und die Zustimmung ihres Vaters Jan beibringen konnte.

In seiner Not benennt Peter ten Ofen einen neuen Zeugen, den Saarner Pastor Daub, den er beauftragt haben will, ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch und einen Geldbetrag, welche er dem Entgen auf Trau gegeben haben will, zurückzuholen. Der Zeuge sagt jedoch aus, daß er diesen Auftrag nicht erhalten habe, und daß er, wenn er ihn denn erhalten hätte, ihn abgelehnt hätte, „weilen er nit die scheidung der Verlobten

und in streit gezogenen Ehe sondern die Zubeilegung aller mißverständnuß“ wolle.

Mit dieser Aussage neigte sich die Schale der Justitia zu Gunsten von Jan zu Stein und seiner Tochter Entgen. Am 25. Februar endlich erging das Decretum absolutorium, der Freispruch. Der Linneper Prediger schickte noch am selben Tage eine Kopie desselben an seinen Ratinger Amtsbruder mit folgendem Beischreiben:

Wohlehrwürdiger Herr Frantzius,

Beygehende Copia zeiget, welcher gestalt Jan zu Stein in seiner gerechten Sache triumphiret, und das gegen einen papisten; nachdem also Entjen, rechtmäßige Braut von Christoffel Heintjes, von aller Ansprach und Einrede frey und loß /: welches vorlengst geschehen wär, wenn Christoffel mit seinen unbesonnenen reden, etc. dem papisten nicht gesteifet und geholfen hette :/ als wird Euer Wohlehrwürden genanntem Christoffel dieses bekant machen, ihm sein unbesonnenes Verfahren gebührent unter augen halten, und ihn anmahnen, daß er als Brautigam seine Braut an ihrer Eltern Hauß suche, und wie es mit der Heyraht gehen soll, vernehmen.

Mich jammert des unbeholfenen Menschen, der in diesem stück nicht angemerkt hat, daß gotseeligkeit auch bey sich haben will Vorsichtigkeit, Gehorsahm und Unterwerfung, und hoffe, er wird sich nach beendigtem diesem process so tragen, daß er das leztere nicht ärger mache, als das erste.

Doch Euer Ehrwürden werden nach ihrer treuen Vorsorge vor ihn dieses alles aufs nachdrücklichste zu des guten Christoffels bestem demselben schon zu gemühte führen, und bleibe ich

Ew. Wohlehrwürden bereitwilliger Henr. Bernsau

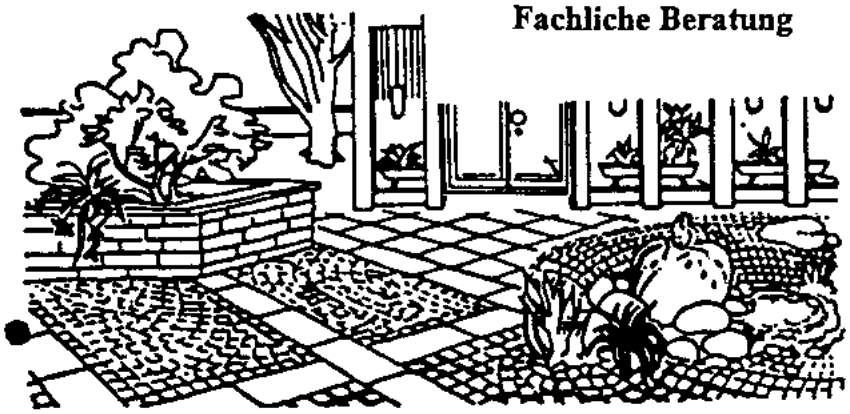
Pastor Frantzius, in seiner treuen Vorsorge, muß wohl den guten Christoffel wieder auf den Weg der Tugend und Vernunft zurückgeleitet haben; denn die Ehe mit Entgen ist im Linneper Heiratsregister als geschlossen vermerkt.

Wirklich bedauern aber muß man Peter ten Ofen. Nach dem Scheitern seiner Verbindung mit Elsjen Sourmans ist es ihm trotz großer Zähigkeit und Ausdauer nicht gelungen, die geliebte und begehrte Nachbarstochter Entgen als junge Frau auf den elterlichen Hof, der in Breitscheid als „Baursnofen“ bekannt ist, heimzuführen.

Otto Wilms

Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



Wir liefern Baustoffe für den Hausbau · Außenanlagen · Gartenbau
Isolierung und Innenausbau
Naturstein + Beton · Pflaster und Platten

KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 93690
Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Der dritte Lernausflug

Auf diesem Ausflug sollen die Kinder den westlichen Teil der Gemeinde Hösel kennenlernen, der von der Eggerscheidter Straße, der alten Kalkstraße, der Kohlstraße und dem Promenadenweg (Wolf-von-Niebelschütz-Promenade) eingeschlossen ist.

Die Schulabgänger der Evangelischen Volksschule Hösel im Jahre 1914 mit ihren Lehrern Kintzius (links) und Peter Vogel (rechts). Im Hintergrund erkennt man die Gebäude der Gaststätte „Zum Stern“ (Bergbusch)

Von dem großen Häuserblock in der Ecke, die die Adolf-Hitler-Allee[1] und die Eggerscheidter Straße bilden, stand in meiner Schulzeit nur das Haus, worin der Bauunternehmer Springer wohnt[2]. Aber es war nur ein niedriges, einstöckiges, aus Ziegelsteinen erbautes Haus. Jetzt ist es zweistöckig und mit Zement verputzt. Wie jetzt führte eine Treppe zur Haustür. In beiden Ecken hatten die Schulkinder zur Beckelszeit[3] Kuhlen zum Schieben – wie sie es nannten, gemacht. Dort verweilten sie nach der Schulzeit oft noch längere Zeit und vergaßen darüber im Eifer des Spiels, nach Hause zu gehen. Wenn aber mein Vater um die Ecke bog, hieß es: „dr Meister kömmt“, und im Nu waren alle verschwunden. In dem Hause wohnte der Schuhmacher Karl Stichmann[4], der Vater von Hannchen Stichmann, die ihr alle kennt. Seine Frau hieß Anna Nofen und war die Nichte des Zimmermanns Nofen, dem das Neuhaus[5] gehörte, worin jetzt der Schreinermeister Wilhelm Weber wohnt. Er hieß im Volksmund nur „Temmernofen“. Seiner Nichte Anna gehörte der alte Stern, und sie hatte rechts von der Haustür einen Winkel- oder Verkaufsladen[6], wie Fritz Meisenkothen und Prinz. Mit ihrem Mann Karl Stichmann kam nun noch die Schusterei hinzu.

Seine Werkstätte lag von der Haustür geradeaus, und links befand sich ein Wohnraum. Da, wo jetzt das zweite Wohnhaus, der lange Saalbau und die Schenkwirtschaft von Bergbusch[7] sich befinden, da lag früher der Garten, ein dürftiger Baumhof und sumpfiges Wiesenland. Von dem sump-

Der Gasthof „Zum Stern“ im Jahre 1919. Vor der Tür die Familie Stichmann

1) Heute Bahnhofstraße.

2) Das Gebäude wurde 1980 abgerissen. Heute steht hier der Neubaukomplex Eggerscheidter Straße 2-4.

3) Beckel = Bickel = auch Knicker genannt, waren kleine aus Tonerde gebrannte Kugeln von 10 bis 15 mm Durchmesser.

4) Karl Stichmann erbaute 1884 die Gastwirtschaft „Zum Stern“. (Hier befindet sich heute die Sternapotheke und der Laden „KIK IN“). 1893 wurde der Saalbau errichtet. Im Untergeschoß sind heute einige Ladengeschäfte untergebracht. Bahnhofstraße 160 – Ecke Eggerscheidter Straße.

5) Das Neuhaus steht an der Eggerscheidter Straße 26.

6) Sogenannte „Winkelläden“ waren früher kleine Geschäftsräume, wo man Dinge für den täglichen Gebrauch kaufen konnte, z.B. Salz, Pfeffer, Kaffee, Heringe bis hin zum Petroleum für die damals übliche Petroleumslampe.

figen Wiesenland ist jetzt nur noch der kleine Teich[8] übriggeblieben. Als der Schuster Stichmann durch seine Heirat Mitbesitzer des schönen und sehr günstig gelegenen Gebietes zwischen der Landstraße[9], der Eggerscheidter Straße und dem alten Kirchen- und Leichenweg nach Linnep, jetzt Bismarckstraße, wurde, da reifte in ihm der Plan, in der für den werdenden Verkehr sehr günstig gelegenen Stelle an der Landstraße[10] ein Wohnhaus mit Laden- und Wirtschaftsräumen zu bauen. Friedrich Oberklus am Anker[11] ein früherer Bergmann, wurde beauftragt, in seinem unterhalb seines Hauses gelegenen Walde Bruchsteine zu brechen[12], wovon das Haus gebaut wurde und ein stabiles Aussehen bekam. Die Verkaufsstelle wurde vom alten in den neuen Stern verlegt, mächtig erweitert und mit einem Schuhgeschäft verbunden.

Die Schusterwerkstätte verschwand. Nach längeren Verhandlungen erhielt er auch die Konzession (Zugeständnis) zur Verabreichung von Getränken. Nun mußten zur Abhaltung von Festlichkeiten auch ein Saal[13] gebaut werden und für Ausflügler Anlagen angelegt werden. Vater und Sohn haben danach mit unermüdlichem Fleiße dafür gesorgt, daß das Errungene auch instandgehalten wurde. Nebenbei soll hier noch bemerkt werden, daß auch ich zur Bepflanzung der Anlagen eine wilde Kastanie geliefert habe. Diese hatte sich hinter der alten Schule selbst gepflanzt, und da das Bäumchen versprach, nach seinem schlanken Wuchse ein schöner Baum zu werden, beschnitt ich ihn von Jahr zu Jahr dazu. Den schenkte ich Herrn Stichmann, und er bekam einen Ehrenplatz mitten in den Anlagen. Das war vor ca. 60 Jahren[14] und jetzt ist er zu einem mächtigen Baum herangewachsen und bildet eine Zierde der Anlagen. Zum Ausflugslokal gehört auch eine Kegelbahn[15]. Auch diese wurde gebaut. Ja, sein Unternehmensgeist strebte danach, zum Anlocken der Ausflügler einen Aussichtsturm in den Anlagen zu erbauen. Aber dazu ist er nicht mehr gekommen. An Geld mangelte es nicht, denn sein Geschäft und seine Wirtschaft waren eine Goldgrube. Andere Gründe, die hier nicht erwähnt werden sollen, haben ihn davon abgehalten.

Aber etwas anderes auszugleichen, wurde dringend erforderlich. Der alte Stern paßte nicht mehr zum neuen Stern. Er wurde um ein Stockwerk erhöht und modernisiert, und zuletzt wurde die Lücke zwischen dem alten Hause und dem mächtigen Saalbau mit einem Neubau ausgefüllt. Im neuen Stern Nr. 70 an der Adolf-Hitler-Allee[16], wohnt jetzt die Familie Bergbusch, in Nr. 2 an der Eggerscheidter Straße wohnen zur Miete 3 Familien: Stursberg, Frau Rettmann und Ullrich. Im Erdgeschoß rechts liegt das Zimmer der N.S.D.A.P.[17]. In Nr. 4 wohnt die Familie des Bauunternehmers Springer, und wo ist die Familie Stichmann geblieben?

Wilhelm, sein einziger Sohn, sah sich außerstande, das Werk seines Vaters fortzusetzen, Johanna war verheiratet mit dem Sparkassenangestellten in Eckamp Hayn. Der, der es wissen mußte, gab dem Karl Stichmann den falschen Rat, seinen mühsam aufgebauten Besitz zu verkaufen, und das in der Zeit der drohenden Inflation. Und durch diese verlor er sein sauer erworbenes Vermögen. „Wie gewonnen, so zerronnen!“ Armer Stichmann!

Auf der gegenüberliegenden Seite hat der Schneidermeister Mönkemeyer in dem Winkel, den die Eggerscheidter Straße mit dem Peddenkamp bildet, ein stattliches Haus bauen lassen. Warum trägt es die Nr. 3 und nicht 1? Neben seiner Schneiderei unterhielt Mönkemeyer noch ein Schreibwarengeschäft mit dem Verkauf von

---

7) Die frühere „Schenkwirtschaft Zum Stern“ ging um 1912 in den Besitz der Familie Bergbusch über. Die Gaststätte war bis 1980 in Betrieb. Danach wurde das Haus umgebaut und steht heute unter Denkmalschutz. Der große Saal diente jahrelang als Produktionsstätte für Textilwaren. Siehe auch Anmerkung 4 und Quecke Nr. 63, Seite 71.

8) Der kleine Teich befand sich an der Stelle, wo heute das Haus Bismarckstraße Nr. 4 steht.

9) Heute Bahnhofstraße.

10) Heute Bahnhofstraße.

11) Das Haus und die frühere Gaststätte „Am Anker“ stehen an der Eggerscheidter Straße Nr. 52, Ecke Schlipperhaus.

12) Der kleine Steinbruch befand sich an der linken Seite der Straße Schlipperhaus Richtung Sportplatz, da, wo sich der sogenannte „Spindecker Bach“ tief ins Gelände hineingegraben hat.

13) Siehe Anmerkungen 4 und 7.

14) Im Jahre 1885 wurde die Kastanie gepflanzt.

15) Die Kegelbahn wurde um 1965 abgerissen.

16) Heute Bahnhofstraße 160.

17) Da, wo heute die Zweigstelle der Dresdner Bank ist (Eggerscheidter Straße 4), stand das Haus, in dem während des Krieges die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ihre Geschäftsstelle hatte. (Siehe auch Anmerkung 2).

Die Bäckerei Meisenkothen um 1900. Auf dem Pferd der später in Hösel sehr bekannte Bäckermeister Paul Meisenkothen

Schulbüchern und Heften[18]. Beides aber ist durch den frühen Tod des Herrn Mönkemeyer eingegangen. Seine Frau setzte noch einige Zeit den Verkauf von Schreibwaren fort, mußte ihn aber durch Erkrankung ganz einstellen. Ihre einzige Tochter verstarb schon im jugendlichen Alter.

Ihr einziger Sohn erwies sich in der Schule als tüchtiger und strebsamer Schüler, besuchte nach der Schulzeit die Präparandie und das Seminar in Kettwig-Ruhr und wurde Lehrer. Aber eine Gehirnkrankheit, vielleicht Jugendwahnsinn, machte ihn unfähig, seinen Beruf auszuführen. Jetzt sitzt er untätig tagsüber in seiner Stube und verläßt nur abends zum kurzen Spaziergang das Haus. Was wird nun aus dem jungen Menschen, wenn die Mutter stirbt? Die oberen Räume bewohnt die Familie Hetzel.

Im Haus Nr. 5 unterhielt Batz einen Frisierraum, den Albert Wevers, zur Zeit Soldat, versah. Sein Hauptgeschäft befand sich in der Waldsiedlung[19]. Das Frisörgeschäft liegt still, denn Batz ist nervenkrank. Das Haus ist Eigentum von Fritz Kloster, zur Zeit Soldat, der es auch mit seiner Familie bewohnt. Das Hinterhaus bewohnt die Familie Willi Kloster[20].

Die folgende Wohnstätte ist die Kolonialwarenhandlung von Fritz Meisenkothen, verbunden mit der Bäckerei des älteren Bruders Paul Meisenkothen[21]. Die Handlung ist zur Zeit geschlossen wegen Einberufung des Fritz Meisenkothen zur deutschen Wehrmacht.

Dieses Haus baute in den 80-iger Jahren des vorigen Jahrhunderts Wilhelm Otterbeck – Bäcker –, der älteste Bruder von dem Schreinermeister Karl Otterbeck. Es zog ihn aber zurück in die Gegend von Mülheim – Duisburg in das Land seiner Ahnen. Er verkaufte seine Bäckerei an August Meisenkothen, an den kürzlich verstorbenen Vater der beiden oben genannten Brüder.

Die Boltenburg, Haus Nr. 6 (heute Nr. 12)

Zur Boltenburg hat früher noch das Boltenbüschken[22] und die Schmitz-Boltenburg[23] gehört. Der Besitzer des Boltenbüschkens ist der Anstreichermeister Karl Otterbeck und der Besitzer der Schmitz-Boltenburg der Bauernführer und Rendant der evangelischen Kirchengemeinde von Linnep, H. Schaumburg. Zur Boltenburg gehören heute noch der Flügel[24] und die Doppelwohnung am Dickelsbach[25]. Mit der Bezeichnung „an der hintersten Boltenburg“ in den Kirchenregistern von Linnep ist die frühere Wohnung in der Scheune gemeint, die jetzt das landwirtschaftliche Kasino benutzt[26] als Lager für Kunstdünger usw.

Nach dem Tode des Eduard Stinshoff führen dessen Töchter Elfriede und Alwine die Gastwirtschaft[27] weiter und sein Sohn Otto, augenblicklich Soldat, versorgt das Kasino, die Schrotmühle und den Ackerbau. Die Gesamtfläche beträgt 3,86 ha.

Die Gaststätte „Boltenburg“ im Jahre 1907.
Im Vordergrund erkennt man die Gleise des „Püffers“, der Kleinbahn von Hösel nach Heiligenhaus. Im Hintergrund der Kotten Neuhaus

18) Als Schüler der Volksschule Hösel habe auch ich schon vor 61 Jahren hier meine erste Schiefertafel und Griffel gekauft. Das Gebäude ist z.Zt. unbewohnt und soll für ein neues Haus demnächst abgerissen werden. Siehe auch Quecke Nr. 61, Seite 73.

19) Badenstraße Nr. 8

20) Der alte und neue Gebäudekomplex ist heute im Besitz von Frisörmeister Friedrich (Friedel) Kloster. Im Altbau befindet sich heute ein Griechen-Grill. Im neuen Anbau betrieb er von 1963 bis 1993 einen Damen- und Herrensalon. Aus Krankheitsgründen mußte das Geschäft aufgegeben werden. Hier befindet sich heute ein Antiquitätengeschäft. (Haus Nr. 5 u. 7)

21) Die frühere Kolonialwarenhandlung von Fritz Meisenkothen wurde noch bis 1990 von seinem Sohn Peter weitergeführt. Heute befinden sich hier die Geschäftsräume der Firma Stein (Radio und Fernsehen). Die Bäckerei von Paul Meisenkothen wurde schon 1966 an den Bäckermeister Friedhelm Ellenbeck verpachtet und bis 1978 weitergeführt. Danach bezog er ein eigenes Geschäft in Hösel am Peddenkamp – Ecke Boltenburgsweg.

22) Das Boltenbüschken stand an der Einmündung der Straße Markenbusch in die Bismarckstraße und wurde 1992 abgerissen. Heute Bismarckstraße Nr. 11/13 und Nr. 15/17.

23) Der frühere Kothen „Schmitz-Boltenburg“ stand an der Einmündung der Straße Am Schlagbaum in die Straße Peddenkamp und wurde 1975 abgerissen.

24) Das kleine Fachwerkhäuschen „Am Flügel“ stand auf der heutigen Straße Markenbusch, direkt vor dem Haus Nr. 6. Es wurde 1970 abgerissen.

25) Das Doppelhaus stand an der Stelle der heutigen Straße Im Sandforst Nr. 18 und wurde 1969 abgerissen. Bis zum Jahre 1900 lag hier das alte Wildenhaus direkt am Kirchen- und Leichenweg nach Linnep, der bis 1874 nach Fertigstellung der heutigen Bahnhofstraße die einzige Verbindung war.

26) In der früheren Scheune der Boltenburg war eine Zweigstelle der Ratinger Genossenschaftlichen Eierverwertung untergebracht, die Produkte an die Höseler Landwirte und Gartenbesitzer verkaufte, z.B. Düngemittel, Saat-Kartoffeln, Saat-Getreide, Pflanzen usw. Das Gebäude wurde 1970 abgerissen.

27) Die Gaststätte in der Boltenburg besteht seit 1820. Die Geschwister Stinshoff führten die Wirtschaft bis 1959. Danach wurden die Räumlichkeiten mehrmals verpachtet und umgebaut. Der 1904 errichtete Saal diente bis 1967 allen Höseler Vereinen als Veranstaltungsort. Seit einigen Jahren befindet sich im früheren Saal ein Getränkemarkt.

Blick von der heutigen Straße Am Neuhaus zur Eggerscheidter Straße.
Die Aufnahme entstand um 1930. Von links nach rechts erkennt man folgende Gebäude:die „Boltenburg“, das Haus Am Graben, die Katholische Schule, davor das Haus des Schusters Kessel, ganz rechts Neuhaus mit dem sogenannten „Schlößken“. Links sieht man den Bahndamm des „Püffers“. Durch die Senke im Vordergrund floß früher der Spindecksbach

Durch das ganze 18. Jahrhundert finden wir noch in den Kirchenregistern Ehepaare an der Boltenburg, von denen der Mann den Namen Boltenburg trägt. Das änderte sich am 22. 12. 1812, als Heinrich von der Bey von Wirtsnofen in Breitscheid, Sohn des Gerhard von der Bey und der Margarete Niederstein die Ehe einging mit Anna Maria Spindeck, Tochter von Adolf Spindeck und Anna Sofia Spindeck und sich als die Besitzer von der Boltenburg auswiesen. Von ihren vier Kindern starben drei, nur Maria Christina von der Bey blieb am Leben und wurde die einzige Erbin von der Boltenburg. Karl Wilhelm Stinshoff, Sohn von Peter Stinshoff und Agneta Oetelshofen zu Wetzels, geboren am 28. 5. 1818 und sie, Maria Christina von der Bey, geboren am 5. 9. 1819, wurden am 28. 10. 1843 ein Paar. Von ihren 8 Kindern August, Johanna, Julius, Gustav, Eduard, Robert, Sofie und Ernst blieben nur Eduard und Sofie am Leben. 1862 nach der Geburt des 8. Kindes starb die Mutter. 1870 ging der Witwer die 2. Ehe mit Wilhelmine Mühlenweg ein. Drei Jahre später starb auch Karl Stinshoff. Da galt es für die Stiefmutter, das Vermögen und den Besitz der beiden Stiefkinder zusammenzuhalten und zu vermehren. Und das hat sie in allgemein anerkannter Weise durchgeführt und ihr die volkstümliche Ehrenbezeichnung „Bolte Mönschen“ eingebracht. Unter dem Namen war sie weit und breit bekannt und geachtet.

Ihr Familienname war dadurch fast in Vergessenheit geraten. Sofia heiratete den Landwirt von der Schlippen zu Lobbes bei Ratingen. Eduard Stinshoff trat das Erbe an, heiratete Emma Kückels vom Garm in Eggerscheidt und zeugte mit ihr 8 Kinder: Karl, Johanna, Anna, Gustav, Karolina, Elfriede, Otto und Alwine. Karl fand den Heldentod im Ersten Weltkrieg, Johanna wurde die Frau von Walter Einloos, dem Bürgermeister von Hösel[28].

Elfriede und Alwine sind noch ledig und unterhalten, wie bereits erwähnt, die Gastwirtschaft, und Otto, der mit Erna Ditzhaus verheiratet ist, versieht den landwirtschaftlichen (Zweig) Teil seines väterlichen Erbes. Drei Kinder sind ihnen bis jetzt beschert, zwei prächtige Stammhalter und eine liebliche Tochter.

Bei der Markenwaldverteilung 1811 fiel an die Boltenburg das Gebiet mit der Sandgrube, was Rechtsanwalt Glose zur Zeit kaufte und das Land, worauf das Doppelhaus steht, in dem die Familien Nofen und Wevlinghofen wohnen[29] und das Feld an der Wildenhausstraße. Am 28. 10. 1944 werden es 101 Jahre, daß der Name Stinshoff mit der Boltenburg verbunden ist. Und die beiden Söhne des Otto Stinshoff geben der Hoffnung Raum, daß durch sie diese Verbundenheit noch mindestens auf eine weitere Generation hinaus gewährleistet wird.

Am Graben Haus Nr. 8 (heute Nr. 18)

Zum Graben[30] gehört links von der Eggerscheidter Straße der eingehegte Garten und das ebenso breite Stück Ackerland bis an den Fußweg, der vom Schlagbaum von der Bruchhauser Straße bis zur Schmitz-Boltenburg führt und der Streifen Land, worauf die frühere kath. Schule gebaut wurde mit dem Garten[31]. Sodann rechts von der Straße ein ebenso breiter Landstreifen mit den beiden Wohnungen Nr. 8 und 10[32], der durch das Tal des Spindecker Baches[33] geht und bis zum Dickelsbach reicht. Das ganze Gebiet vom Graben hat zum Gute Bruchhausen[34] gehört. Davon ist das Land, worauf die kath. Schule stand[35], an die

28) Walter Einloos war der Besitzer des Hofes „Unterhösel“ und von 1933 bis 1945 Bürgermeister von Hösel.
29) Das erwähnte Gebiet mit der Sandgrube lag zwischen der Straße Im Sandforst und dem Wohnblock Adelsgarten und wurde seitlich von der Wolf-von-Niebelschütz-Promenade/Bismarckstraße und dem heutigen Gebäude des Malteserhilfdienstes/Grundstück der Geschwister Gerhard-Stiftung begrenzt. Siehe auch Anmerkung 25.
30) Der alte Kothen und die Hufnagelschmiede am Graben wurden um 1810 erbaut und 1978 für den Bau des sogenannten Punkthochhauses abgerissen. Heute Eggerscheidter Straße 18.
31) Gemeint ist hier das Gelände zwischen der Eggerscheidter Straße – Schlagbaum und Boltenburgsweg – Bruchhauser Straße.
32) Heute Eggerscheidter Straße Nr. 18 und Nr. 20.
33) Der früher offen verlaufende Spindecker Bach hat sein Quellgebiet im Bereich des Spindecksfeldes. Er unterquert die Eggerscheidter Straße, verläuft hinter der Boltenburg in Richtung Neuhausstraße – Schlipperhausstraße. Hier kommt er wieder ans Tageslicht und fließt kurz vor der Kläranlage in den Dickelsbach.
34) Das Bauerngut „Bruchhausen“ liegt in Hösel an der Bruchhauser Straße Nr. 30.
35) Die Höseler katholische Schule wurde 1910 erbaut und war bis 1936 in Betrieb. Heute Privathaus, Eggerscheidter Straße 27.

Gemeinde abgetreten, dann an die Bergische Kleinbahngesellschaft das Bahngelände für die Kleinbahn[36]. Und zuletzt ist das ganze Gebiet rechts von der Eggerscheidter Straße verkauft worden an den jetzigen Besitzer Dorgarten.

Hausplatz und Garten von Nr. 10[37] hat die Schuhmacher-Familie Wilhelm Meisenkothen mit dem dazugehörigen Landstreifen links von der Straße wohl schon früher käuflich erworben.

Der Garten mit dem Ackerfeld dahinter, was der Bauer Kohnen[38] gepachtet hat, gehört noch heute der Erbengemeinschaft Stinshoff. In dem Hause Am Graben hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Familie Middell gewohnt und danach noch lange Zeit der Fuhrunternehmer Peter Rückels mit seiner Familie. Peter Rückels transportiert meistens die fertiggestellten Waren vom Hof Bruchhausen wie den gebrannten Kalk, das lange gern geforderte Bruchhauser Hopfenbier und den gebrannten Schnaps[39].

In dem einstöckigen aus Bruchsteinen gebauten Hause befand sich lange Jahre hindurch die Hauptschusterei von Hösel, geleitet von Wilhelm Meisenkothen, verheiratet mit M.S. Nordtmann, nach ihm der älteste ehelos gebliebene Sohn Friedrich.

Die jüngste Schwester verehelichte sich mit Wilhelm Kessel, Fabrikarbeiter. Drei Kinder entstammten dieser Ehe: Wilhelm, Wilhelmine und Emma. Wilhelm Kessel wurde Schuhmacher[40] und setzte das Handwerk seines Großvaters und Onkels fort bis zum Zweiten Weltkrieg, wurde Soldat und ist nun abkommandiert zu einer Schusterei für Heereslieferungen in Höhscheid bei Solingen. Nach dem Kriege wird er wohl wieder seine alte Werkstätte eröffnen in Nr. 10[41]. Wilhelm Kessel sen. ist vor einigen Jahren gestorben.

Wilhelmine hat sich verheiratet, und nun ist es still geworden in Nr. 10. Die alte Frau Kessel lebt mit ihrer jüngsten Tochter noch allein in dem Hause. Aber allein sind sie nicht geblieben, wie in vielen Häusern der Gemeinde Hösel ist das letzte Plätzchen mit obdachlosen Bombengeschädigten besetzt. Der Urgroßvater der heutigen Generation Meisenkothen hat 1812 den Rußlandfeldzug unter Napoleon ganz mitgemacht und ist wie nur wenige heil wieder hier angekommen. Er hieß Johann Dietrich Meisenkothen und war verheiratet mit Margarete Kleinkalversberg, geheiratet in Linnep am 15. 11. 1828. Diese Familie wohnte am Stols-Buschkothen. An der Stelle Stols-Buschkothens ist später die Villa Schneider, Sinkesbrucher Straße Nr. 63 errichtet worden[42].

Neuhaus Nr. 12, 14 und 16[43]

Bei der Markenwaldverteilung 1811 fiel an das Gut Nofen[44] im Sonderstal der breite Streifen Land zwischen Kessels Hecke bis zur Neuhausstraße, rechts von der Eggerscheidter Straße bis über den Dickelsbach hinaus mit dem Wald daselbst[45] und links hinauf bis an den Fußweg[46]. Das Neuhaus ist damals wohl von dem Besitzer des Hofes Nofen, Johann Schmalscheid, errichtet worden und hat dann wohl als besonderes Zeichen an dem Hof und vor dem Neuhaus je eine wilde Kastanie gepflanzt. Nun stehen sie schon 133 Jahre und sind zu gewaltigen Bäumen herangewachsen. Die Kastanie im Nofener Hof dient mit ihrem dichten Blätterdach zum Schutz der Karren- und Ackergerätschaften[47]. Die Kastanie vor dem Neuhaus verlor bei einem furchtbaren Unwetter am 30. 5. 1913 die Krone. Sie wurde von einem Wirbelwind abgedreht und so auf das Dach des Hauses Nr. 12 fortgeweht, daß der Stamm durch das Dach drang, die Decke durchstieß und auch den Fußboden zer-

Der Kotten Neuhaus mit dem „Schlößken“ im Vordergrund.
Die Aufnahme entstand 1938

36) Die Kleinbahnlinie Hösel-Heiligenhaus wurde 1899 erbaut. 1923 mußte der Fahrbetrieb eingestellt werden. Siehe Quecke Nr. 65, Seite 70.

37) Heute Eggerscheidter Straße 20.

38) Landwirt Kohnen war damals Pächter des Freihofes Eickelscheid, der in Hösel an der Bayernstraße lag. Siehe Quecke Nr. 64, Seite 41 und 42.

39) Der Hof Bruchhausen war damals flächenmäßig der größte Hof in Hösel. Zum Hof gehörten früher auch ein Kalksteinbruch mit Brennöfen, eine kleine Bierbrauerei und eine Schnapsbrennerei. Die Landwirtschaft wurde 1978 aufgegeben. Die Ländereien sind heute verpachtet.

40) Willi Kessel betrieb seine Schusterwerkstatt noch bis zum Jahre 1986. Er war damals noch der einzige Schuster in Hösel und verstarb mit 83 Jahren 1989.

41) Heute Eggerscheidter Straße 20. Das Haus hieß „an der Blume“.

42) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 100, Anmerkung 22.

43) Gemeint sind die heutigen Hausnummern Eggerscheidter Straße Nr. 24 und 26. (Haus Nr. 16, das „Schlößken“ wurde abgerissen.

44) Der Hof Nofen liegt in Hösel, in den Höfen Nr. 45.

45) Das Grundstück ging bis zur Kohlstraße.

46) Der damalige Fußweg ist die heutige Straße Am Schlagbaum.

47) Die Kastanie mußte vor einigen Jahren aus Sicherheitsgründen gefällt werden.

Die Katholische Schule (erbaut 1910) und die katholische Kirche (erbaut 1911) um 1913

schmetterte. Die Kinder waren noch nicht zu Bett geganen, sonst hätten sie leicht erschlagen werden können. Der Schaden ist wieder ausgewachsen, man merkt kaum mehr etwas davon, der Baum ist wieder so kraus und dicht wie vordem[48].

Der letzte Schmalscheid, der 1869 zu Nofen starb, verkaufte um 1855 das Neuhaus mit den beiderseitigen breiten Landstreifen, rechts nur bis zum Dickelsbach und links bis zum Fußweg, der vom Schlagbaum durch die Felder führt[49]. Der Teil des Markenwaldes jenseits des Dickelsbaches bis zur Kohlstraße verblieb Eigentum des Hofes Nofen. Der Käufer war der Schreinermeister Friedrich Nofen, Onkel von dem Bäcker Wilhelm Nofen vom Hohlenweg[50] und dessen Ehefrau Henriette Prinz. Dieser Landstreifen ist von geringer Fruchbarkeit und brachte dem Besitzer wenig ein. Da teilte er von der Höhe jenseits des Spindecker Baches an den Landstreifen bis zum Dickelsbach in 6 Querstreifen[51] und baute auf jeden Querstreifen an der Neuhausstraße ein einstöckiges Wohnhaus mit Stallung und legte hinter jedem Hause einen Garten und Baumhof an. So blieb noch Raum genug über, ein Schaf oder eine Ziege halten zu können. Das waren zweckmäßige Wohnstätten für Arbeiterfamilien, wo die Hausfrau allein die häuslichen Arbeiten verrichten konnte, während der Mann auswärts auf Tagelohn ging oder in die Fabrik oder als Beamter an der Eisenbahn.

Die anfänglichen Mieter sind fast alle Eigentümer geworden und bewohnen und bewirtschaften heute noch diese praktischen Wohnstätten. Im ersten Hause Nr. 21[52] wohnt der Gemeindearbeiter Johann Benden mit seiner Familie, im folgenden Hause der Fabrikarbeiter Arnolds (Haus Nr. 19)[53], im 3. Hause der Fabrikarbeiter Derksen (Haus Nr. 13)[54], im 4. Hause in einer Doppelwohnung (Haus Nr. 11)[55] der pensionierte Bahnangestellte Wilhelm Hollenberg und in Nr. 9[56] der Küster und Zeitungsbote Fr. Hollenberg, im 5. Hause Nr. 7[57] Gustav Vogelbusch, Fabrikarbeiter, und im 6. Hause Nr. 3[58] der Weichensteller Robert Wetzel. Alle haben sich als prächtige gutsituierte Arbeiterfamilien bewährt. Der gute Einfluß einer praktischen Wohnstätte mit Garten, Baumhof und etwas Land zur Kleinviehhaltung ist hier unverkennbar erwiesen. Das kann man dem Zimmermann Friedrich Nofen als Verdienst anrechnen, wenn er auch wegen seiner Gleichgültigkeit in seiner Arbeit und an seinem Äußeren wenig Rühmenswertes zur Schau trug. Dafür war er bekannt, und das drückte der Volksmund mit dem Beinamen „Temmernofen“ aus. Aber er war ehrlich, und davon weiß man heute noch manches zu erzählen. Zum Bau von den Häusern und Zelten für die jährlich wiederkehrende Kirmes benötigte er Holz, und da er selbst nicht über einen Wald verfügte, wandte er sich meistens an den Bauer Jakob Stinshoff zu Bruchhausen[59]. Von ihm bekam er auch sofort die Erlaubnis, soviel in seinem Wald zu fällen, wie er benötigte. Er hatte erfahren, daß seine Angaben über die Menge der gefällten Bäume stets stimmte und er nie übervorteilt wurde. Darum ließ er dem Temmernofen stets freie Hand. In seiner Gleichgültigkeit war er oft auf seinen Vorteil weniger bedacht. So verkaufte er den Streifen Land, der links von der Eggerscheidter Straße liegt und für Bauplätze sehr geeignet ist und dazu noch fruchtbaren Boden besitzt, für eine Spottsumme an die Familie Meisenkothen[60]. So hat er wohl viel geschafft im Leben, aber wenig erworben. 1884 starb er 71-jährig, aber sein Sohn konnte das Neuhaus nicht halten, und so kam es in die Hände von dem Schreiner Jakob Weber, der schon bei dem Temmernofen als Geselle gedient hatte.

Nach dessen Tod 1917 übernahm sein Sohn Schreinermeister Wilhelm Weber das Neuhaus mit dem Gewerbe. Seine Ehefrau An-

---

48) Als die Eggerscheidter Straße ausgebaut wurde, stand der große Baum der Straßenverbreiterung im Wege und wurde 1970 von der Tiefbaufirma Emil Dimmendaal aus Eggerscheidt unter der Aufsicht der Ortspolizei Hösel stückweise zerlegt.

49) Siehe Anmerkung 46.

50) Siehe Quecke Nr. 62, Seite 62-64. „Einiges über den Alten und Neuen Hohlenweg und die Familie Nofen.“

51) Die rechte Seite der Neuhausstraße ab Hausnummer 26 bis zum Ende der Sackgasse.

52) Das Haus wurde 1933 wegen einer Neubebauung abgerissen. Heute Nr. 26.

53) Dieses kleine Anwesen wurde auch „Am Rosenbaum“ genannt und für den Bau eines neuen Hauses 1968 abgerissen. Heute Nr. 32.

54) Das alte Gebäude wurde umgebaut. Heute 34a und 36.

55 und
56) Auch das Doppelhaus wurde 1979/80 für einen Neubau abgerissen. Heute Nr. 44 und 46.

57) Für ein neues Haus mußte dieses Fachwerkhäuschen 1980 abgerissen werden. Heute Nr. 52.

58) Dieses Haus wurde nicht abgerissen und befindet sich noch im Besitz der Enkelin der Familie Wetzel. Heute Nr. 58.

59) Siehe Anmerkungen Nr. 34 und 39.

60) Lehrer Vogel hatte es schon vorausgesehen: die Familien Paul und Fritz Meisenkothen ließen hier Wohnhäuser erbauen. Heute Bruchhauser Straße Nr. 1, 3, 5, 7.

Der Spindeckshof um 1935. Er wurde 1975 niedergerissen

na Elisabeth ist eine geborene Schnettler. Ihr Sohn Herbert kommt zu Ostern aus der Schule und er wird das Handwerk seines Vaters erlernen[61].

Die beiden Wohnungen zur Rechten und zur Linken gehören mit zum Neuhaus und sind Eigentum des Schreiners Wilhelm Weber. In dem Hause, das die Nr. 12 trägt[62], wohnt die Familie Heinrich Schweitzer, und seine Frau Maria ist eine geborene Bauer. Der Mann ist zur Zeit Soldat. Das kleine Fachwandhaus zur Linken ist das älteste Haus an der Eggerscheidter Straße.

Es soll den Jägern in grauer Vorzeit gedient haben, wenn sie im Markenwalde Jagd abhielten und stand schon da, als sonst noch kein Haus an dem Wege zu sehen war. Als dauernde Wohnung ist es also auch nicht errichtet worden, und doch hat eine einzelne Person noch Raum genug in der kleinen Hütte oder dem „Schlößken“[63], wie der Volksmund es treffend bezeichnet. Jetzt hat sich die ledige Anna Wassenberg im „Schlößken“ häuslich niedergelassen und ganz wohnlich darin eingerichtet. Rechts vom schmalen Flur liegt das Schlafzimmer und links das Wohnzimmer. Das ist die ganze Herrlichkeit. Vor 20 Jahren wohnte im „Schlößken“ Frau Witwe Sauerland, eine geborene Busch, Maria Christina. Sie starb am 7. 5. 1926, 81 Jahre alt, nach kurzer Krankheit im Ratinger Krankenhaus.

Das „Schlößken“ und das Neuhaus mit dem riesigen Kastanienbaum sind ein beliebtes Objekt für Maler und Fotografen.

Vom Original Temmernofen noch ein kleiner Nachtrag. Pastor Otto Bleckmann kam einst von einem Hausbesuch von Temmernofen zu uns und erzählte meinen Eltern folgendes: „Komme ich da diesen Nachmittag zum Hausbesuch zum Schreiner Nofen, liegt er auf der Bank hinterm Ofen und beschäftigt sich mit Nichtstun. Als er mich sah, richtete er sich gemächlich auf, nahm die Mütze ab, die er stets so trug, daß der Kappenschirm nicht nach vorne gerichtet war, sondern nach der Seite und erwiderte meinen Gruß: „Dag, Herr Paschtur, dat ist aber schün, dat ihr mich och ens besöckt. Kommt, sett öch jett bei mich op de Bank.“ Ich folgte der freundlichen Einladung. „Su, nu drenkt ihr met mich och ens en Köpken Kaffeen. Fei (Sofie, seine Frau)“, rief er überlaut, „der Paschtur es hei, schött ens rasch der Kaffeen op, donn awer en Buhn (Bohne) mi (mehr) en der Pott.“ So geschah es, und wir setzten uns zusammen an den Kaffeetisch und haben uns lange anregend unterhalten, und ich habe dabei gemerkt, daß er für die Lehre Christi recht empfänglich war und daß er ein grundehrlicher Mann ist.“

Dem Graben[64] gegenüber liegt die neue Katholische Schule.

Bis 1910 besuchten die katholischen Kinder noch die evangelische Schule. Da ihre Zahl 50 überstieg und wir sie in den beiden alten Schulräumen nicht mehr alle unterbringen konnten, ging der langgehegte Wunsch der Katholiken Hösels in Erfüllung, eine eigene Schule zu bekommen. Sie haben nicht lange Freude an ihrer neuen Schule gehabt und noch weniger an ihren Lehrern. Seit 1936 wurden die Konfessionen wieder vereinigt unterrichtet und die neue 4-klassige Schule erbaut. Das Schulgebäude mit dem Garten erwarb käuflich Herr Berkemeyer. Er baute die Schule zu Wohnungen um.

---

61) Schreinermeister Wilhelm (Willi) Weber führte die Schreinerei seines Vaters Jakob bis zum Jahre 1967 fort. Danach trat Sohn Herbert in die Fußstapfen seines Vaters. Zwischenzeitlich wurde der Holzberarbeitungsbetrieb noch durch ein Beerdigungsinstitut ergänzt. Vater und Sohn waren auch lange Jahre Feuerwehrhauptmänner der Freiwilligen Feuerwehr von Hösel. Die Schreinerei besteht noch und ist heute verpachtet.

62) Heute Eggerscheidter Straße Nr. 24.

63) Über das „Schlößken“, das 1967 abgerissen wurde, gibt es noch eine andere Begebenheit zu berichten, die nicht unerwähnt bleiben sollte. Die heutige Heiligenhauser Straße und Eggerscheidter Straße waren schon vor langer Zeit ein Teilstück des sogenannten „Heiligenweges“, der aus dem Niederbergischen kam und zum Grabmal des „heiligen Suitbertus“ nach Kaiserswerth führte. Über diesen Weg wurden mehrmals im Jahr Prozessionen durchgeführt. Wie erzählt wurde, kam eines Tages wieder eine Gruppe von Gläubigen in Hösel an. Da es schon spät am Abend war, suchten sie alle ein Nachtquartier. Unter den Prozessionsteilnehmern war auch ein Edelfräulein, das Unterschlupf in dem kleinen Fachwerkhäuschen fand. Als am nächsten Morgen die Wanderung nach Kaiserswerth fortgesetzt wurde, verbreitete sich schnell die Nachricht, daß hier ein Edelfräulein übernachtet hatte. Die einfachen Bürger von Hösel glaubten, daß das Edelfräulein zu Hause in einem Schloß wohnte und nannten von nun an das kleine Fachwerkhäuschen „Dat Schlößken“.

64) Siehe Anmerkung 30.

Neben den Wohnstätten auf der linken Seite der Eggerscheidter Straße sollen zugleich die Höfe und Wohnstätten in sichtbarer Nähe, die auch nicht zu dem zu betrachtenden Westteile Hösels gehören, sondern zu dem südöstlichen Dreieck, hier schon einer näheren Beschreibung und Besichtigung unterzogen werden.

Die Spindeck

Steigt man auf der Adolf-Hitler-Allee[65], aus dem Dickelsbachtal kommend hinauf auf den zweiten Höhenrücken und bleibt dann dort, wo die Eggerscheidter Straße sich mit dem Schluß der Adolf-Hitler-Allee vereinigt und dann in der Fortsetzung den Namen Heiligenhauser Straße trägt – am Transformator in der Ecke des alten Schul-Gartens – stehen[66], so wird unser Auge unwillkürlich auf das schöne Gut an der Spindeck gerichtet[67]. Besonders fällt uns die aus Höseler Bruchsteinen erbaute Scheune auf. Sie bildet einen scharfen Kontrast (Gegensatz) zu den in Ziegelsteinen aufgeführten Stallungen. Das behäbige Bauernwohnhaus wird durch sie verdeckt. Es stellt sich erst in seiner schmucken Front von der Peddenkampstraße aus gesehen dar, an der es liegt, und von der in schräger Richtung ein breiter Fahrweg durch den Obstbaumhof bis zur Haustüre führt. Hier stand unweit des Eingangs lange Jahre hindurch als eine Zierde für das Wohnhaus eine mächtige zahme Kastanie. An ihrer Stelle soll, wie alte Höseler erzählen, eine Eiche gestanden haben, unter deren Schatten die Spinnerinnen des Hofes in den Mußestunden und an Feiertagen das Spinnrad haben schnurren lassen. Daher soll der Hof auch seinen seltsamen Namen bekommen haben, nämlich Spindeck – Spinn-Eiche oder Eick –.

Das Wort Spindeck wird aber durch seine etymologische Begründung, d.h. die Herkunft und die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes betreffend, des Verfassers der Chronik von Ratingen-Land, Karl Heck aus Essen, ins rechte Licht gestellt.

Wir aber richten nun unser Augenmerk im Nachfolgenden auf die Besitzer und Bauern, die die Spindeck durch zwei Jahrhunderte bewirtschaftet haben. Das älteste Bauernpaar ist uns durch seine Unterschrift unter dem Erbpachtvertrag vom 11. 11. 1695 über zwei Morgen Wiesenland, auf denen die reformierte Schule errichtet werden sollte, bekannt, nämlich Jannen und Gertrauden von der Spindeck. Sie haben schon vor der Gründung der reformierten Kirchengemeinde durch den Bau der Linneper Waldkirche im Jahre 1682 zu den Reformierten in der katholischen Kirchengemeinde Mintard gehört, denn ihre Taufeintragung sowie ihre Copulation[68] sind nicht in den betreffenden Kirchenregistern, die mit 1682 beginnen, eingetragen. Diese Daten liegen vor 1682 und sind weder in Mintard noch irgend anders zu finden. Als mit dem Bau der Waldkirche Linnep auch zugleich eine Schule in Breitscheid gegründet wurde, da ist wohl in Jan von der Spindeck der Wille rege geworden, auch in Hösel eine Schule für die reformierte Jugend errichten zu lassen. Er gründet mit den Reformierten in Hösel eine kirchlich freie Hausvätergenossenschaft, die weder auf kirchenrechtlichem noch auf politischem, sondern allein auf dem neutralen Boden des Familienrechtsstands fußte. Wahrscheinlich ist er auch der Vorsitzende gewesen. Im Auftrage der Hausvätergenossenschaft bot er der Kirchengemeinde von Linnep seinen Brackbanden, 70,38 a groß, an, diesen in Erbpacht zu nehmen, um darauf die Schule zu errichten.

Der Vertrag wurde angenommen und unterschrieben von Jannen und Gertrauden an der Spindeck, außerdem vom Prediger Bernsau und 8 Consistorialen und ausgeführt[69]. Die Nachkommen dieses Ehepaares blieben noch 50 Jahre hindurch auf dem Spindecker Hof. Das änderte sich aber durch die Heirat des Wilm zu Britscheid (oder Ritterskamp) mit Gertrud an der Spindeck, der letzten Erbin dieses Gutes am 17. 10. 1746. Ihr Sohn Heinrich, der an der Spindeck geboren und am 11. 5.1751 in Linnep getauft wurde, wurde später sein Nachfolger.

Er erwählte eine Höselerin zu seiner Ehefrau, nämlich Agnes Schürberg, die Tochter des Wilhelm Schürberg und Margarete zu Stolz. Ihre Copulation fand am 1. 5. 1779 statt. Er starb schon 1809, während sie ihn noch 35 Jahre überlebte. Ihr Sohn Johann, getauft am 10. 8. 1789, setzte die Reihe der Hofbesitzer aus dem Geschlecht der Ritterskamp fort. Er holte sich seine Frau aus der bekannten Familie Sengelmann am Umstand bei Kettwig. Gertrud war ihr Vorname. Ihre Hochzeit fand in Kettwig am 5. 5. 1826 statt. Mit 24 Jahren, vor seinem Ehestand, meldete er sich freiwillig zu dem preußischen Jägerkorps und machte mit diesem die Freiheitskriege von 1813 bis 1815 mit. Noch in den 80iger Jahren des vorigen Jahrhunderts hingen als Kriegstrophäen aus großer Zeit im Treppenaufgang zu den Schlafzimmern, der einzigartig durch einen Riesen-Schrank ging (und heute noch geht), an einem langen Haken der schwere, lederne Jägerhut mit einem mehr als 1/2 m langen senkrechten Schwanz, besser Kolben, der als Kokarde vorn auf dem Rande des Hutes befestigt war, ein schweres Gewehr mit Bajonett und Ladestock aus Eisen. In den Hahn war ein Feuerstein eingeschoben, der beim Abziehen an einer Stahlplatte vorbei glitt und Funken erzeugte, die das Pulver auf der Pfanne entzündeten und den Schuß lösten, eine große lederne Patronentasche, die an einem Riemen über die Schulter gehängt wurde und zuletzt noch ein säbelartiges Seitengewehr, das ebenfalls an einem breiten Riemen, der nicht um den Leib, sondern über die rechte Schulter ging, getragen wurde. Diese schwere, unpraktische kriegerische Ausrüstung ist später zur Aufführung von Kriegsspielen bei patriotischen Festen verliehen und nicht zurückerstattet worden. Der älteste Sohn und Hoferbe von Johann Ritterskamp und Gertrud Sengelmann war Wilhelm, geb. am 1. 6. 1827 an der Spindeck. Er heiratete die jüngere Schwester meiner Mutter, Johanna Schriever von der Bracht. Da diese Ehe kinderlos

---

65) Heute Bahnhofstraße.

66) Heute befindet sich hier der neue Kreisverkehr.

67) Der Spindeckshof, der nachfolgend beschrieben wird, wurde 1975 total abgerissen.

68) Verheiratung – kirchliche Trauung.

69) Weitere ausführliche Erläuterungen über die alte Höseler Schule, siehe Quecke Nr. 63, Seite 68-70.

blieb, trat er an seinen jüngeren Bruder 1882 den Hof ab. Johann Ritterskamp, so hieß der Bruder, war mit Henriette Schriever, der jüngsten Tochter des Ackerers Peter Schriever von der Bracht verheiratet und hatte bis 1882 den Stolshof[70] von der Familie Schürberg in Pachtung gehabt. Es waren beides Schwestern meiner Mutter. Onkel Wilhelm und Tante Hanna zogen in die von dem Vorsteher Karl Oberhösel erbaute und bis zu seinem und seiner Frau Tode bewohnte Leibzucht am nassen Kamp[71]. Die Ehe von Onkel Johann und Tante Jettchen wurde mit vier Kindern gesegnet. Die drei ältesten starben aber im jugendlichen Alter. Nur die jüngste Tochter Julchen blieb ihnen erhalten. Diese verehelichte sich später mit dem Rentner Ernst Tillmannshöfen. Sie wohnen auf Nr. 36 an der Adolf-Hitler-Allee[72]. Ihre einzige Tochter wurde die Frau meines Sohnes, des Lehrers Rudolf Vogel. Das nächste Anrecht an den Spindeckshof hatte das Ehepaar Wilhelm Kückels vom Garm in Eggerscheidt, der die einzige Schwester der beiden Ritterskamp, Julie, zur Frau hatte. Da die drei Söhne dieses Ehepaares bereits versorgt waren und auch die Tochter Emma mit Eduard Stinshoff an der Boltenburg verheiratet war, kam nur die Tochter Karoline Kückels, die den Ackerer Karl Straßen, zum Manne hatte, wohnhaft zu Füsting bei Homberg, in Betracht. Als Johann Ritterskamp 1892 sich auch zur Ruhe setzte, bezog nun die Familie Karl Straßen den schönen Spindecker Hof.

Auf vier Generationen der Familie Ritterskamp folgte nun die erste Familie Straßen als Besitzer der Spindeck.

Im Jahre 1912 starb Karl Straßen. Seine Frau setzte die Wirtschaft bis zur Großjährigkeit ihres einzigen Sohnen Wilhelm fort.

Nach Beendigung des Ersten Weltkrieges, den Willi Straßen[73] als Artillerist mitgemacht hatte, verheiratete er sich im Jahre 1919 mit Martha Schriever von Untenschrievers und übernahm das Gut. Für die 3. Generation der Familie Straßen ist ein Hoferbe vorhanden. Er heißt Karl, besucht aber noch die höhere Schule. Das Gut Spindeck umfaßt in seiner Gesamtfläche 28,13 ha.

Als Nutzfläche werden 27,25 ha bearbeitet[74].

In der nächsten Ausgabe der „Quecke“ wird der 3. Lernausflug fortgesetzt.

Anmerkungen von
Helmut Kuwertz

---

70) Der Stolshof liegt in Hösel, In den Höfen Nr. 18.

71) Das Haus steht in Hösel an der Heiligenhauser Straße Nr. 40.

72) Heute Bahnhofstraße Nr. 141.

73) Willi Straßen war von 1929 – 1933 Gemeindevorsteher und 1945 – 1948 Bürgermeister von Hösel. Er starb 1948.

74) Nach dem Tod seines Vaters bewirtschaftete Sohn Karl den Hof bis 1972. Danach wurden die Ländereien bis zum Abriß des Spindecker Hofes 1975 verpachtet. Schon 1959/60 wurden die ersten Wohnhäuser auf den früher nur landwirtschaftlich genutzten Flächen im Bereich der heutigen Danziger Straße/-Königsberger Straße errichtet. Im Laufe der Jahre wurde das gesamte Gelände für Bauzwecke verkauft und bebaut. Heute gibt es hier die Straßenbezeichnungen Liegnitzer Straße, Beuthener Straße, Annabergstraße, Marienberger Straße, Habichtsweg, Fasanenring und, in Erinnerung an den verschwundenen Hof, „Spindecksfeld“.

IMMOBILIEN IDS DIETER SCHYMIK GmbH

Hier finden Sie uns!

Ihr kompetenter Partner bei der
Vermittlung und Finanzierung
von Ein- und Mehrfamilien-Häusern,
Eigentums- und Mietwohnungen,
gewerblichen Wohn- und
Geschäftsobjekten.

Turmstraße 30 · 40878 Ratingen
Telefon (0 21 02) 2 80 88 · Telefax (0 21 02) 2 67 62

Nachtrag zu dem Artikel „Hösel und seine Künstler oder: Ein Schatz auf dem Dachboden” in der „Quecke” Nr. 67 vom November 1997

Im November 1997 berichtete ich in der „Quecke“ über Künstler, die in Hösel gelebt oder doch zumindest eine Zeitlang künstlerisch gewirkt haben. Dabei erwähnte ich, daß vermutlich noch so mancher verborgene Schatz auf einem Dachboden schlummert und erst durch einen Zufall wieder ans Licht gezogen wird. Viele Reaktionen von Lesern bestätigten das große Interesse am Schicksal der Höseler Künstler und ihrer Werke.

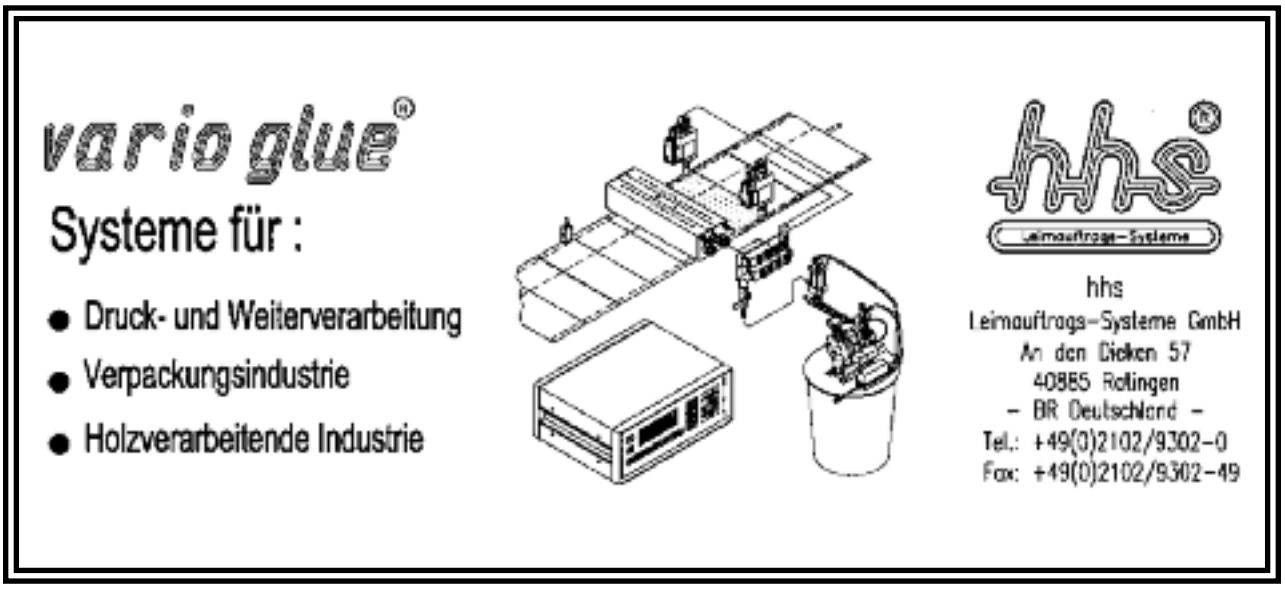
Mittlerweile sind noch weitere Funde zu melden. Die Evangelische irchengemeinde fand auf dem Dachboden ihrer Kirche die ausgebauten bleiverglasten Fenster mit der Schöpfungsgeschichte in einem sehr ramponierten Zustand. Dabei konnte aber zweifelsfrei die Identität der beteiligten Künstler festgestellt werden. Der Entwurf zu den Fenstern stammt von dem Historienmaler Arthur Kampf (1864 - 1950). Er erhielt seine Ausbildung an der Kunstakademie Düsseldorf, war dort Schüler Peter Janssens und Eduard von Gebhardts, seit 1893 selbst Professor an der Düsseldorfer Akademie, 1898 Berufung an die Berliner Akademie, deren Präsident er von 1907 bis 1912 war, und schließlich von 1915 bis 1925 Direktor der Hochschule für Bildende Künste. Danach war Professor Kampf freiberuflich tätig. Seine Verbindung zu Hösel lief über seinen Studienfreund Helmut Liesegang. Im Jahre 1995 bot der Journalist und Sammler Hans Ferres, der lange in Hösel gelebt hatte, dem Verein Lintorfer Heimatfreunde ein Konvolut Briefe Arthur Kampfs an, das meiner Meinung nach aus dem Besitz von Frau Liesegang stammen könnte. Durch Vermittlung des Kunstmuseums Düsseldorf konnte ein Doktorand aus Essen den Nachlaß Arthur Kampfs von Hans Ferres erwerben und für seine umfassende Doktorarbeit über den Künstler auswerten. Kampfs umfangreiches Werk ist über alle großen Museen verstreut. Die Ausführung der Höseler Kirchenfenster erfolgte durch die Firma Otto Wiegmann, Kunstglaswerkstatt in Kevelaer. Die Entfernung der Fenster aus der Kirche war laut Pastor Schumacher für die Verbesserung der Lichtverhältnisse nötig, aber als sein Konfirmand waren mir seine wahren Beweggründe bekannt. Er wollte die Höseler Kirche auf ihre reformierten Wurzeln zurückführen. Zu seiner Ehrenrettung sei festgestellt, daß er ein Mensch von großer Spiritualität und Intelligenz war, der beste Prediger, den ich je gehört habe. Die wie ein roter Faden (= seine Worte) sich durch das Leben ziehende Frage „Wie schaffe ich mir einen gnädigen Gott?” bewegt mich noch heute. Aber die Gemeinde war mit seinem Handeln nicht einverstanden. Es wurden Messer gewetzt, und einige Zeit später kam das Ende der Ära Schumacher.

Ein anderer glücklicher Fund gelang Helmut Kuwertz, der auf dem Dachboden seines Hauses ein Ölbild von Alwine Tauber „Waldlandschaft in Hösel” in einem guten Zustand entdeckte.

Manfred Buer meldet den Besitz eines Gregor von Bochmann-Bildes aus Lintorf, eine Strandszene im typischen von Bochmann-Stil mit dem Titel „Strand mit Braunem“. Es zeigt den von einem Pferd gezogenen Karren eines Muschelfischers.

Ich kann also nur jeden Bewohner eines alten Hauses auffordern, in Ruhe seine ausrangierten „Schätze“ zu betrachten. Wunder wird es immer geben.

Rolf Großterlinden



Theodor Fontane

** Neuruppin 30. 12. 1819 - † Berlin 20. 9. 1898*

Theodor Fontane
(Zeichnung von Immanuel Gentz, 1888)

Ja, das möcht' ich noch erleben

Eigentlich ist mir alles gleich,
Der eine wird arm, der andre wird reich,
Aber mit Bismarck - was wird das noch geben?
Das mit Bismarck, das möcht' ich noch erleben.

Eigentlich ist alles soso,
Heute traurig, morgen froh,
Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Ach, es ist nicht viel dahinter.
Aber mein Enkel, so viel ist richtig,
Wird mit nächstem vorschulpflichtig,
Und in etwa vierzehn Tagen
Wird er eine Mappe tragen,
Löschblätter will ich ins Heft ihm kleben -
Ja, das möcht' ich noch erleben.

Eigentlich ist alles nichts,
Heute hält's und morgen bricht's,
Hin stirbt alles, ganz geringe
Wird der Wert der ird'schen Dinge;
Doch wie tief herabgestimmt
Auch das Wünschen Abschied nimmt,
Immer klingt es noch daneben:
Ja, das möcht' ich noch erleben.

50 Jahre KAB in Lintorf

Die Gründung der KAB St. Josef, Lintorf

Schon im Jahr 1947 hatte Dechant Veiders mit interessierten Männern über die Gründung eines katholischen Arbeitervereins in Lintorf gesprochen. Im Dezember 1947 nahm Franz Heht, der spätere 1. Vorsitzende, mit dem damaligen Vorsitzenden des Arbeitervereins in Ratingen, Herrn Lippold, Kontakt auf. Herr Lippold setzte sich mit dem amtierenden Bezirkssekretär der KAB, Johann Caspers aus Düsseldorf, in Verbindung. Auf Initiative von Dechant Veiders und Herrn Caspers kam es am 13. Januar 1948 zur Gründungsversammlung. An dieser Versammlung nahmen neun Männer teil. Leider sind uns nicht alle Namen bekannt. Auch Bilder der Gründer liegen uns, bis auf Fotografien von Dechant Veiders, leider nicht vor.

Die folgenden Abschriften sind dem Originalschriftverkehr und dem Protokollbuch buchstabengetreu entnommen. Die Originale sind in deutscher Schrift geschrieben.

Abschrift des Protokolls der ersten Versammlung

Lintorf den 14. Jan. 1948

Im Einvernehmen mit Herrn Dechant Veiders wurde beschlossen, den kath. Arbeiterverein in Lintorf zu gründen. Kollege Heht hatte dieserhalb eine Besprechung mit Kollege Lippold, dem Vorsitzenden des kath. Arbeitervereins in Ratingen. Der seinerseits die Gründung freudig begrüßte und sich gerne bereit erklärte, den Wunsch an den Bezirksverband in Düsseldorf weiterzuleiten. Hierauf folgendes Antwortschreiben:

(Das Original vom 2.1.1948 liegt vor)

Erfreut war ich über die Mitteilung, die mir der Vorsitzende des Arbeitervereins Ratingen, Kollege Lippold, machte bezgl. der Gründung eines Arbeitervereins in Ihrer Pfarre. Selbstverständlich bin ich sofort bereit, mich dafür einzusetzen und auch, wenn es gewünscht wird,

Die Kerze, die Präses Thomas Wentz der KAB-Familie zum Jubiläum schenkte

nach dort zu kommen. Es müssten dann Ihrerseits die Vorbereitungen getroffen werden zur Abhaltung einer Versammlung der interessierten Kollegen. Ich würde dann gerne über unser „Wollen und unsere Ziele als kath. Arbeiterbewegung" zu diesen Männern sprechen. Sodann müsste in derselben Versammlung ein Vorstand gewählt werden, damit die Sache ein festes Gefüge bekommt. Ich würde mich freuen, wenn ich schnellstens etwas über Ihr Vorhaben erfahren würde.

Gott segne die christliche Arbeit!
gez. Joh. Caspers

Das Anerbieten des Kollegen Caspers wurde freudig und unverzüglich angenommen. Für Dienstag, den 13.1.1948, wurde die erste Versammlung anberaumt. 9 Männer fanden sich im Pfarrheim Lintorf, fest entschlossen und gerne bereit, den kleinen Kreis recht bald zu einem wirklichen Verein zu ergänzen. Kollege Caspers eröffnete mit dem Vortrag „Wollen und unsere Ziele als kath. Arbeiterbewegung". Fesselnd und temperamentvoll war der Inhalt für die kleine Zahl der Zuhörer. Mit ernsten, zu Herzen gehenden Worten schilderte er, wie gerade aus unseren Reihen viele tapfere und aufrechte Männer von verantwortlichen Führern des Dritten Reiches verfolgt und eingesperrt wurden. Es ist zur Genüge bekannt, wie sie Jahre in den Kerkern und Konzentrationslagern schmachteten, ihr Leben ließen, ja ihr Haupt hingeben mußten für ihre Idee, für die kath. Arbeiterbewegung. Es sind derer zu viele, um sie hier namhaft zu machen. Kollege Caspers wies klar und deutlich daraufhin, wo die Feinde der Kirche und somit auch des kath. Arbeiters zu finden sind. In den liberalistischen und marxistischen Kreisen. Seine Schlußworte waren von dem Gedanken und dem Wunsch beseelt, die Mitglieder des kath. Arbeitervereins mögen wahre Christuskämpfer sein und bleiben. Kollege Caspers erwähnte noch, daß in Zukunft jedes Mitglied die „Kettlerwacht" erhält. Anschließend sprach Kollege Heht dem Vortragenden seinen Dank aus. Herr Dechant Veiders dankte insbesondere für das Gedenken der Männer, die er auf Grund langjähriger Tätigkeit beim kath. Männer-Verein gekannt und die jetzt als Märtyrer des 3. Reiches ihr Leben ließen. Abschließend erklärte Herr Dechant sich gerne bereit, das Amt des Präses zu übernehmen und versprach, alles zum guten Gedeihen beizutragen.

Nun erfolgte noch die Wahl des engeren Vorstandes.

Gewählt wurden als:
1. Vorsitzender Franz Heht
1. Schriftführer Hubert Abels
1. Kassierer Josef Neuhausen

Als symbolische Handlung wäre noch zu erwähnen, daß Kollege Caspers dem Kollegen Heht die Vereinsnadel anheftete. Auf Vorschlag des Vorsitzenden führt der kath. Arb.V. Lintorf den Namen „St.Josef". Als erster Arbeiter, der Beschützer der christlichen Familie, soll er stets unser Beschützer

und Vorbild sein. Die Versammlung schloß um 22.30 Uhr mit den besten Vorsätzen der Mitglieder. Gott segne die christliche Arbeit.

Vorsitzender Franz Heht
Schriftführer Hubert Abels
Präses Dechant Veiders

Der Verein wuchs in den nächsten Jahren stetig. In der Pfarrgemeinde und auch in der Zivilgemeinde nahm die KAB schon nach kurzer Zeit eine beachtliche Stellung ein. Die Veranstaltungen wurden schnell bekannt, da man hier auch heiße Eisen anfaßte. Für die vielen Vorträge gewann man Dozenten aus den eigenen Reihen und aus dem großen Angebot der gesamten KAB. Auch nachdem in Lintorf die Pfarrgemeinde St. Johannes entstanden war, blieb die KAB St. Josef für ganz Lintorf zuständig.

Folgende Vorsitzende hatte die KAB bis zum heutigen Tage:

1948 - 1950	Franz Heht
1950 - 1955	Bernhard Enk
1955 - 1971	Theodor Herscheidt
1971 - 1973	Werner Golücke
1973 - 1982	Willi Verhoeven
1982 - 1986	Herbert Arnolds
1986 - 1989	Günther Fleischer
1989 - 1992	Edi Tinschus
1992 - 1998	Günther Fleischer

Präses der KAB in Lintorf waren bis zum heutigen Tage :

1948 - 1968
Dechant Wilhelm Veiders
1968 - 1997
Pfarrer Franz Mezen
1997 -
Diakon Thomas Wentz

Jeder neue Vorsitzende brachte neue Ideen ein, jeder nach seiner eigenen Art. Dadurch war in der KAB in Lintorf immer wieder neues Leben und Interesse. Selbstverständlich kann der beste Vorsitzende nicht alles alleine machen, er benötigt einen Vorstand und viele Helfer aus den Reihen des Ortsvereines, die ihm Ideen zutragen und helfen.

Daran war hier in Lintorf, gottlob, nie ein Mangel. Im Laufe der verflossenen 50 Jahre haben viele Mitglieder im Vorstand und in den Ausschüssen mitgearbeitet. Ihre Namen zu nennen würde den Rahmen dieser Aufzeichnungen sprengen. Die KAB St. Josef Lintorf steht mit 98 Mitgliedern für die heutige Zeit recht gut da. Sicher, auch die KAB in Lintorf leidet an einem Mangel an jungen Mitgliedern. Das ist eine in fast allen Vereinigungen bekannte Erscheinung. Aber da die Mittelalten und die Alten bei der Fahne bleiben, besteht die berechtigte Hoffnung, daß wir in absehbarer Zeit auch wieder junge Mitglieder in unseren Reihen begrüßen können.

Die KAB ist nicht nur ein Verein, der religiöse und bildende Vorträge anbietet, die Geselligkeit pflegt und Ausflüge macht, nein, sie setzt sich auch mit Nachdruck für die Belange der arbeitenden Menschen und für Menschen in Not ein. Dies sind Grundziele der KAB. Auch die kritische Stellungnahme zu politischen Entscheidungen und das Einbringen von machbaren Vorschlägen in der Politik und im kirchlichen und öffentlichen Leben hat immer noch einen hohen Stellenwert in der KAB. Solange die KAB diese Ziele vertritt, kann sie nicht untergehen.

Für die nächsten Jahrzehnte
wünschen wir der
KAB St. Josef Lintorf
den Segen Gottes und Glückauf.

Gott segne die christliche Arbeit !

Am 1. Februar 1998 lud die KAB ihre Mitglieder und Freunde zur Jubiläumsfeier ein. Die Feier begann mit einer Festmesse um 10.30 Uhr in St. Johannes. Die Messe zelebrierte Pfarrer Bernhard Antony, unser Diözesanpräses der KAB, gemeinsam mit unserem Pfarrer Pater Chris Aarts, Dr. Joachim Windolph und unserem Präses Diakon Thomas Wentz. Da am nächsten Tag Maria Lichtmeß war, fand während der Messe die Kerzenweihe statt. Hierbei wurde auch die Kerze geweiht, die unser Präses dem Ortsverein zum Jubiläum schenkte. Thomas Wentz hielt eine eindrucksvolle Predigt, in der er das reichhaltige Jahresprogramm der KAB St. Josef Lintorf lobte, vor allem aber das soziale Engagement seiner knapp 100 Mitglieder hervorhob: „Wo Hilfe notwendig ist, da ist die KAB ansprechbar, da packt sie zu, ist sie da.“ So habe sich die KAB-Familie immer darum bemüht, neuen Mitbürgern in Lintorf eine Heimat zu geben, besonders in schweren Zeiten. Auch ihm und seiner Familie habe die KAB das Einleben in Lintorf um vieles erleichtert.

Diakon Thomas Wentz, Präses der KAB St. Josef Lintorf, bei seiner Predigt

Die Kirchenchöre von St. Anna und St. Johannes sangen gemeinsam unter der Leitung von Frau Schneider. Frau Krusenbaum begleitete auf der Orgel.

Nach der heiligen Messe fand dann im großen Pfarrsaal von St. Johannes eine Matinee mit anschließendem gemeinsamen Essen statt. Ungefähr 150 Personen

Dechant Veiders | Pfarrer Franz Mezen | Diakon Thomas Wentz

(KAB-Mitglieder mit ihren Freunden und Gästen) hatten sich eingefunden. Zunächst meldeten sich, nach einer kurzen Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden Günther Fleischer, die Vertreter der verschiedenen Vereine und Vereinigungen zu Wort. So sprachen unser Pfarrer Pater Chris Aarts, der Vorsitzende des KAB-Bezirksvorstandes Düsseldorf/-Neuss, der Vertreter der übrigen KAB Vereine der Stadt Ratingen, der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, die beiden 2. Vorsitzenden der Kirchenvorstände von St. Anna und St. Johannes, die Vorsitzende des KfD, der Vorsitzende des Kirchenchores von St. Anna und der Vorsitzende der Lintorfer Heimatfreunde.

Ein ganz besonderes Grußwort sprach der KAB-Diözesanpräses Pfarrer Bernhard Antony. Er berichtete von den vielen Aktivitäten der KAB. Vor allem wies er auf die unterschiedlichen Wege hin, die KAB in das nächste Jahrtausend zu bringen. Die KAB muß noch viel mehr als bisher das soziale Gewissen der Gesellschaft sein. Er berichtete über einen Wissenschaftler, der sich intensiv mit der KAB befaßt hatte und den Satz prägte: „Wenn es die KAB nicht gäbe, müßte man sie erfinden!"

Diözesanpräses der KAB,
Pfarrer Bernhard Antony

Friedensdorf International, Oberhausen
Von links: Josef Melchert, Herr Mertens, Edi Tinschus

Nach den Grußworten wurde das Buffet eröffnet. Es gab reichlich und gut zu essen. Auch für Getränke war gesorgt. In aufgelockerter Stimmung saß man noch einige Stunden beieinander. Eine im kleinen Saal aufgebaute Fotoausstellung mit Bildern aus dem Leben der KAB in den letzten Jahrzehnten wurde gut angenommen.

Nach Kaffee und Kuchen löste sich die Veranstaltung ganz allmählich auf. Es war eine gelungene Feier. Allen Helfern und Spendern herzlichen Dank.

Während des Mittagessens hatte unser erster Vorsitzender Günther Fleischer zu einer Spende für das Friedensdorf International in Oberhausen aufgerufen. Diesem Aufruf kamen viele nach. Die Sammlung ergab einen Betrag von über DM 900,00. Mit einer Aufstockung aus der Vereinskasse und den uns gemachten Geschenken kam eine Summe von DM 1350,00 zusammen.

Am 11. Februar 1998 überreichte der zweite Vorsitzende Josef Melchert Herrn Mertens vom Friedensdorf diesen Betrag. Herr Mertens bedankte sich herzlich für das Geschenk.

Das Friedensdorf in Oberhausen beherbergt z.Z. ca. 130 Kinder, und 106 weitere werden in deutschen Krankenhäusern betreut. Alle Kinder leiden an Verletzungen aus Kriegen oder Bürgerkriegen oder haben Krankheiten, die in ihrer Heimat nicht behandelt werden können. Die Kinder kommen aus Afghanistan und aus Angola.

Die KAB St. Josef Lintorf unterstützt das Friedensdorf International schon seit vielen Jahren.

In der Rheinischen Post erschien folgender Artikel:

50jähriges Bestehen KAB hilft im Friedensdorf

LINTORF. Die 94 Mitglieder der KAB-Lintorf im Pfarrsaal von St. Johannes Lintorf hatten mit vielen geladenen Gästen wahrlich einen Grund zum Feiern: Die KAB wurde 50 Jahre alt. Seit vielen Jahren unterstützen die KAB-Mitglieder die Kinder vom Friedensdorf in Oberhausen mit Geld- und Bekleidungsspenden. Jedes Jahr wird der wunderschöne Adventskranz nach der Adventsfeier der KAB ins Friedensdorf gebracht, um dort den Speisesaal für die über 100 Schützlinge der Einrichtung aus Kriegs- und Krisengebieten zu schmücken. Auch die Feier zum 50 jährigen Bestehen wurde in den Dienst der guten Sache gestellt. KAB-Mitglieder und Gäste sammelten den Spendenbetrag von 1350 Mark, der im Friedensdorf übergeben wurde.

Edi Tinschus

Der Lintorfer Martin Arndt feierte Primiz in St. Anna

Am Sonntag, dem 5. Juli 1998, erlebten die Gläubigen der Pfarrgemeinde St. Anna in Lintorf einen besonders feierlichen Gottesdienst. Der Lintorfer Martin Arndt zelebrierte zum ersten Mal die heilige Messe in seiner Heimatpfarre.

Elf Jahre mußte die Pfarrgemeinde St. Anna warten, bis wieder einmal ein Priester aus ihrer Mitte hervorging und in seiner Heimatpfarre Primiz feiern konnte. Während es aber für Joachim Windolph, der im Juni 1987 seine erste Messe in St. Anna feierte, schon früh feststand, daß er Priester werden wollte, beschritt Martin Arndt zunächst einen anderen Weg. Bevor er am 28. Juni 1998 im Hohen Dom zu Fulda von Erzbischof Dr. Johannes Dyba zum Priester geweiht wurde, hatte er vor seinem Theologiestudium bereits ein Ingenieurstudium mit dem Diplom abgeschlossen. Der frischgebackene Diplomingenieur machte sich die Entscheidung für das Priesteramt nicht leicht. Anfängliche Zweifel und ein Gefühl der Unsicherheit gehören nun der Vergangenheit an. Martin Arndt ist sich sicher, daß Gott ihn gerufen hat.

Feierliche Primiz in St. Anna am 5. Juli 1998.
Links ein Studienfreund, in der Mitte der Primiziant, rechts der ebenfalls mit Martin Arndt befreundete Lintorfer Jürgen Arnolds

Mittlerweile absolviert der gebürtige Düsseldorfer, der erst später mit seinen Eltern nach Lintorf zog, ein drittes Studium. In Rom beschäftigt er sich intensiv mit Kirchenrecht. Einige seiner römischen Studienkollegen ließen es sich nicht nehmen, zur Primizfeier nach Lintorf zu kommen und die heilige Messe durch Gebet und Gesang vorzubereiten.

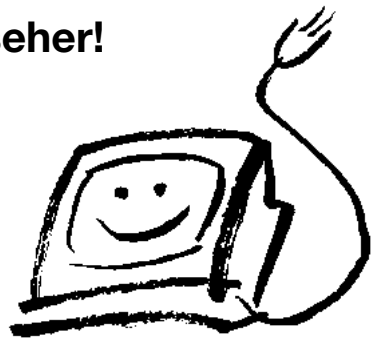
Manfred Buer

NOKIA TELEFUNKEN ONKYO PANASONIC PIONEER SABA

AKG SHARP METZ SONY TDK LOEWE

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

- Verkauf von Geräten aller Art
- Montage von Sat-Anlagen
- Reparaturen von Geräten aller Art
- Montage von Kabelanlagen
- D1 und D2 Telecommunikation



SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR

Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb

Speestraße 5 · Lintorf

Telefon: Verkauf 0 21 02 / 3 52 87 – Werkstatt 02 08 / 48 04 17

Fax: 0 21 02 / 3 39 33

TECHNICS AKAI JVC BOSE CANTON VIVANCO

Niederländische Zwangsarbeiter im Lager Lintorf

In einer niederländischen Publikation aus dem Jahr 1996, erschienen in Helden, einer Stadt in der Provinz Limburg, wurde ich auf ein dort abgedrucktes Dokument aufmerksam (siehe Foto). Dort heißt es unter der Überschrift: Einsatzstab Fischer/Hauptabschnitt „Dora", Bauabschnitt Schmitz, Lintorf:

Der niederländische Dolmetscher In den Kleef, Henrich, ist berechtigt, das Lager „Fürstenberg" mit 150 Niederländern heute abend 17 Uhr zu verlassen, um an der Messe in Lintorf teilzunehmen. Der Anwie auch der Abmarsch hat in geschlossenem Zuge zu erfolgen.

Lintorf, den 1. April 1945 - Der Abschnittsleiter

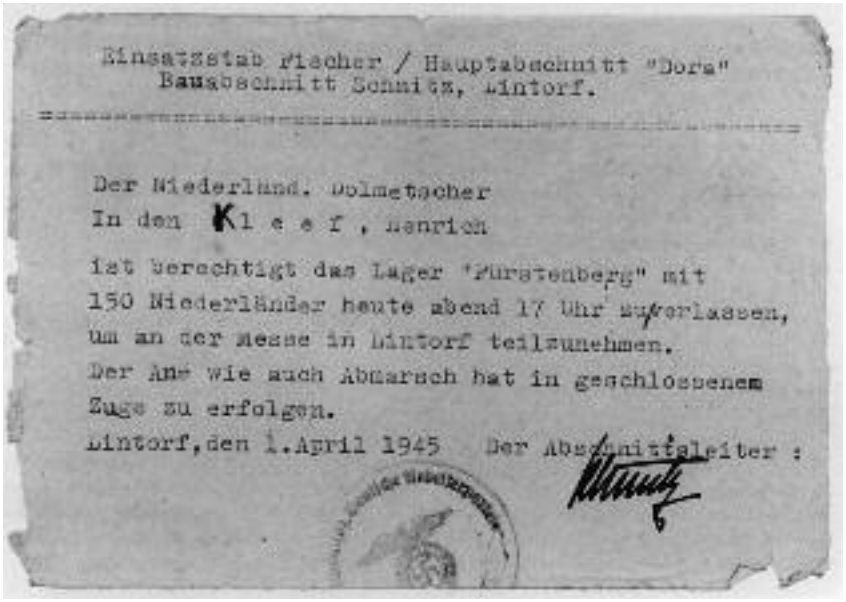
Und auf der Rückseite dieses Scheines steht:

„Für die holländischen Arbeiter wird folgendes mitgeteilt:

1. Die Arbeiter werden gebeten, nach der hl. Messe geschlossen zu ihrem Lager zurückzukehren. Nur dann, wenn alle ohne Ausnahme diese unsere Bitte erfüllen, wird in Zukunft die Sonntagsmesse möglich sein.
2. Am nächsten Sonntag wird an alle holländischen Kirchenbesucher bei Beginn der hl. Messe die Generalabsolution erteilt, sodass auch alle zur hl. Kommunion gehen können. Wer die hl. Kommunion empfangen will, muss vorher zwei Stunden oder, wenn dies nicht gut möglich sein soll, wenigstens eine Stunde nüchtern bleiben."

Im Kommentar dazu heißt es: „Ze mochten naar de kerk, maar bj voorkeur nuchter! Dat laatse waren ze eigentlijk al sinds 8 oktober."[1] Übersetzt: „Sie durften in die Kirche gehen, aber möglichst nüchtern. Das letzte waren sie eigentlich alle nach dem 8. Oktober".

Was war am 8. Oktober 1944 geschehen? In den Dörfern westlich der Maas im katholisch geprägten Nord- und Mittel-Limburg warteten an diesem Sonntag die Menschen in den Kirchen auf den Beginn des Gottesdienstes. Plötzlich riegelten deutsche „Grüne Polizei",



Einsatzstab Fischer / Hauptabschnitt "Dora"
Bauabschnitt Schmitz, Lintorf.

Der Niederländ. Dolmetscher
In den Kleef, Henrich
ist berechtigt das Lager "Fürstenberg" mit
150 Niederländer heute abend 17 Uhr zu verlassen,
um an der Messe in Lintorf teilzunehmen.
Der An- wie auch Abmarsch hat in geschlossenem
Zuge zu erfolgen.
Lintorf, den 1. April 1945 Der Abschnittsleiter :

Vorderseite des Dokuments über den Kirchenbesuch in Lintorf

Fallschirmspringer und Soldaten der Wehrmacht die Kirchen ab. Über 2000 Männer wurden an diesem Morgen gefangengenommen, weitere 1000 wenige Tage später, insgesamt über 3000. Sie wurden - es gab bei diesen Überfällen auch Tote - kurz vor Kriegsende an verschiedenen Orten in unserer Region und im Ruhrgebiet zur Zwangsarbeit eingesetzt. Bei diesen Aktionen war besonders Helmut Temmler aufgefallen, der in den letzten Kriegsmonaten in Ratingen gewohnt hatte. Temmler, Leiter des Gaukommandos Düsseldorf und Vertrauter des Gauleiters Florian, hatte mit seinen Leuten - ihm unterstand ein Trupp von 300 Mann - zahlreiche Plünderungen durchgeführt, z.B. im Februar 1945 in Arnheim, wo er viele wertvolle Gemälde gestohlen hatte. Wegen Temmler wandte sich sogar Heinrich Himmler an Martin Bormann, da ihm dieses Treiben zu viel geworden war. Bormann schrieb: „Gerade in den letzten Wochen und Monaten hat sich die Partei in den Niederlanden der Wehrmacht gegenüber so durchgesetzt, daß allerorts größte Achtung bestand... Abgesehen von dem Raub an sich, wird schon davon gesprochen, daß bei der Partei eine schöne Panikstimmung herrschen müsse, da solche Verzweiflungstaten möglich sind."[2]

Diejenigen 150 deportierten Niederländer, die im Lintorfer Lager Fürstenberg landeten, waren zuerst nach Viersen und in die umliegenden Dörfer gebracht worden. Als dort bereits Ende Februar die Amerikaner einrückten, mußten sie zu Fuß weiter in Richtung der noch nicht befreiten Gebiete laufen. In der Höhe von Düsseldorf erfolgte die Übersetzung über den Rhein, wo sie dann den Fluß stromabwärts weitergingen, bis sie nach Bockum kamen. Da die Front immer näher rückte, wurde es wegen des Artilleriebeschusses und wegen der Bombardierungen immer unerträglicher, ja lebensgefährlich. In Wittlaer wurden sie in einer zerschossenen Fabrik untergebracht, und von dort ging es weiter nach Lintorf in das „Kupplager", wie es auch genannt wurde, in welches täglich weitere Zwangsarbeiter verschiedener Nationalitäten hereingebracht wurden, die das nationalsozialistische Regime aus den Bereichen der heranrückenden Front fortschaffen ließ. Täglich schafften

1) Fred Cammaert, Sporen die bleven, hg. von Stichting Deportatie oktober 1944 Noord- en Midden-Limburg, Helden 1996, S. 192.

2) Helmut Heiber (HG.), Reichsführer …Briefe an und von Himmler, Stuttgart 1968, S. 388-390.

nach dem 10. April eingepferchte Zwangsarbeiter den Ausbruch aus diesem Lager, das nach schweren Beschießungen am 17. April einen Tag später durch die Amerikaner befreit wurde.[3)]

Niederländische Zwangsarbeiter waren etwa seit Herbst 1940 in Deutschland zur Arbeit eingesetzt worden, ebenso wie französische Kriegsgefangene. Nur anfangs wurde bei den Anwerbungen aus den Niederlanden noch nach dem Grundsatz einer gewissen Freiwilligkeit verfahren. Seit 1941 wurden mehr und mehr Niederländer für den Arbeitseinsatz in Deutschland zwangsrekrutiert.

Schon nach Kriegsbeginn 1939 waren polnische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene zum Arbeitseinsatz in das Deutsche Reich gebracht worden, später dann auch sowjetische Kriegsgefangene und Zivilpersonen. Auch hier waren anfänglich Anwerbungen erfolgt, indem Vertragsabschlüsse mit Einzelpersonen vorgenommen wurden. Doch viele wurden mit falschen Versprechungen getäuscht, deshalb hatten sich immer weniger Arbeitskräfte gemeldet, so daß Zwangsrekrutierungen in immer größerem Maße vorgenommen wurden, denen oftmals auch Kinder zum Opfer fielen. Die im Deutschen Reich eingesetzten Zwangsarbeiter waren keine homogene Gruppe. Französische und niederländische Zwangsarbeiter - als „Arbeitnehmer germanischer Abstammung" - sowie diejenigen aus den verbündeten Staaten waren besser gestellt - sie wurden beispielsweise zumeist besser verpflegt - als russische oder polnische Zwangsarbeiter, die auch besonders gekennzeichnet sein mußten. Wenn sie aus Polen kamen, trugen sie beispielsweise ein großes „P" oder „Ost", das, ähnlich dem Judenstern, auf die Kleidung aufgenäht werden mußte.

Das nationalsozialistische Regime vermied es, diese Arbeitskräfte als Zwangsarbeiter zu bezeichnen, sondern sie wurden in der Behördensprache als „ausländische Arbeitskräfte" bezeichnet. Oftmals tauchte in Erlassen nur der Begriff „Ausländer" auf. Viele Deutsche sahen in ihnen solche Arbeitskräfte wie die Saisonarbeiter, die sie schon aus der Vorkriegszeit kannten. Die Elendsgestalten, die in den beiden letzten Kriegsjahren vor allem in den Städten wahrzunehmen waren oder in den vielen Lagern, in welchen sie eingepfercht waren, nahm man oftmals nicht zur Kenntnis - oder man verdrängte später die Erinnerung an sie. Ältere Zeitzeugen verwendeten mir gegenüber sogar manchmal den Begriff „Gastarbeiter", wenn sie über diese Menschen sprachen.

1944 waren mehr als ein Drittel aller Arbeitskäfte in der deutschen Wirtschaft Zwangsarbeiter. Da die meisten Männer zum Kriegsdienst eingezogen waren, konnte insbesondere auch die Rüstungsproduktion nur mit Hilfe dieser Arbeitskräfte aufrechterhalten werden. In manchen Firmen erkannte man durchaus, daß eine einigermaßen gute Behandlung dieser Menschen den Arbeitsabläufen zugute kam. Zahlreiche nationalsozialistische Gesetze schränkten dies jedoch ein, denn dahinter steckte die Auffassung, daß vor allem für die „rassisch minderwertigen" Ostarbeiter jederzeit „Ersatz" beschafft werden konnte - schließlich sah der Nationalsozialismus für diese Menschen die „Vernichtung durch Arbeit" vor - und in den meisten Betrieben gab es - auch noch in der letzten Phase - genügend überzeugte Nationalsozialisten, die sich sicher waren, daß sie den Krieg und die „Weltherrschaft" gewinnen würden.

Was aus den 150 Niederländern im Lintorfer Lager geworden ist, konnte ich nicht ermitteln, aber sie haben offensichtlich fast alle den Krieg überlebt. Obwohl ich bei der niederländischen Vereinigung der Zwangsdeportierten (Stichting Deportatie oktober 1944 Noorden Midden-Limburg) nachgefragt habe, war es mir nicht möglich, direkte Kontake herzustellen. Das Thema „Zwangsarbeiter" ist bis heute auch in den Niederlanden ein brisantes. Nach 1945 wurden viele von ihnen in ihrem eigenen Land als Kollaborateure behandelt, die zudem noch in den Genuß von Entschädigungen kamen - im Gegensatz zu Zwangsarbeitern aus Osteuropa, mit denen staatlicherseits keine Entschädigungsabkommen ausgehandelt wurden. Erst seit den 1980er Jahren beginnt in den Niederlanden ein Umdenken. Und in der Bundesrepublik Deutschland sagten im Jahr 1998 mehrere große Industrieunternehmen zu (z.B. VW), Entschädigungen an die ehemaligen Zwangsarbeiter aus Osteuropa zu zahlen. Viele von ihnen sind jedoch inzwischen tot.

Dr. Erika Münster

3) Ebd., S. 191f. Zum Lager Lintorf vgl. auch Ruth Braun, Das wahre Leben war es nicht. Displaced Persons und das Lager Lintorf, in: Die Quecke 65/1995, S. 34-62.

Wir haben die optimale Lösung für Ihr Bad!

Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 26
Eingang Duisburger Straße
Telefon 02102/893189
TelefAX 02102/893180

KREATIV BÄDER
CIVELEK & FROHNHOFF GMBH
Exclusive Bäder und 3D-Badplanung
Jetzt neu: Whirlpools für den Garten

- ***Installations-Meisterbetrieb***
- Installation und Heizung
- Bäderrenovierung
- Sanitäranlagen
- Neu- und Umbau
- Kundendienst

Eine denkwürdige Begegnung in der Ukraine

Als Gärtnermeister **Heinrich Enk** nach der Rückkehr aus seinem Urlaub im November 1996 einen Rundgang über „seinen" Lintorfer Waldfriedhof machte, entdeckte er den kurz zuvor vom Verein Lintorfer Heimatfreunde errichteten Gedenkstein für die Verstorbenen des ehemaligen „Ausländerlagers" an der Lintorfer Rehhecke. Natürlich konnte er sich an dieses Lager noch gut erinnern, war er doch seit 1936 in Lintorf ansässig und wohnte unweit des Lagers bei seinen Eltern am Breitscheider Weg. Doch fielen ihm beim Anblick des Steines und beim Lesen seiner Inschrift auch Erlebnisse aus der Kriegs- und Nachkriegszeit ein, die sein jugendliches Leben entscheidend geprägt hatten und die in enger Beziehung zum Lintorfer Lager standen, in dem während des Krieges sowjetische Kriegsgefangene und junge Mädchen aus der Ukraine untergebracht waren, die in den Krupp-Werken in Essen Zwangsarbeit leisten mußten.

Heinrich Enk wurde 1909 in Duisburg geboren, wo er seine Schulzeit und Jugend verbrachte. Später zog er mit seinen Eltern nach Huckingen. Auf einer Fahrradtour mit seinem Vater lernte er zum ersten Mal Lintorf kennen, das dann seit Sylvester 1936 der Wohnort der Familie wurde. Als junger Gärtner war er beim Bau der „Reichsautobahn" beschäftigt, die 1937 zwischen Köln und Oberhausen fertiggestellt wurde. (Siehe: „Von der Reichsautobahn zur A3" in der „Quecke" Nr. 67 vom November 1997). Heinrich Enk mußte mit Kollegen für die Wiederbegrünung der Großbaustelle sorgen.

Im Jahre 1940 wurde er Soldat. Als Angehöriger einer Luftwaffenbaukompanie war er beim Flugplatzbau eingesetzt. Zwei Jahre verbrachte er auf dem Fliegerhorst Schönwalde bei Berlin, dann wurde seine Einheit für ein halbes Jahr nach Cambrai in Frankreich verlegt. Nachdem man seine Kompanie einer neu aufgestellten Division zugeteilt und diese in eine Infanterieeinheit umgewandelt hatte, erfolgte 1942 die Verlegung nach Witebsk in Rußland. Als der deutsche Rückzug begann und er mit seinen Kameraden häufig die Stellung wechseln mußte, geriet er einmal mit seiner Truppe 14 Tage lang zwischen die Fronten. Niemand wußte genau, wo sich die deutschen und wo sich die russischen Linien befanden. Im wesentlichen ernährten sich die versprengten Soldaten von Laub.

Im Juni/Juli 1944 brach die Front endgültig zusammen, und Heinrich Enk geriet mit seinen Kameraden in russische Gefangenschaft. Zu Fuß mußte er mit etwa 2000 deutschen Soldaten vom Feldwebel abwärts tagelang nach Moskau marschieren. Wer die Strapazen nicht mehr durchstehen konnte, mußte sich am Straßenrand niederknien und wurde erschossen. Mit einem Fußtritt wurden die Leichen anschließend in den Straßengraben gestoßen.

In der Hauptstadt nahm Heinrich Enk an dem legendären „Marsch durch Moskau" teil, bei dem den Russen 760.000 gefangene deutsche Soldaten in einer „Siegesparade" vorgeführt wurden. Bewußt hatte man den Männern tagelang nur hartes Brot zu essen gegeben, am Morgen vor dem Marsch aber Graupenbrei mit amerikanischem Schinken. Das Ergebnis war ein Massendurchfall, der dazu führte, daß völlig verdreckte Soldaten durch die nicht minder verdreckten Straßen Moskaus ziehen mußten. Am Abend des gleichen Tages wurden Heinrich Enk und seine Kameraden in Viehwaggons verladen. Nach achttägiger Bahnfahrt kam der Transport in Makeewka, 40 km nördlich von Odessa, an. Bis 1946 mußten die Insassen des dortigen Kriegsgefangenenlagers in der Schachtanlage „Lenin", einem Kohlebergwerk, Schwerstarbeit leisten. Dann wurde das Lager aufgelöst, etwa 50% der Insassen waren inzwischen gestorben. Heinrich Enk wurde nach Providanka bei Kiew verlegt, wo er auf der Schachtanlage „Roter Stern" im Kohleabbau unter Tage eingesetzt wurde. Auffallend war, daß dort auch viele junge Mädchen, etwa 15, 16 Jahre alt, vor allem an den Maschinen arbeiteten. Nach russischem Gesetz durften Mädchen erst mit 18 Jahren im Bergwerk arbeiten. Schließlich erfuhr er, daß diese Mädchen Zwangsarbeit verrichten mußten. Man hatte sie verurteilt, weil sie sich nach Deutschland hatten verschleppen lassen und dort zwangsweise gearbeitet hatten. In den Augen der sowjetischen Behörden galten sie damit als Verräterinnen. Obwohl es verboten war, kam es zu Gesprächen zwischen den Mädchen und den deutschen Gefangenen. Ein ähnliches Schicksal ließ die ehemaligen Feinde in 800 Meter Tiefe zu Kollegen werden. Einmal zeigte Heinrich Enk den Mädchen das Hochzeitsbild seines Bruders, das ihm als einzige Erinnerung an die Heimat geblieben war. Die Mädchen waren begeistert von dem schönen Paar. Plötzlich wollte ein Mädchen von ihm wissen, ob er nicht aus Düsseldorf sei. Eine junge Ukrainerin aus dem Bergwerk sei vor gar nicht langer Zeit auch in Düsseldorf gewesen.

Als Heinrich Enk dem jungen Mädchen am nächsten Tag auf der 800 Meter-Sohle gegenüberstand, mochte er seinen Ohren nicht trauen, als er ihre unglaubliche Geschichte hörte. Die Ukrainerin war zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt worden und hatte im Lintorfer Lager gelebt. Als die Engländer nach Kriegsende das Lager als Gefangenenlager übernahmen, litten die Insassen zunächst große Not, da sie von den Engländern nur unzureichend mit Nahrung versorgt wurden. Überfälle auf Häuser und Bauernhöfe in Lintorf und Umgebung waren daher an der Tagesordnung. Es stellte sich heraus, daß auch das Haus mit der Wohnung der Familie Enk von plündernden Lagerinsassen überfallen worden war. Nach einiger Zeit wurden die ukrainischen Zwangsarbeiterinnen von den Engländern nach Hause geschickt, ohne zu

wissen, welches Schicksal sie dort erwartete. Sie wurden zum Hauptbahnhof nach Düsseldorf gebracht und in die 1. Klasse-Abteile von D-Zugwagen gesetzt. In Magdeburg, an der Grenze zur sowjetisch besetzten Zone, wurde ihre Heimreise jäh unterbrochen. Die Mädchen mußten aussteigen und zu Fuß in ihre ukrainische Heimat weiterziehen. Dort wurden sie zunächst für ein Jahr zur Zwangsarbeit unter Tage verurteilt. Kontakt zu ihren Familien durften sie während dieser Zeit nicht aufnehmen.

Im gleichen Lager traf Heinrich Enk übrigens durch Zufall den Lintorfer Otto Hamacher. Da es ihm gesundheitlich schlecht ging, durfte er schon mit dem ersten Transport 1946 nach Hause fahren. Er teilte Heinrich Enks Eltern mit, daß ihr Sohn noch lebte und wo er sich aufhielt. Erst im Jahre 1947 konnte Heinrich Enk selbst seinen Eltern durch eine Rotkreuz-Karte ein erstes Lebenszeichen geben. Nach 4 Jahren schwerster Arbeit im Bergwerk wurde er 1948 eines Tages zum Lagerkommandanten gerufen. Dieser hatte gehört, daß Heinrich Enk Gärtner sei. Er beauftragte ihn, aus dem Lagergelände für 2000 Gefangene eine schöne Grünanlage zu machen. Doch war Heinrich Enk bereits so schwach, daß er nicht einmal mehr eine Hacke halten konnte. Eines Morgens bekam er Schüttelfrost und wurde auf die Krankenstation verlegt. Eine Blutuntersuchung ergab, daß er an Malaria tropica litt. Aufgrund dieser schweren Krankheit, die er wie durch ein Wunder lebend überstand, wurde Heinrich Enk aus der Gefangenschaft entlassen und kehrte über das Lager Friedland nach Lintorf zurück. Dort übernahm er schon bald das Amt des Friedhofsgärtners, zunächst auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße, später dann auf dem Waldfriedhof, in dessen Nähe er sich ein Wohnhaus baute und einen Gärtnereibetrieb errichtete. Dort lebt er heute noch, fast 90jährig, nicht weit von der Stelle, an der einst ein junges ukrainisches Mädchen unter menschenunwürdigen Zuständen ihr Leben fristen mußte, das er 2000 km weiter östlich, 800 Meter unter der Erde, kennengelernt hatte.

Manfred Buer

Grüner Tee wird immer beliebter

Fast unbemerkt hat auch hierzulande ein Genuß- und Heilmittel in den vergangenen Jahren „Karriere“ gemacht: ***Grüner Tee.***

1991 lag der deutsche Konsum bei jährlich knapp 86 Tonnen. Schon sechs Jahre später hatte er sich fast um das 20-fache gesteigert, nämlich auf 1.648 Tonnen.

Weltweit ist das Jahrtausende alte Getränk mit modernen, wissenschaftlichen Methoden untersucht worden. Dabei sind zahlreiche frühere Beobachtungen bestätigt und neue Entdeckungen gemacht worden. Der wohl wichtigste Bestandteil des Tees ist das Koffein, das die Konzentrationsfähigkeit erhöht und die Wachheit fördert.

Das Koffein im ***Grünen Tee*** ist an Gerbstoffe gebunden und wird vom Organismus langsamer aufgenommen. Die Wirkung ist wesentlich sanfter und dennoch langanhaltender als nach dem Genuß von Kaffee und schwarzem Tee.

Es steckt aber noch viel mehr im ***Grünen Tee***: Zahlreiche lebenswichtige Vitamine, Spurenelemente und Mineralstoffe wie Eisen, Magnesium, Kupfer, Mangan und Fluor.

Wenn Sie mehr über Qualitätsmerkmale und Zubereitungsformen von ***Grünem Tee*** wissen möchten oder über neueste Forschungsarbeiten, die sich mit der Wirkung von ***Grünem Tee*** als ***Naturheilmittel*** befassen, informiert werden möchten, wenden Sie sich bitte an das:

L I N T O R F E R R E F O R M H A U S
Speestraße 6 · 40885 Ratingen

Margarete Düwelhenke
refo Beraterin für Naturheilmittel

Lintorfer Reformhaus
Reformhaus
Treffpunkt gesundes Leben

Zwangsarbeit in Cromford

Ein Werkstattbericht

Über lange Jahre hinweg klaffte das Thema Zwangsarbeit als Forschungsdesiderat in der Geschichtsschreibung. Trotz unterschiedlichster Arbeiten aus dem Bereich der Geschichte des Nationalsozialismus blieb dieses Feld erstaunlicherweise unbearbeitet[1]. Die Gründe hierfür sind vielschichtig. Teile der Kriegsgeneration hatten nach dem Rücktransport der ausländischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiterinnen darauf gehofft, mit dieser Vergangenheit und mit den Erinnerungen daran abzuschließen. Die Führungsebenen der Firmen, in denen die Zwangsarbeiter als billige Arbeitskräfte genutzt, ausgebeutet und vielfach auf das Schlimmste mißhandelt worden waren, hatten sich formal ihrer Verantwortung den Opfern gegenüber entledigt, indem die Bundesregierung in Teilen Wiedergutmachung leistete.

Auch große Industrieunternehmen, sofern sie sich überhaupt zum Einsatz von Zwangsarbeitern im Zweiten Weltkrieg bekannten, blockierten eine inhaltliche Aufarbeitung dieses Teils ihrer Werksgeschichte. Begründet lag dieses Verhalten sicherlich in der Angst vor der Forderung von weiteren Entschädigungen und einem drohenden Imageverlust. Man wollte sich in der Außendarstellung als florierendes und modernes Industrieunternehmen präsentieren und nicht als Betrieb, der sein Wachstum der Kriegsproduktion und dem Blutgeld der Zwangsarbeit zu verdanken hatte.

Studien zur Zwangsarbeit, die sich nicht nur mit der staatlichen Verwaltung von Zwangsarbeit beschäftigen, sondern auch sozialgeschichtliche Aspekte des Lebens der Zwangsarbeiter in Deutschland beleuchten, sind jedoch auch entscheidend auf firmeninternes Material bzw. die Mithilfe von den jeweiligen Firmen angewiesen. Nur wenige Firmen haben diesen Schritt der Öffnung gewagt. Ein positives Beispiel hierfür ist sicherlich das Volkswagenwerk, das den namhaften Historiker Hans Mommsen bei seiner Studie über die Firma unterstützte[2]. Mühevolle Unternehmungen zur Aufarbeitung der Geschichte der Frauen und Männer aus Polen, Rußland und der Ukraine wurden von privaten Initiativen auf lokaler Ebene gestartet, ohne jedoch Unterstützung von seiten der Industrie zu erhalten und Einblicke in die Firmenarchive gewährt zu bekommen.

Die Chance, geschehenes Unrecht fundamentiert zu dokumentieren und auch als solches zu benennen, wurde somit nicht gegeben. Das Schicksal von fast 8 Millionen zwangsverschleppten Arbeitskräften konnte teilweise erst mit Hilfe von Dokumenten aus Osteuropa untersucht werden. Die Betroffenen blieben aufgrund des Ost-West-Konflikts und fehlender Namen zumeist unauffindbar. Ihre Schicksale blieben ungewiß. Dieser Teil deutscher Geschichte wurde somit nicht personifizierbar und blieb damit zugleich anonym. Wiedergutmachung wurde verhindert.

Im September 1997 veranstaltete die Stadt Ratingen die jährlichen Frauenkulturtage, die diesmal unter dem Motto „Frauengeschichte in Ratingen“ standen. (Eine Zusammenarbeit zwischen der Frauengleichstellungsstelle - Leiterin Frau Ebling, dem Stadtarchiv - Frau Dr. Münster, dem Jugendzentrum LUX, der VHS, der Ratinter Fraueninitiative und dem Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford - Frau Gottfried).

Die Theatergruppe „Erzählerinnen der Ratinger Frauengeschichte“ hatte sich zu diesem Anlaß die Geschichte der Frauen und Mädchen in Cromford zum Thema gemacht, dazu szenische Stücke geschrieben und diese im Rheinischen Industriemuseum aufgeführt. Die letzte Szene zeigte das Leben der Cromforder Zwangsarbeiterinnen. Die Beschäftigung mit den Zwangsarbeiterinnen im Cromforder Lager hatte das Bedürfnis geweckt, mehr über diese Frauen und Mädchen zu erfahren und ihre Geschichte auch öffentlich zu dokumentieren. Um eine weitere Aufarbeitung der Geschichte anzuregen, spendeten die „Erzählerinnen der Ratinger Frauengeschichte“ die Einnahmen aus ihren Aufführungen gemeinsam dem Rheinischen Industriemuseum und dem Stadtarchiv Ratingen mit der Auflage, es zur Aufarbeitung des Themas zu nutzen.

Mit ihrer Geldspende gab die Frauentheatergruppe dem Rheinischen Industriemuseum des Landschaftsverbandes Rheinland den Anlaß, ein seit längerem projektiertes Thema in Angriff zu nehmen. Auch in der Spinnweberei Cromford in Ratingen wurden zwischen 1940 und 1945 Zwangsarbeiter eingesetzt. Das persönliche Schicksal dieser Personen ist fest verwoben mit der Geschichte der Firma Brügelmann im 20. Jahrhundert. Konzeptionell konzentriert man sich mit seinen Darstellungen im Museum Cromford zwar auf die Gründungsphase der Fabrik im 18. Jahrhundert. Wenn ein Museum jedoch in diesen geschichtsträchtigen Räumlichkeiten untergebracht ist, ist es kaum möglich, sich der Aufarbeitung solch prägender Phasen in der Firmengeschichte wie der des Zweiten Weltkriegs zu entziehen.

Als man mit der Recherche begann, war nicht abzusehen, wie sich die Materiallage gestalten würde und welche Formen das Projekt annehmen könnte.

Vor- wie auch Nachteile lagen bei den Nachforschungen sehr bald klar auf der Hand. Als günstig er-

---

1) Eine erste Thematisierung der sogenannten „Fremdarbeiter“ fand in den 50er und 60er Jahren von einer Reihe industrienaher Autoren statt. Sie versuchten, die Zwangsarbeit als eine seitens des NS-Staates oktroyierte Maßnahme darzustellen. In der DDR nahm man das Thema Zwangsarbeit früh in die Forschung auf und behandelte es auch mit all seinen sozialen Folgen. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Thematik fand in der Bundesrepublik zu Beginn der 80er Jahre statt, als eine jüngere und unbelastete Generation von Historikern eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Problematik suchte.

2) Hans Mommsen: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich. Düsseldorf, 1996.

wies sich der Umstand, daß die Cromforder Fabrik bereits seit 1977 geschlossen ist. Das bedeutete, daß von seiten des ehemaligen Unternehmens keine Einsprüche gegen eine Recherche erhoben wurden, um eventuelle Schadenersatzklagen vorbeugend zu verhindern. Das vorhandene Material wird anscheinend nicht unter Verschluß gehalten, und es muß nicht aus Rücksichtnahme „Gefälligkeitswissenschaft" betrieben werden.

Als Nachteil erwiesen sich die wechselnden Besitzverhältnisse der Firma, die zu einer Verteilung von Unterlagen führten. Aufgrund der Schließung der Fabrik fielen Unterlagen der Vernichtung anheim. Das Firmenarchiv wurde aufgelöst, verstreut und sogar in Teilen vernichtet. Der Materialbestand ist also keinesfalls geschlossen überliefert, sondern nur bruchstückhaft und rudimentär vorhanden.

Der Anteil der ausländischen Arbeitskräfte, die in Ratinger Industriebetrieben während des Zweiten Weltkrieges beschäftigt waren, lag im Vergleich zu vielen anderen Gebieten relativ hoch[3]. Waren es 1940 vornehmlich polnische Zivilarbeiter, die in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, erhöhte sich der Bedarf an Arbeitskräften im Kriegsverlauf enorm. Selbst die zwangsverpflichteten deutschen Frauen waren nicht in der Lage, die zum Militär eingezogenen Männer in der Industrie zu ersetzen. Durch die forcierte Kriegsproduktion wurde der Arbeitskräftebedarf zusätzlich erhöht. So setzte man in Ratinger Firmen seit Juni 1940 zuerst französische Kriegsgefangene[4] und ab Mai 1942 auch Zwangsarbeiter aus der Ukraine ein[5]. Zwischen 1942 und 1944 verdoppelte sich der Ausländeranteil an der Gesamtzahl der Beschäftigten. Insgesamt kann davon ausgegangen werden, daß zwischen 1700 und 2600 ausländische Personen in Ratingen zwangsverpflichtet waren[6].

Auch die Spinnweberei Cromford bekam recht bald die ersten französischen Kriegsgefangenen zugewiesen. Im September 1940 trafen 15 Franzosen ein. Später kamen 12 weitere Kriegsgefangene hinzu. Sie arbeiteten jedoch nicht kontinuierlich in der Cromforder Weberei und der Karderie, sondern wurden je nach Arbeitslage auch an andere Fabriken ausgeliehen[7]. Die Arbeit an den rotierenden Karden war keinesfalls ungefährlich, so daß es bei drei der Franzosen, da sie kaum eingearbeitet waren, zu schweren Unfällen bis hin zur Amputation von Gliedmaßen kam. Untergebracht waren die Kriegsgefangenen auf der Kaiserswerther Straße in einem der fünf bewachten Gefangenenlager. Es handelte sich um die ehemalige Gastwirtschaft Hutwelker. Dort wurden sie nur mangelhaft verpflegt und täglich von einem bewaffneten Arbeiter aus Cromford abgeholt[8]. Trotz der starken Kontrolle gelang drei der Cromforder Kriegsgefangenen die Flucht aus dem Lager[9].

Die Annäherung und Verständigung mit den kriegsgefangenen Franzosen gelang in der Fabrik leichter als mit den ukrainischen

Rückseite der „Hohen Fabrik" mit dem heute nicht mehr existierenden Anbau im Jahr 1949. In diesem Gebäude befindet sich heute das Rheinische Industriemuseum

3) Vgl. Uwe Kaminsky: Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges. In: Ratinger Forum 1/1989, S. 90-155.

4) Stadtarchiv Ratingen (StA Rtg) 2-762 Wirtschaftlicher Lagebericht der Stadt Ratingen 24. 7. 1940.

5) StA Rtg 2-762 Wirtschaftlicher Lagebericht der Stadt Ratingen 23. 5. 1942.

6) Da es keine genauen Angaben über die in der Ratinger Wirtschaft Beschäftigten gibt, müssen Hochrechnungen zu Grunde gelegt werden. Büter geht von 1800 bis 2600 Ausländern aus. Vgl. Heinz Büter: Ausländische Arbeiter während des Weltkrieges 1939 - 1945 in Ratingen. Ratingen 1955, S. 5. Kaminsky dagegen schätzt die Zahl auf 2300 Ausländer. Vgl. Kaminsky: Fremdarbeiter, S. 41.

7) Angaben aus den Arbeiterstammkarten der ehemaligen Cromforder Spinnweberei im Stadtarchiv Ratingen NK 1.

8) Interview Heinrich K. mit Uwe Kaminsky 1988.

9) Angaben aus den Arbeiterstammkarten der ehemaligen Cromforder Spinnweberei im Stadtarchiv Ratingen

Mädchen, die im Dezember 1942 als Zwangsverschleppte nach Cromford gekommen waren. Rudimentäre Französischkenntnisse, das erwachsene Alter der Gefangenen und ihr Status als Kriegsgefangene bzw. später als Zivilarbeiter erleichterte den Umgang miteinander. Die Ukrainerinnen dagegen galten nach der offiziellen Ideologie als Menschen zweiter Klasse. Für sie galten wesentlich eingeschränktere Rechte als für die anderen Zwangsarbeiter.

Die ersten 18 Mädchen, die aus dem Don-Becken mit dem Zug nach Deutschland gebracht wurden, kamen nach einer auszehrenden Reise im Winter 1941/2 in Ratingen an. Sie hatten kaum die Möglichkeit gehabt, eigene Kleidung oder persönlichen Besitz mitzubringen und waren nur notdürftig ausgestattet. Die meisten waren unter 19 Jahre alt, viele gerade einmal 15.

Maja Tacke, die als Tochter des Fabrikdirektors Dr. Franz-Josef Gemmert die Zwangsarbeiterinnen vom Bahnhof abholte und sie mit dem Firmenlastwagen zur Fabrik bringen ließ, berichtete kurz nach Kriegsende von dem schlechten Zustand der Mädchen. Sie hätten zuerst entlaust und gebadet werden müssen und hätten an Ausschlag, Furunkeln und Krätze gelitten[10]. Die ehemalige Büroangestellte Henriette M. erzählt von einer Pediküre aller Mädchen bei der Fußpflege aufgrund des schlechten Zustands ihrer Füße[11].

Untergebracht waren die Mädchen in drei Räumen in der ersten Etage der sogenannten „Hohen Fabrik“, die zu diesem Zeitpunkt bereits in einem desolaten Zustand war und leer stand. Die Wohnsituation verschlechterte sich jedoch weiter, als ein Jahr später eine neue Gruppe von 17 Zwangsarbeitern in die Fabrik einquartiert wurde. Diesmal handelte es sich um Familien aus der Nähe von Leningrad. Unter ihnen befanden sich auch zahlreiche Kinder, sogar ein Kleinkind von 2 ½ Jahren. Die zwangsweise Unterbringung auf beengtem Raum, die Zwangssituation, die unterschiedlichen Sprachen und die heterogene soziale Schichtung führten schon bald zu Konflikten der Zwangsarbeiter untereinander und mit der Geschäftsleitung.

Dr. Franz-Josef Gemmert
(1891 - 1967)

Zivilistinnen und Zwangsarbeiterinnen bei der Zünderproduktion 1943

Daß die Zwangsarbeiterinnen auf dem Fabrikgelände lebten, war keinesfalls ungewöhnlich. Auch andere Firmen wie die Calor Emag besaßen ihr eigenes Lager. Das Cromforder Lager war jedoch sicherlich eines der kleinsten in der Stadt[12].

Inzwischen war man in Cromford auf die Metallverarbeitung umgestiegen. Die Spinnerei und die Weberei waren 1942 von zentraler Stelle in Berlin geschlossen worden, da sich die Baumwollimporte reduzierten und man wegen des Energie- und Arbeitskräftemangels die Produktion zentralisierte[13]. Gemmert, der um das Überleben des seit 1932 genossenschaftlich organisierten Betriebes kämpfte, gründete das Metallwerk Cromford. Bereits 1940 hatte er versucht, durch die Fertigung von Köpfen für Press-Stahl-Granaten im Fremdauftrag die Produktion aufrechtzuerhalten. Seit Mitte des Jahres 1942 wurden jedoch vornehmlich Brückenzünder für den Bergbau im Auftrag für die Dynamit Nobel AG hergestellt.

Die alten Nebengebäude der Fabrik wurden leergeräumt und die neuen Produktionstische aufgestellt. Hier arbeiteten die Zwangsarbeiter zusammen mit den deutschen Arbeitskräften, wickelten die Drähte und löteten die Sprengkapseln an. Nicht nur die erwachsenen Zwangsarbeiterinnen wurden zur Arbeit gezwungen. Auch drei Jungen im Alter zwischen acht und zehn Jahren arbeiteten in Cromford als Numerierer.

Im Betrieb galten - wie überall - die strengen Kontaktverbote zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern. Ehemalige deutsche Arbeiterinnen schildern jedoch, daß es im täglichen Arbeitsablauf kaum möglich gewesen sei, sich zu ignorieren[14]. Die schlechte Situation der Zwangsarbeiterrinnen und Kriegsgefangenen, die nur für einen geringen Lohn beschäftigt waren, führte auch dazu, daß das Kontaktverbot zumeist aus Mitleid gebrochen wurde. Die Arbeiterinnen schenkten manchmal Lebensmittel, Kleidung und sogar Schuhe[15].

---

10) StA Rtg. NK 1-168 Maja Tacke ohne Datum ca. 1945-47.

11) Interview mit der Verfasserin Juli 1998.

12) So findet das Cromforder Zwangsarbeiterlager keine Erwähnung in einer Aufstellung der Lager in Ratingen. Gefangenenbuch B, 1. 4. 1940 - 29. 3. 1945 im Kreisarchiv Mettmann

13) Vgl. Briefwechsel Gemmerts mit der Reichsstelle für Baumwollgarne und -gewebe in Berlin in StA Rtg NK 1-14

14) Interview der Verfasserin mit Frau Anni H. im Juli 1998.

15) Interview der Verfasserin mit Frau Henriette M. im Juli 1998.

Dies geschah stets mit der Furcht, entdeckt zu werden. Anders als in vielen anderen Ratinger Fabriken kam es jedoch nicht zur Denunziation der Zuwiderhandlungen.

Aus heutiger Sicht stellt sich der Umgang miteinander im isolierten Cromford als eine Zweckgemeinschaft dar, in der es möglich war, situationsbedingt gewisse staatliche Vorschriften bezüglich der Zwangsarbeiterinnen zu umgehen.Trotzdem blieben sie in jeder Hinsicht isoliert und diskriminiert. Schon allein ihre separate Unterbringung in den ärmlichen Räumlichkeiten der Hohen Fabrik, ihr längerer Arbeitstag, ihre reduzierten Nahrungsmittelrationen aus der städtischen Zuteilung und ihr geringer Lohn zogen klare Grenzen zwischen den normalen Arbeiterinnen und den Osteuropäerinnen. Sie waren ihrer Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit beraubt. Ihre mangelhaften deutschen Sprachkenntnisse bildeten eine zusätzliche Barriere. Sie verhinderten die Kommunikation mit den Deutschen und trugen zu einer weiteren Hilflosigkeit in der Situation der Entrechtung bei.

Es wurde nach aufwendigen Recherchen ersichtlich, daß die Bestände des Stadtsarchivs Ratingen und des Hauptstaatsarchivs in Düsseldorf allein nicht ausreichen würden. Viele der staatlichen und städtischen Dokumente sind den Angriffen auf Ratingen zum Opfer gefallen. Wir konnten jedoch nach einiger „Detektivarbeit“ Kontakt zu Zeitzeugen aufnehmen. Viele erklärten sich spontan bereit, von ihren Erlebnissen und Kontakten mit den Zwangsarbeiterinnen zu erzählen - einige weigerten sich kategorisch. Die langen Gespräche spiegeln eine Seite der Geschichte wider, wie sie in keiner archivalischen Quelle dokumentiert ist. Die Zeitzeugen erzählen von den kleinen Dingen des Alltags, die die Lücken zwischen den Zeilen ausfüllen und eine neue Sichtweise ermöglichen. Persönliche Erinnerungstücke und Fotos, Gegenstände, die für ein Museum unersetzlichen Wert haben, bereichern die Schilderungen oftmals.

Aus den alten Unterlagen Cromfords sind uns nicht nur - und das ist bereits eine Seltenheit - die Namen der damaligen Zwangsarbeiterinnen und Kriegsgefangenen überliefert. Fast zu allen im Lager untergebrachten Zwangsarbeiterinnen existieren Karteikarten, auf denen die Frauen mit ihren damaligen Heimatadressen und ihren Geburtstagen verzeichnet sind[16]. Zusätzlich, und das ist wirklich außergewöhnlich und für keine Ratinger Firma in dieser Form vorhanden, sind diese Karten mit Porträtfotos der Frauen versehen. Auch Gruppenfotos und Aufnahmen von ihrer Tätigkeit in der Fabrik, die der damalige Fabrikdirektor Gemmert selber aufnahm, sind überliefert. So ergibt sich die Situation, daß sich die geschlossene und bis dahin anonyme Gruppe in Individuen differenzieren läßt. Hinter den Namen, Daten und Gesichtern lassen sich die Einzelschicksale der oft so jungen Mädchen erahnen.

Wir konnten 85 Fremdarbeiter ausmachen, die zwangsweise für Cromford eingesetzt wurden oder als Zwangsarbeiterinnen aus anderen Firmen wie der Ratinger Papierfabrik bzw. der Ratinger Maschinenfabrik im Cromforder Lager untergebracht waren.

Russische Arbeiterinnen im Jahr 1943

Inzwischen fühlen wir uns daher verpflichtet, nicht nur allein die Firmengeschichte Cromfords aufzuarbeiten, sondern auch dem Schicksal der Kinder, Mädchen, Frauen und Männer gerecht zu werden, indem wir ihren Lebensweg und ihre Zeit in Deutschland dokumentieren. Daher haben wir versucht, mit Hilfe von übersetzten Briefen Kontakt mit den ehemaligen Zwangsarbeitern Cromfords aufzunehmen. Zudem soll sich eine Ausstellung im Museum Cromford sowohl der Firmengeschichte im Zweiten Weltkrieg, als auch den Zwangsarbeiterinnen in dieser Zeit widmen.

Inzwischen ist um das Thema Zwangsarbeit eine neue Diskussion entfacht worden. Nicht nur zwangsenteignete Juden fordern von namhaften deutschen Versicherungsgesellschaften die Auszahlung von Versicherungspolicen oder von Schweizer Banken die Freigabe im Krieg dort eingelagerter Wertbestände.

Nach dem Wegfall der militärischen Blockbildung verlangen auch ehemalige Zwangsarbeiter aus Europa einen Ausgleich für die von ihnen geleistete Arbeit und eine Entschädigung für das an ihnen begangene Unrecht - Zahlungen, die ihnen bislang verweigert wurden.

Die Aufarbeitung der Geschichte der Zwangsarbeit ist also aktueller denn je. Sie ist jedoch auch dringlicher als je zuvor. Denn wann, wenn nicht jetzt, bleibt noch die Gelegenheit, Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen und den Betroffenen zu zeigen, daß ihr Schicksal nicht nur eine Fußnote in der deutschen Geschichte gewesen ist.

Für weitere Informationen, Fotos oder Erinnerungsstücke aus dieser Zeit, die unsere Arbeit ergänzen könnten, wären wir sehr dankbar. Bitte wenden Sie sich an Frau Claudia Gottfried als Ansprechpartnerin.

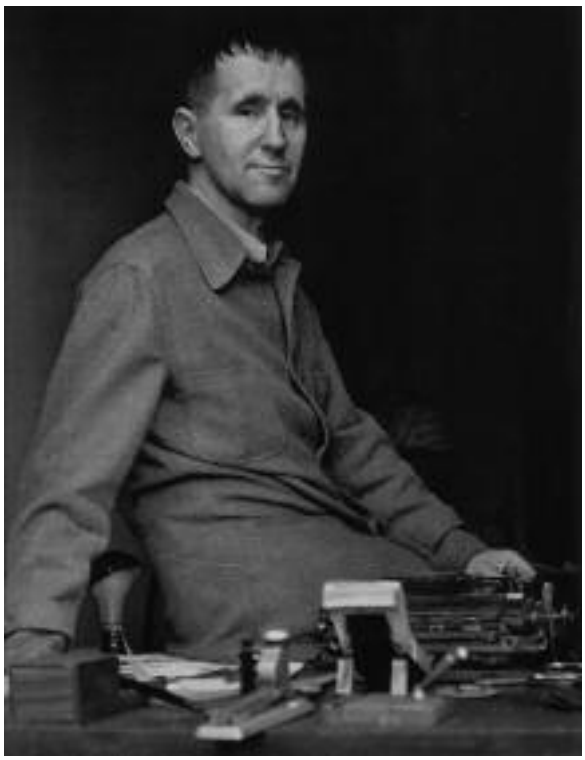
Rheinisches Industriemuseum
Außenstelle Cromford
Cromforder Allee 24
40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 87 03 09

Dr. (des.) Eva Zwach

16) StA Rtg Kartei der ausländischen Arbeitskräfte in Cromford NK 1

Bertolt Brecht

** Augsburg 10. 2. 1898 - † Berlin 14. 8. 1956*



Bertolt Brecht 1937 (Foto: Fred Stein)

Von den Sündern in der Hölle

1

Die Sünder in der Hölle
Haben's heißer, als man glaubt.
Doch fließt, wenn einer weint um sie
Die Trän' mild auf ihr Haupt.

2

Doch die am ärgsten brennen
haben keinen, der drum weint
Die müssen an ihrem Feiertag
Drum betteln gehn, daß einer greint.

3

Doch keiner sieht sie stehen
Durch die die Winde wehn.
Durch die die Sonne scheint hindurch
Die kann man nicht mehr sehn.

4

Da kommt der Müllereisert
Der starb in Amerika
Das wußte seine Braut noch nicht
Drum war kein Wasser da.

5

Es kommt der Kaspar Neher
Sobald die Sonne scheint
Dem hatten sie, Gott weiß warum
Keine Träne nachgeweint.

6

Dann kommt George Pfanzelt
Ein unglückseliger Mann
Der hatte die Idee gehabt
Es käm nicht auf ihn an.

7

Und dort die liebe Marie
Verfaulet im Spital
Kriegt keine Träne nachgeweint:
Der war es zu egal.

8

Und dort im Lichte steht Bert Brecht
An einem Hundestein
Der kriegt kein Wasser, weil man glaubt
Der müßt im Himmel sein.

9

Jetzt brennt er in der Höllen
Oh, weint ihr Brüder mein!
Sonst steht er am Sonntagnachmittag
Immer wieder dort an seinem Hundestein.

Gestapomorde im Kalkumer Wald und die öffentliche Bestattung der Toten am 13. Mai 1945

Im Juni des letzten Jahres erhielt ich einen überraschenden Anruf: der Regisseur Thomas Mitscherlich aus Bremen meldete sich im Stadtarchiv. Auf der Suche nach Material über das Kriegsende in Deutschland für einen geplanten Dokumentarfilm, der sich dem Thema „Umgang mit der Erinnerung an die Herrschaft des Nationalsozialismus" widmen sollte, hatte er bei Recherchen im Nationalarchiv Washington einen siebenminütigen Schwarz-Weiß-Film gefunden, der im Mai 1945 in Ratingen gedreht worden war. Dieser zeigte die Bestattung von 11 halbverwesten Leichen vor der Kirche Peter und Paul im Herzen der Stadt in Anwesenheit von mehr als 1000 Menschen. Mitscherlich fragte mich, ob ich wüßte, was genau auf dem Streifen zu sehen sei. Ich konnte mir denken, daß es sich um die von der amerikanischen Besatzungsmacht angeordnete Beerdigung von 11 Menschen handelte, die kurz vor Kriegsende im Kalkumer Wald von Angehörigen der Gestapo getötet wurden - so war dieses schreckliche Geschehen jedenfalls bisher in der Stadtgeschichte überliefert.[1] Stadtbekannte Nationalsozialisten aus Ratingen waren von den Amerikanern herangezogen worden, diese Toten aus den Bombentrichtern, in welchen sie verscharrt waren, herauszuholen und auf einem Lastwagen nach Ratingen zu fahren. Vor der Kirche Peter und Paul mußten sie dann die Gräber ausheben. Ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher sowie ein Geistlicher der US-Armee hielten die Bestattungszeremonie ab, und der gerade einen Tag zuvor von den Amerikanern zum Bürgermeister ernannte Dr. Franz-Josef Gemmert hielt die Totenrede. Von dieser Beerdigung waren bereits seit 1948 zehn Fotografien im Stadtarchiv vorhanden. In der von Heinrich Büter, einem Heimatforscher, seit 1939 geführten städtischen Chronik war vermerkt, daß es sich bei den Toten um „russische Plünderer" gehandelt habe. Über die Identität der Toten, aber auch die Umstände der Erschießung, war bisher nichts weiter bekannt. Es hatte aber bisher auch niemand weiter danach gefragt. Aus Erzählungen von Zeitzeugen wußte ich, daß sie bei dieser Beerdigung als Kinder oder Jugendliche damals dabei gewesen waren; ein Erlebnis, das einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte. Ich war deshalb der Ansicht, daß dieser Film, der ein außergewöhnliches historisches Dokument ist, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden müsse. Zuvor galt es jedoch, aufzuarbeiten, was eigentlich im Kalkumer Wald genau geschehen war. Ein aufmerksamer Blick auf die wenigen Quellen, die im Stadtarchiv vorhanden sind, zeigte sehr bald, daß es zahlreiche Widersprüche und Ungereimtheiten gab, so daß eine weitere Hinterfragung - auch im Hinblick auf das Auffinden weiterer Quellen - dringend nötig erschien. Nicht zuletzt durch die Unterstützung der Presse, die Auskünfte eines Zeitzeugen, der die Erschießung als 16jähriger Junge selbst gesehen hatte, Auskünfte aus dem Nationalarchiv Washington sowie Vorermittlungsakten, die sich noch heute im Polizeipräsidium in Düsseldorf befinden, konnte ich näheren Aufschluß gewinnen. Letztendlich hatte ich im Juli 1998 die Möglichkeit, ins englische Nationalarchiv, das Public Record Office, nach London zu fahren, um die gesamte Überlieferung zu diesem Fall sowie zu allen anderen, die unter der Bezeichung „Dusseldorf Cases" laufen, dort einzusehen.[2] Im folgenden möchte ich über die Morde im Kalkumer Wald und ihre Hintergründe näher informieren (Dusseldorf Gestapo 2 case - Kalkumer wood).

1. Fund der Ermordeten am 8.Mai 1945 und Tathergang

Am 17. April 1945 wurde Ratingen als vorletzte Stadt im „Ruhrkessel" durch Truppen der amerikanischen 15. Armee besetzt, Düsseldorf als letzte Stadt einen Tag später.

Am 8.5.1945, dem Tag der Kapitulation Deutschlands und damit des Kriegsendes, wurde der 16jährige Forstlehrling Rudolf R. aus Tiefenbroich durch den Polizisten Josef H. vernommen: „Am ungefähr den 10. Mai 1945 vernahm ich den Rudi R., geb. 28.8.1929 zu Tiefenbroich, Am Angerbach 25, wohnhaft dortselbst, der erklärte, dass Teile eines Leichnams aus einem Bombentrichter im Kalkumer Wald herausragten. Den Ausgang dieser Vernehmungen gab ich an die amerikanischen Behörden weiter. Am nächsten Tag ging ich mit einem amerikanischen Offizier und einem Arbeitskommando in den Kalkumer Wald, um den Bombentrichter freizulegen und den Leichnam auszugraben. Nachdem der Trichter freigelegt worden war, sahen wir 10 Leichen, darunter eine weibliche. Einige Leute des Kommandos behaupteten, dass diese Leichen erschossen worden waren."[3] Eine weitere männliche Leiche wurde in einem kleineren Trichter gefunden. Die Amerikaner fotografierten die Fundstelle und die Leichen.

Der Lehrling R. gab später dem Polizeiposten Kalkum schriftlich zu Protokoll, daß er dort im Wald etwa zu Beginn des Aprils 1945, also noch unter NS-Herrschaft, die Erschießung von etwa 15 Menschen beobachtet habe, dieses ihm jedoch zunächst in Vergessenheit geraten sei.[4] Herr R., der heute noch lebt, hat mir im April

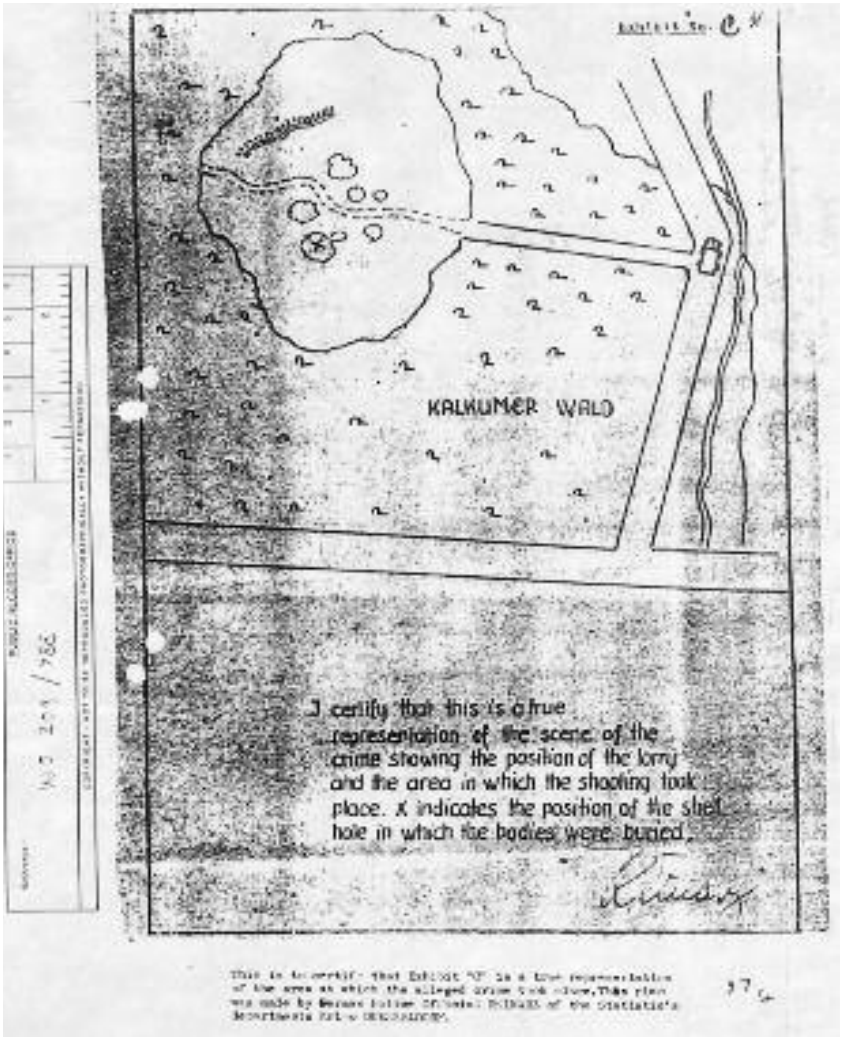
---

1) Vgl. Hermann Tapken/Detlef Wörner, Ratingen von 1945 bis 1949. Zusammenbruch, Not und Wiederaufbau in zeitgenössischen Zeugnissen, hgg. durch den Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.,Ratingen 1986, S. 11-13. Dort auch drei Fotos.

2) Dieses umfangreiche Material werde ich für die nächste Ausgabe des Ratinger Forums in einem weiter gefaßten Kontext aufarbeiten.

3) Public Record Office, London (=PRO), WO 309/1133, Bl.9.

4) Stadtarchiv Rtg 2-1851.



Skizze des Tatortes im Kalkumer Wald. Sie wurde von dem deutschen Kriminalbeamten Reinarz für die britischen Ermittlungsbehörden angefertigt

1998 diese Stelle im Kalkumer Wald gezeigt und mir genau geschildert, was er beobachtet hat. Er, der mit seinem Freund zusammen im Wald war, um Holz zu holen, hat diesen Vorfall anschließend sofort voller Angst seiner Mutter erzählt. Es haben bald auch weitere Personen aus dem näheren Wohnumfeld von der Exekution gewußt - nicht etwa aus Vergessenheit, sondern offensichtlich aus Furcht schwiegen sie darüber.[5]

Ebenfalls am 8. 5. 1945 zeigte der Kriminalobersekretär N., der bis 1944 bei der Kriminalpolizei-Außenstelle in Ratingen tätig gewesen, dort noch immer wohnhaft war und dann nach Düsseldorf versetzt wurde, an, am 6. April 1945 auf Befehl mit einem Wagen Gefangene in den Kalkumer Wald transportiert zu haben. Die Gefangenen waren im Hof des Düsseldorfer Polizeipräsidiums abgeholt worden. Nach der Aussage von N. und aller anderen an der Aktion beteiligten Polizisten in den Vorermittlungen der deutschen Polizei waren die Erschießungen nicht von den Kräften der Polizei, die den Transport begleiten mußten, sondern von den Kriminalkommissaren Dr. H. und Dr. O. sowie zwei ihnen unbekannten Gestapo-Männern und zwei Angehörigen des Zolls durchgeführt worden. Die anwesenden Polizisten hätten diese Tat mißbilligt. Diese Aussage wurde nach Einsicht in die Prozeßunterlagen - im November/Dezember 1947 kam es zu einem Prozeß vor dem Britischen Militärgerichtshof in Hamburg - die in London liegen, nicht bestätigt. Das Gericht ging im Gegenteil nach umfangreichen Vorermittlungen, die ich ebenfalls einsehen konnte, davon aus, daß neben den beiden Kriminalkomissaren mehrere der Polizisten, wenn nicht alle, genau darüber im Bilde waren, daß sie eine Massenexekution, der keinerlei - selbst unter Kriterien der nationalsozialistischen Diktatur - rechtmäßige Verurteilungen vorausgegangen waren, durchzuführen hatten. Dabei wurde insbesondere N. aus Ratingen schwer belastet, da er den Platz für die Erschießungen ausgewählt habe. So hält der im Auftrag der British Army of the Rhine in dem gesamten Fall tätige Ermittler Captain William Ellerty-Anderson fest: „According to H.s evidence it would appear that all personnel taking part in this execution were equally guilty and it is the investigator's opinion that all these people should be charged with participating in a mass murder. It would further appear that the witness N., far from being an innocent spectator, had full knowledge of what was about take place, and in point of fact, suggested the place of the execution".[6] Wegen Überlastung des Gerichts kam es jedoch gegen ihn wie zahlreiche weitere „niedere Ränge" der Polizei nicht zur Anklage, wie dies auch für so viele andere Prozesse galt. Die auch den Polizisten unbekannten Gestapo- und Zoll-Männer konnten auch durch die britischen Ermittler nicht aufgefunden werden. Die wesentlich niedrigere Anzahl von Polizisten, die Herr R. beobachtet hat, läßt jedoch den Schluß zu, daß diese Gestapo- und Zollmänner „erfunden" wurden, um sich selbst zu entlasten. Einer der an der Exekution beteiligten Polizisten, Sch., war aufgrund der Erschießungen offensichtlich vollkommen traumatisiert. Er konnte ebenfalls im Rahmen der Ermittlungen nicht mehr aufgefunden werden und galt als verschollen. Seine Angehörigen berichteten, daß er die letzten drei Wochen vor Kriegsende entgegen sonstigen Gewohnheiten ständig betrunken gewesen sei.[7] Es kam an anderen Tagen auch noch zu weiteren Er-

5) Vgl, Rheinische Post vom 18.4.1998.

6) PRO WO 309/1133 (hier das Zitat), WO 309/1134; WO 235/390 (diese Prozeßakte war bis 1978 geschlossen). Vgl. auch Akten des Polizeipräsidiums Düsseldorf WA/30, Ablage H 79, ohne Tagebuchnummer. Ich danke Herrn Polizeipräsidenten Rolf Wittmann dafür, daß er mir Akteneinsicht gewährte. Die Vorermittlungen, die sich in Düsseldorf befinden, wurden ebenfalls Bestandteil der britischen Ermittlungsakten, die Engländer stellten jedoch umfangreiche eigene Ermittlungen an, wie die reichhaltige Überlieferung zeigt.

7) PRO WO 309/1134.

schießungen im Raum Düsseldorf. Von den Briten wurde in insgesamt fünf größeren Fällen ermittelt (Dusseldorf cases I-V).
Die Anzahl der im Kalkumer Wald ermordeten Menschen schwankt in den Aussagen. N. gab 1945 8 bis 10 Personen an, in einer späteren Aussage 12. Der Forstlehrling gab damals in seiner Aussage die Zahl von vielleicht 15 Personen an. Er glaubt sich aber heute an elf Personen zu erinnern. Gefunden jedenfalls wurden in einem großen Bombentrichter 10 Menschen, 9 Männer und eine Frau, in einem

Der schmale Waldweg, auf dem die Gefangenen vom LKW zum Ort ihrer Erschießung bei den Bombentrichtern gehen mußten (Heutiger Zustand)

kleineren Trichter daneben ein Mann. Diese elf Toten wurden am 13. 5. 1945 vor Peter und Paul öffentlich bestattet.
Auch über die Erschießung selbst erfährt man einiges aus den Londoner Ermittlungs- und Prozeßakten. Die Gefangenen waren mit einem Lastwagen in den Wald transportiert worden. Kriminalkomissar Dr. H. sagte aus, die Gefangenen seien ziemlich unruhig geworden, als der Lastwagen von der Kalkumer Straße (heute Kalkumer Schloßallee) in den Waldweg (heute heißt dieser Weg „An der Anger") abgebogen sei. Sie wollten nicht vom Lastwagen absteigen, und einer der Gefangenen weinte, die Frau begann zu schreien. Durch dieses Verhalten hätten sie versucht, den „letzten Augenblick" herauszuzögern („I think they were trying off the final moment"), so die Interpretation Dr. H.s. Sie mußten sich dann in einer Reihe aufstellen, um auf einem kleinen Pfad, der für Autos unpassierbar war, weiter in den Wald hinein bis zu den Bombentrichtern zu laufen. Sie wurden von den Polizisten eskortiert. Einer der Polizisten sagte aus, „sein Gefangener", ein junger Mann, der ein wenig Deutsch konnte, habe ihn um Gnade angefleht, er sei ein Ingenieur aus Rußland. Dr. H. bewachte die Frau, die von ihm schließlich erschossen wurde, wie er in den Vorermittlungen und während des Prozesses gestand. Er stellte den Ablauf so dar: „Sie klammerte sich mit beiden Händen an meinen rechten Arm. Ich stieß sie mit meiner freien Hand zurück, in welcher ich die Pistole hielt. Als ich sie wegstieß, muß ich den Auslöser berührt haben. Die Frau brach auf dem Boden zusammen. Ich glaube, ich traf sie in den Brustkorb. Ich schoß ihr auch in den Kopf. Vielleicht habe ich auch etwas zu der Frau gesagt, bevor die Pistole das erste Mal losging."[8] Die in den Vorermittlungen der Düsseldorfer Polizei erwähnte Äußerung Dr. H's, der zu der Frau gesagt haben soll: „Erst plündern und dann sich entschuldigen", wurde während des Prozesses nicht wiederholt, auch - selbst im Kreuzverhör - nicht von dem Ratinger Kriminalbeamten N., der dies vorher schriftlich zu Protokoll gegeben hatte. Auch alle anderen anwesenden Polizisten sollen nach Auffassung des Gerichts auf die von ihnen eskortierten Gefangenen geschossen haben. Dabei spielte maßgeblich auch der Obduktionsbericht eine Rolle, auf den ich weiter unten eingehe. Das Gepäck der Getöteten wurde nach der Exekution wieder mit zurück nach Düsseldorf genommen. Die Papiere der Exekutierten hatte Dr. H. an sich genommen und sie vernichtet. Er wollte sich während der Ermittlungen und des Prozesses nicht mehr an die Namen der Getöteten erinnern und schwieg sich darüber aus.[9] Alle diese Menschen waren völlig willkürlich, ohne jegliches Gerichtsverfahren, umgebracht worden. Ein Mann war offensichtlich lebend aus dem Kalkumer Wald zurücktransportiert und am 16. April 1945 im Düsseldorfer Hafengelände auf der Neußer Straße von Kriminalkomissar Dr. H. erschossen worden.[10] Sein Name war vermutlich Ivan Ketlarjon, 22 Jahre alt, geboren in Rastow.[11]

2. Identität der Toten

Der Forstlehrling R. sagte aus: „…Ich konnte in einem Abstand von 150 m beobachten, daß etwa 15 Ausländer (Russen) ausgeladen wurden, Kriminalobersekretär N. sagte aus: „Die Namen der Erschossenen sind mir nicht bekannt. Meines Wissens handelte es sich um Russen".[12]
Kriminalsekretär W. fertigte am 15. 5. 1945 einen Bericht an, in welchem 6 der ermordeten Personen namentlich aufgeführt sind. Drei Menschen waren russischer Nationalität, darunter eine Frau, drei weitere waren Niederländer. Namen, Geburtsort und Geburtsdatum dieser sechs Personen, die Zwangsarbeiter waren, sind bekannt:
Simon Zoelli, geb. 1891 in Leyden
Jan Johannes Frikke, geb. 1914 in Amsterdam
Bernhard Fladderack, geb. 1912 in Boven-Hardingsfeld
Alex Kortum, geb. 1932 in Rußland - keine weitere Ortsangabe
Josefa Paplowitsch, geb. 1915 im Kreis Minsk
(W)ladimir Snihur, geb. 1922 in Zoboczen
Von den anderen heißt es: „Die Personalien der weiteren noch fehlenden Personen konnten anhand der Kladde nicht festgestellt werden. Nach weiterer Rücksprache mit Kriminalsekretär Sch. ist es des öfteren vorgekommen, daß durch Kriminalkomissar S. bzw. Dr. H. Leute ins Polizeigefängnis gebracht und kurz darauf wieder abgeholt wurden."[13] Daß Dr. H. immer leugnete, zu wissen, bei

8) PRO, WO 235/390, Übersetzung E.M.
9) Ebd.
10) In diesem Fall wurde Dr. H. - und anderen - ein weiterer Prozeß gemacht, in welchem er zum Tode verurteilt wurde. Vgl. PRO WO 309/812, Dusseldorf Gestapo 1 case.
11) Hinsichtlich dieses Namens gibt es in den Ermittlungsunterlagen eine offensichtliche Verwechslung, die Ketlarjon ebenfalls als in Ratingen bestattet annimmt.
12) Stadtarchiv Rtg 2-1851, Mitteilung des Einzelposten Kalkum an die Polizei-Behörde Ratingen -Land v. 8. 5. 1945; Akten des Polizeipräsidiums Düsseldorf WA/30, Ablage H 79, ohne Tagebuchnummer, Bericht v. 14. 5. 1945.
13) Akten des Polizeipräsidiums Düsseldorf WA/30, Ablage H 79, ohne Tagebuchnummer, Bericht v. 15.5.1945

Der kleine Bombentrichter, in dem die einzelne männliche Leiche entdeckt wurde (Heutiger Zustand)

wem es sich um die getöteten Personen gehandelt hatte, dürfte hauptsächlich in der Anklage begründet gewesen sein, die lautete: Kriegsverbrechen („war crimes") wegen der Tötung von Angehörigen der Alliierten („killing of allied nationals"), selbst wenn, wie der Staatsanwalt (prosecutor) des Prozesses betonte, sie nicht unter die Rechte von Kriegsgefangenen fielen. Da Dr. H. die Tötung der Frau bei der Exekution im Kalkumer Wald gestanden hatte, mußten er bzw. seine Verteidiger alles daransetzen, deutlich zu machen, daß sie die Identität der Erschossenen nicht kannten. Der britische Militärgerichtshof in Hamburg führte 1947 und 1948 zwei Prozesse gegen Kriminalkommissar Dr. H. durch, der wegen Kriegsverbrechen am 6. 2. 1948 in Hamburg zum Tode verurteilt wurde. Diese Strafe wurde kurz darauf in eine 21jährige Zuchthausstrafe umgewandelt, und 1952 wurde er begnadigt.[14)]

3. Warum wurden diese Menschen erschossen?

Kriminalkomissar H. gab gegenüber allen an der Aktion Beteiligten vor, bei den zu erschießenden Menschen handele es sich um „Plünderer". Dies war die nationalsozialistische Bezeichung dafür, daß sich Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangene, deren Lage kurz vor Kriegende noch elender war als zuvor, etwas Eßbares wie Kartoffeln oder Brot besorgten. Dr. H. sagte aus, daß mit der heranrückenden Front, unter zunehmenden Bombenangriffen, viele Fabriken zerstört oder beschädigt wurden. Betroffen seien davon auch die Lager gewesen, in welchen die Zwangsarbeiter untergebracht waren. Dr. H: „Those people (=Zwangsarbeiter) had nowhere to live, no food; and they only had the clothes they wore."[15)] Sie waren damit in den Zustand einer völligen Rechtlosigkeit gefallen, und offensichtlich fürchteten die Angehörigen der Gestapo und anderer Polizeikräfte sich davor, daß ihnen die Lage entgleiten würde - ihnen wurde mehr und mehr bewußt, daß der Krieg und damit die nationalsozialistische Diktatur kurz vor ihrem Ende standen. Auf Veranlassung der Gestapoleitstelle Düsseldorf sollten die Zwangsarbeiter - in der Terminologie der Nationalsozialisten hießen sie zumeist „ausländische Arbeitskräfte" oder „Ausländer"- damit man sie besser kontrollieren konnte, in abgelegenere Gebiete wie den Raum Wuppertal gebracht werden, doch konnte dies aufgrund der sich abzeichnenden militärischen Niederlage kaum noch umgesetzt werden, zumal diese Menschen zu Fuß auf den Marsch nach Wuppertal geschickt wurden, wobei jeweils 20 Personen von einem Polizisten bewacht wurden.

Die Menschen im Kalkumer Wald wurden ohne jedes Gerichtsverfahren erschossen. Es hatte auch kein „standrechtliches Verfahren" gegeben. Die Exekutionen erfolgten auf Anordnungen, die innerhalb des Behördenapparates der „Sicherheitspolizei" ergangen waren. Seit November 1942 war es den Leitern der Staatspolizei- und Kriminalpolizeileitstellen (die beiden Bereiche waren 1936 zur „Sicherheitspolizei" zusammengefaßt worden und waren damit engstens mit SS und Gestapo verbunden) erlaubt, sog. „Sonderbehandlungen" an „Arbeitskräften aus dem Osten" durchzuführen, die als „fremdvölkisch und rassisch minderwertige Menschen" galten. „Sonderbehandlung" meinte damit nichts anderes als „Liquidierung". Anfang 1945 wurde diese Anweisung von SS-Standartenführer Dr. Albath, dem Inspekteur des Sicherheitsdienstes und der Sicherheitspolizei, an die Gestapo-Leitstellen Düsseldorf, Münster, Dortmund und Köln, aus eigener „Machtvollkommenheit" zu entscheiden, auf alle Häftlinge ausgedehnt. Die Leiter der Gestapo-Leitstellen - in Ratingen für die Gestapo-Leitstelle Düsseldorf Oberregierungsrat und SS-Obersturmbannführer Dr. Henschke - trugen damit ebenfalls eine maßgebliche Verantwortung für die Durchführung solcher Exekutionen.[16)]

Nach 1945 haben die Gerichte dies in NS-Prozessen als „objektive Rechtswidrigkeit" gewertet, weil diese Erlasse ebenfalls als rechtswidrig angesehen wurden, da sie zum Verbrechen aufforderten. Der Straftatbestand „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" wurde Bestandteil der Rechtsordnung der Bundesrepublik Deutschland.

In vielen Städten Deutschlands waren im März und April 1945 solche Morde durchgeführt worden. Betroffen waren Zwangsarbeiter verschiedener Nationalitäten, Kriegsgefangene und politische Gefangene. Sie wurden an abgelegenen Stellen erschossen, in Bombentrichtern verscharrt und notdürftig bedeckt, wie es auch im Kalkumer Wald geschah.

Allerorts gab es, wie im Kalkumer

---

14) Schreiben des Staatsarchivs Hamburg v. 24.3.1998 an das Stadtarchiv Rtg.; Polizeipräsidium Düsseldorf, Wiedereinstellungsverfahren Dr. H., 15. 4. 1954.

15) PRO, WO 235/390

16) PRO, WO 311/495 v. 26.1.1945.

Wald, Menschen aus der Bevölkerung, die diese Taten beobachten konnten und die ebenfalls die Erklärung bekamen - und sich zumeist damit zufrieden gaben - man habe „plündernde Russen" erschossen. Die Gerichte verwiesen darauf, daß hier der Gedanke des Nationalsozialismus nachgewirkt habe, „der den Wert des Lebens eines Ostarbeiters für wesentlich geringer erachtete als den Wert des Lebens eines Deutschen".[17)]

Im Bereich der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf, die von 1943 bis 1945 ihren Hauptsitz in Ratingen hatte, sind aus Nachbarstädten wie Mülheim, Oberhausen, Essen, Duisburg und Wuppertal, weitere „Kriegsendphasenverbrechen", wie sie von den Juristen später bezeichnet wurden, aktenkundig geworden. So wurden aus dem Zuchthaus Lüttringhausen, heute zu Remscheid gehörend, und dem Gefängnis in Wuppertal-Ronsdorf, am Nachmittag des 12. April 1945 71 Gefangene auf LKWs „verladen", ein Großteil politische Häftlinge, überwiegend deutsche Kommunisten und Sozialdemokraten. Aber auch einige russische Zwangsarbeiter befanden sich darunter.[18)] Am Morgen des 13. April 1945, zwei Tage vor Kriegsende in der Region, wurden sie in einer Schlucht am Wenzelnberg, damals Solingen-Ohlings, heute ein Stadtteil von Langenfeld, exekutiert. Die Opfer, deren Identität größtenteils bekannt ist, mußten sich zu zweit hinknien und wurden durch Genickschuß getötet. Anwohner berichteten von entsetzlichen Schreien, die durch Pistolenschüsse unterbrochen wurden. Personal der Gestapo-Leitstelle Dortmund tötete fast 300 Menschen zwischen März und April 1945 in Parks im Stadtgebiet, z.B. dem Rombergpark, und verscharrte die Opfer in Bombentrichtern. Dort blieb - wie anderswo - die Identität der größten Zahl der Opfer im Dunklen.[19)]

In der Geschichtswissenschaft werden alle diese Morde häufig als „Karfreitagsmorde" bezeichnet, weil sie sich rund um die Ostertage des Jahres 1945 abgespielt haben (der Karfreitag war 1945 der 30. März). Der Historiker Bernd-A. Rusinek wertet es so: „Solche typischen Schlußkriegsverbrechen wurden in dem Bewußtsein verübt, daß es mit dem Dritten Reich zu Ende ging. Von der Unausweichlichkeit des Zusammenbruches wußten die Gestapo-Leute - wenn nicht seit Stalingrad, so doch seit der alliierten Invasion am 6. Juni 1944. Soweit rekonstruierbar, gingen die exponierten Gestapo-Männer davon aus, daß an ihnen nach der Kriegsniederlage Rache genommen würde."[20)]

4. Die öffentliche Bestattung der 11 Toten am 13. Mai 1945 vor Peter und Paul und die Umbettung im Juni 1948

Die öffentliche Bestattung der Toten war die erste Amtshandlung des von den Amerikanern einen Tag zuvor ernannten Bürgermeisters Dr. Franz-Josef Gemmert.

Am Tage der Bestattung erhielt Bürgermeister Dr. Gemmert eine anonyme Morddrohung des „Werwolf", einer im April 1945 geschaffenen nationalsozialistischen Untergrundbewegung, die in den bereits von alliierten Truppen besetzten deutschen Gebieten Sabotage- und Terrorakte verübte. So wurde am 25. März 1945 der von den Amerikanern eingesetzte Oberbürgermeister von Aachen, Franz Oppenhoff, von Angehörigen des „Werwolf" ermordet.

Das Ausheben der Gräber und die Bergung aus dem Bombentrichter im Kalkumer Wald zuvor erfolgte durch „stadtbekannte Nationalsozialisten", so z.B. den ehemaligen Ortsgruppenführer der NSDAP. Mit der Exekution selbst hatten diese Personen nichts zu tun.

Weit über tausend Menschen waren bei dieser Trauerfeier anwesend, zum Teil freiwillig, zum Teil auf Anordnung der Besatzungsmacht. Bürgermeister Gemmert sagte in seiner Rede zu, die Stadt werde „die Gräber der unbekannten Toten in ihre Obhut [zu] nehmen und werde sie als Ehrengräber einer verflossenen Gewaltherrschaft pflegen".[21)]

Im Jahr 1947 wurden zwei dieser Gräber geöffnet, da die britischen Ermittler im Vorfeld des Prozesses Obduktionen über die Todesursache und die Arten der Verletzung durchführen ließen. In einem Grab war Josefa Paplowitsch bestattet, in dem anderen die Leiche eines unbekannten Mannes. Im Obduktionsbericht, angefertigt am 4. Februar 1947 im Institut für gerichtli-

Bestattung der Toten vor der Pfarrkirche St. Peter und Paul am 13. Mai 1945 durch führende Nationalsozialisten der Stadt

17) Schwurgericht Duisburg 1959: Verbrechen der Endphase, Duisburg, 21. März 1945, in: Jusitz und NS-Verbrechen, Bd. 15, S. 663ff.

18) Vgl. VVN (Hg.), Jahre in Lüttringhausen - Endstation Wenzelnberg, Düsseldorf 1982

19) Vgl. „Verbrechen der Endphase", Landgericht Dortmund 1952, Bundesgerichtshof 1953, in: Justiz und NS-Verbrechen, Band 9,

20) Bernd-A. Rusinek, „Wat denkste, wat mir objerümt han". Massenmord und Spurenbeseitigung am Beispiel der Staatspolizeistelle Köln 1944/45, S. 407f, in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hrsg.), Die Gestapo - Mythos und Realität, Darmstadt 1995, S. 402-416.

Einer der Exekutierten wird im offenen Sarg in das Grab herabgelassen

che Medizin und Kriminalistik in Düsseldorf, heißt es zusammenfassend: „Diese Person, bei der es sich um eine Frau gehandelt haben kann und die vermutlich zwischen 30 und 40 Jahre alt war, ist durch mindestens zwei Schußverletzungen getötet worden. Ein Schuß war ein Steckschuß im Gehirn. Das Geschoß lag im Schädel, der Einschuß war hinten rechts am Schädel. Ein zweiter Schuß war ein Querschuß durch den Bauch. Dieser Mann ist durch mehrere Schußverletzungen getötet. Von diesen Verletzungen war ohne Zweifel tödlich ein Steckschuß im Gehirn. Der Einschuss lag hinten am Kopf. Auch die anderen Schüsse, nämlich ein Durchschuss quer durch den Mund von rechts nach links, ein Durchschuß durch den 7. Halswirbelkörper von rechts nach links und 2 Durchschüsse durch den rechten Oberarmknochen von rechs nach links sowie 1 Durchschuß durch den Brustkorb in der Höhe der sechsten Rippe von rechts waren jeder für sich zur Tötung des Mannes geeignet. Unter ihnen waren zweifellos tödlich der Durchschuß durch den 7. Halswirbel und der Durchschuß durch den Brustkorb, der die Rippen verletzt hat. Dabei kann es sich um einen von den beiden Schüssen handeln, die den rechten Oberarm durchbohrt haben".[22)]

Am 9. und 11. Juni 1948, kurz nach dem Rücktritt Bürgermeister Gemmerts, wurden die Toten vom Vorplatz der Kirche weg auf den Homberger Waldfriedhof umgebettet. Zeitzeugen aus Ratingen, die sich gut an diese Zeit erinnern können, erzählen, daß sie es gewundert hat, diese Gräber, die durch weiße Kreuze gekennzeichnet waren, dort plötzlich nicht mehr vorzufinden. Wer dies veranlaßt hat oder daran ein Interesse hatte, ließ sich bisher nicht ermitteln. Heinrich Büter, der seit 1939 eine offizielle städtische Chronik führte und dies nach 1945 ehrenamtlich auch weiterhin tat, da er ein großes Interesse an der „Heimatgeschichte" hatte, vermerkte: „Die Britische Militärregierung hat diesen Vorfall (die Ermordungen im Kalkumer Wald, E.M.) untersucht und den Leitern des Executionskommandos den Prozeß gemacht. Dieser fand in Hamburg statt und endete mit der Verkündigung des Urteils am 30. 11. 1947. Es lautete auf Freispruch, weil sich herausgestellt hatte, daß die 11 Erschossenen im Düsseldorfer Hafen geplündert hatten. …Die Errichtung der Ehrengräber vor der kath. Pfarrkirche Peter und Paul war somit unbegründet."[23)]

Diese Aussage ist nicht zutreffend. Heinrich Büter hat die Ermittlungsunterlagen nicht gekannt. Sie sind bisher niemals veröffentlicht worden. Er stützte sich auf eine Zeitungsmeldung von 7 Zeilen in der Rheinischen Post vom 7. März 1948 - wobei sich die Frage stellt, wer sie eigentlich verfaßt hat - die u.a. lautet -: „…H. war für schuldig befunden worden, im Frühjahr 1945 drei russische Staatsangehörige im Kalkumer Wald bei Düsseldorf erschossen zu haben". Seine Schlußfolgerung läßt sich aus dieser Meldung nicht ableiten, die zudem nicht dem Urteil entspricht: Dr. H. wurde wegen des Mordes an zwei russischen Zwangsarbeitern zum Tod verurteilt. Bei diesen beiden Morden hatte er die Alleintäterschaft zugegeben. Büter fügte seinen Aufzeichnungen, denen er einen „amtlichen Charakter" gab, indem er sie in die städtische Chronik einfügte, die Kopie einer Aussage des in Ratingen lebenden Kriminalobersekretärs N., die nachweislich in der Akte des Polizeipräsidiums enthalten ist, bei. Sie ist das Duplikat der ersten Aussagen von N. vor ermittelnden deutschen Polizisten, die Kollegen von N. waren. Im Kreuzverhör der Gerichtsverhandlung vor dem Britischen Militärgerichtshof in Hamburg hatte N. seine Aussagen nicht aufrechterhalten können. Zeitweise war von den Engländern sogar überlegt worden, ihn ebenfalls anzuklagen, weil er nur einen niedrigen Dienstgrad bekleidet hatte, sah man aber davon ab. Die britischen Ermittlungsakten und die Gerichtsakten kannte auch der Ratinger N. selbstverständlich nicht. Die elf Erschossenen im Kalkumer Wald hatten nicht im Düsseldorfer Hafen geplündert. Sie wurden ohne besonderen Grund, sondern, weil sie Zwangsarbeiter waren, die man angesichts des bevorstehenden Zusammenbruchs loswerden wollte, brutal exekutiert. Zur Erklärung gab die Polizei vor, sie seien „russische Plünderer", und diese Erklärung stellte wohl auch viele Menschen zufrieden.

Kriminalkommissar Dr. H. wurde nach einem Freispruch des Gerichts am 1. 12. 1947 - das Problem war, daß alle Polizisten an der Exekution beteiligt waren und nicht mehr im einzelnen bewiesen werden konnte, wer wen absichtlich erschossen hatte - in einem Verfahren am 6. Februar 1948 zum Tod durch den Strang verurteilt.

---

21) Stadtarchiv Rtg.2-825

22) PRO WO 309/1134, Bl. 71ff.

23) Stadtarchiv Rtg., Chronik Teil IV.

Die Erschießung der 11 Menschen ohne Gerichtsverfahren im Kalkumer Wald und von nachweislich drei im Düsseldorfer Stadtgebiet wurde vom Gerichtshof der britischen Miltitärregierung uneingeschränkt als Kriegsverbrechen gewertet, unabhängig von der Frage der Verurteilung. Das Plädoyer des britischen Staatsanwalts (prosecutors), das zehn eng beschriebene DIN A4-Seiten umfaßt, ist in diesem Zusammenhang höchst aufschlußreich, vor allem in der Entgegnung auf die Argumente des Verteidigers von Dr. H., des Rechtsanwalts Burchard-Motz, der die Kriegswirren und die Verantwortung der Polizei für die Sicherheit einer Stadt von der Größe Düsseldorfs immer wieder als Rechtfertigung für die Exekution anführte. Diese Sehweise zeugt von Realitätsverlust zum einen, zum anderen aber auch für eine erschreckende Überheblichkeit, die in der nationalsozialistischen Weltanschauung begründet lag: sich uneingeschränkt anzumaßen, Herr über Leben und Tod anderer, „minderwertiger Menschen" zu sein. Die Sowjetunion hatte im Vorfeld der Ermittlungen beantragt, Dr. H. an sie auszuliefern, dies war von Seiten der Briten jedoch abgelehnt worden.

Die im Londoner Nationalarchiv überlieferten Unterlagen zeigen, daß es noch zahlreiche weitere Prozesse im näheren Umkreis gegeben hat. Monate, wenn nicht Jahre, wären nötig, um dieses Material zu erschließen. Auch in diesen Fällen wurden in der Regel, soweit es sich nach einer stichprobenartigen Durchsicht sagen läßt, „niederrangige Polizisten" aufgrund der enorm hohen Zahl an Prozessen, die die britische Militärregierung gegen „Befehlsgeber" zu führen hatte - man denke nur an die Konzentrationslagerprozesse - und kaum personell bewältigen konnte, gar nicht erst angeklagt.

Wer letztendlich veranlaßt hat, daß die Ehrengräber vor der Kirche Peter und Paul umgebettet wurden, ließ sich bisher in dem überlieferten Quellenmaterial nicht ermitteln. Was Heinrich Büter über diese Toten mehrfach geschrieben hat - nämlich, daß sie „russische Plünderer aus dem Düsseldorfer Hafengebiet" gewesen seien - ist nachweislich falsch, und ihnen wurde noch nach ihrem Tod damit Unrecht getan. Aber offenbar genügte ihm diese Erklärung.[24] Im Juli 1948 wurde Dr. H. zu lebenslanger Haft begnadigt, im Februar 1950, bereits unter bundesdeutschem Recht, zu 21 Jahren und schließlich im September 1952 amnestiert und aus dem Zuchthaus entlassen.

1954 wurde Dr. H. nicht in Düsseldorf, jedoch in einer anderen westdeutschen Großstadtbehörde, wieder als Kriminalkommissar eingestellt. 1961 ging er in Pension.[25] Aber dies war in der ersten Nachkriegszeit der Bundesrepublik kein Einzelfall. Amnestien für NS-Straftäter, die Freilassung der verurteilten Kriegsverbrecher oder die Übernahme von NS-Belasteten in die Beamtenschaft, zeitigten gesellschaftliche Wirkung weit über den Kreis der Begünstigten hinaus. „Alles zusammen diente offensichtlich auch der Befriedigung kollektiver psychischer Bedürfnisse einer Gesellschaft, die in den vierziger Jahren durch eine beispiellose politische und moralische Katastrophe gegangen war und deren Erinnerung seitdem tief verstörende Desintegrationserfahrungen barg. Hier - und nicht nur in der strukturellen, politisch wie kommunikativ zu spürenden Asymmetrie zwischen der Mehrheit der Mitläufer und der Minderheit der Opfer - lagen offenbar auch wichtige Gründe für das weitgehende Schweigen, ja die Zustimmung, mit der letztere diesen Kurs der inneren Befriedung begleiteten. Sein Preis war die lebendige Erinnerung", so urteilt der Historiker Norbert Frei in seinem jüngst erschienenen Buch „Vergangenheitspolitik".[26]

Thomas Mitscherlich, der mit der Auffindung des Films über die Bestattung der Toten in Ratingen den Anstoß zu einer intensiven Nachforschung hinsichtlich dieses Falles gegeben hatte, konnte seinen geplanten Dokumentarfilm über diese Thematik nicht mehr fertigstellen. Fünf Tage nach dem Erhalt eines Briefes, in welchem er mir schrieb, daß er zu seiner großen Erleichterung die Geschäftsführung seines Bremer Instituts für Film und Fernsehen abgegeben habe und somit nicht mehr als Produzent, sondern nur noch in seinem eigentlichen Beruf als Regisseur tätig sei, starb er am 18. März 1998 im Alter von 55 Jahren in einem Hamburger Krankenhaus an einem Herzinfarkt. Sein zentrales Thema war und blieb das Trauma der deutschen Schuld, der Verdrängung, der „Unfähigkeit zu trauern" (die sein berühmter Analytiker-Vater Alexander zusammen mit seiner Stiefmutter Margarete Mitscherlich diagnostiziert hat). Seine letzte Filmdokumentation war 1996 „Reisen ins Leben", die das Schicksal dreier Auschwitz-Überlebender zum Gegenstand hatte.[27]

Dr. Erika Münster

---

24) Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang ein Blick in die Schrift Heinrich Büters „Ausländische Arbeiter während des Weltkrieges 1939-1945 in Ratingen", (= Heimatbogen der Stadt Ratingen, Heft 6), Ratingen 1955. Diese Schrift hatte Büter bereits 1949 der städtischen Chronik als Manuskript beigefügt. Man beachte den Begriff des Titels „Ausländische Arbeiter", der auf die euphemistische nationalsozialistische Terminologie zurückgeht. Im Text wird auf Firmenberichte zurückgegriffen, in welchen auch der Begriff „Fremdarbeiter" benutzt wurde. In Büters Schrift heißt es z.B.: „Bei der hohen Zahl der in Ratingen und Umgegend beschäftigten ausländischen Arbeiter der verschiedenen Nationen, unter denen sich die übelsten Elemente befanden, konnte man sich bereits ausdenken, welche Unsicherheiten und Gefahren für die Bevölkerung auftreten mußten, wenn der Krieg einen unglücklichen Ausgang nahm...Je näher die Amerikaner, Engländer und Franzosen der Maas und dem Rhein kamen, je weiter die russische Dampfwalze in Polen vordrang, um so anmaßender benahmen sich die Ausländer in ihren Lagern, auf der Arbeitsstätte und während ihrer Freizeit auf den Straßen und in den Wirtschaften." (S.19) Abgesehen von der Tendenz dieser Formulierungen, die hier nicht weiter kommentiert zu werden braucht, ignoriert diese Aussage, daß „Fremdarbeiter" in Lagern untergebracht waren, keine „Freizeit", also keinen Ausgang hatten und ihnen der Besuch von Gaststätten gesetzlich verboten war.

25) Düsseldorf, Wiedereinstellungsverfahren Dr. H., 1954, auch: Günter Klingner, Kriminalpolizei Düsseldorf. Berichte, Dokumente, Bilder, Kommentare, S. 191f, in: Landeshauptstadt Düsseldorf und die Polizei. 50 Jahre Polizeipräsidium Jürgensplatz, Düsseldorf 1983 (=Polizei-Straße-Verkehrsteilnehmer Düsseldorf 12, S. 149-193.

26) Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik Deutschland und die NS-Vergangenheit, München 1997, 2. Aufl., S. 401.

27) Vgl. Der Spiegel 14/1998, S. 246.

Auf Einladung der Stadt Ratingen besuchte der 84-jährige Willy Gengenbach aus Paris am 9. Juni 1998 Ratingen, den Ort, an dem er von Herbst 1944 bis Ende März 1945 in Gestapo-Haft gesessen hatte. Als aktiver Kommunist war er in der Nazizeit als Regimegegner verfolgt worden. Schon kurz nach dem Machtantritt der Nazis war er in das KZ Börgermoor eingewiesen worden. Nach seiner Entlassung floh er nach Frankreich, wo er nach dem Einmarsch der Deutschen erneut verhaftet und ins KZ Le Vernet gesteckt wurde. Gegen Kriegsende wurde er der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf überstellt, die damals im ehemaligen Lehrerseminar an der Mülheimer Straße untergebracht war, dem Gebäude, in dem sich heute die Anne-Frank-Schule und das Stadtarchiv Ratingen befinden. Am 27. März 1945 wurden die 15 Insassen des Gestapo-Gefängnisses unter Begleitung von vier SS-Männern auf den Fußmarsch nach Wuppertal geschickt. Unterwegs gelang Willy Gengenbach die Flucht. Auf abenteuerlichen Wegen kam er nach Paris, wo er seitdem lebt. Bei dem Empfang für Herrn Gengenbach im Stadtarchiv, im gleichen Haus also, in dem er vor 53 Jahren Erniedrigung und Folter hatte über sich ergehen lassen müssen, hielt Bürgermeister Wolfgang Diedrich folgende Begrüßungsrede:

Lieber Herr Gengenbach, liebe Frau Gengenbach,

wir freuen uns sehr, daß Sie und Ihre Frau die weite Reise von Paris auf sich genommen haben und unserer Einladung gefolgt sind.

Ihr Lebenslauf und Ihre Lebensgeschichte waren einmal für eine kurze, aber sehr schlimme Zeit mit der Stadt Ratingen verbunden.

Hier waren Sie von Herbst 1944 bis Ende März 1945 als Regimegegner, als Kommunist, Gefangener der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf und mußten, wie schon zuvor in den Konzentrationslagern von Börgermoor und Le Vernet, in jungen Jahren Entbehrung und Gewalt ertragen.

Empfang für Willy Gengenbach im Archiv der Stadt Ratingen am 9. Juni 1998.
Links Frau Gengenbach, rechts Bürgermeister Diedrich

Sie haben aber auch berichtet von zwei Schutzpolizisten hier in Ratingen. Der eine, der noch nebenbei einen Kolonialwarenladen hatte, gab Ihnen im Gefängnis heimlich etwas zu speisen, der andere überbrachte Ihnen heimlich die Funkberichte der Alliierten und der Sowjetarmee, so daß Sie und die Mitgefangenen wissen konnten, wie lange noch mit dem Krieg Nazi-Deutschlands zu rechnen sei - kleine Zeichen politischen Handelns, aber auch von Mitmenschlichkeit in einer schweren Zeit.

Am 27. März 1945 wurde Sie mit 14 weiteren Kameraden - eine Frau namens Klara befand sich darunter - von 4 SS-Leuten aus dem Ratinger Gefängnis abtransportiert. Ihnen gelang die Flucht, von den anderen hörten Sie nie wieder etwas. Es ist davon auszugehen, daß sie getötet wurden wie so viele andere Inhaftierte hier, in Köln, Essen, Wuppertal, Oberhausen oder Dortmund - um nur einige Städte zu nennen - kurz vor Kriegsende - von Gestapo-Kräften ermordet, in Bombentrichtern notdürftig verscharrt wie etwa die 11 Toten, die hier in der Nähe im Kalkumer Wald am 6. April 1945 noch erschossen wurden.

Sie hielten sich schon vor 1939, dem Kriegsausbruch, in Frankreich auf. Die Kommunistische Partei, ebenso wie die Sozialdemokratische - und alle anderen Parteien - wurden bald nach der Machtergreifung Hitlers verboten bzw. „gleichgeschaltet". Auch die Kräfte des Widerstandes gegen das Nazi-Regime in Deutschland waren schon bald nach dem Machtantritt 1933 zerschlagen worden - Kommunisten, Sozialdemokraten, Regimegegner mußten ins Ausland flüchten, um ihr Leben zu retten oder im Untergrund zu arbeiten, immer in der Gefahr, entdeckt zu werden durch Denunzianten, Gestapo-Angehörige, Parteimitglieder der NSDAP.

Im Zeichen des „Kalten Krieges" nach der Gründung der Bundesrepublik und der DDR war die Position für Kommunisten in Deutschland sehr schwer geworden - im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern wie Frankreich oder Italien, wo es einen wesentlich unbefangeneren Umgang mit ihnen gab - geben konnte natürlich auch, weil nicht ein in seinen Anfängen stalinistisch geprägter Staat wie die DDR entstanden war.

Heute sitzen Abgeordnete der Kommunistischen Partei Frankreichs in der Regierung.

In Deutschland war in vielen Regionen, die stark von der Arbeiterschaft geprägt waren, die KPD sehr stark - auch in Ratingen. Wer weiß heute noch, daß die KPD bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 in Ratingen noch 27,6 % erreichte, fast so viel wie das Zentrum mit 31, 7%. Die Sozialdemokratische Partei errang 10,3 %, die NSDAP übrigens nur 18,8 %, obwohl diese Wahlen schon unter schweren Einschüchterungsversuchen durch NSDAP-Anhänger standen.

Die Geschichtsforschung hat gezeigt, daß dies in vielen Gegenden so war, in welchen das katholische Milieu zunächst sehr stark war. Nach dem Ersten Weltkrieg sympathisierten dann viele Arbeiter aus dem katholischen Milieu mit der KPD, über deren Flügel- und Richtungskämpfe ich hier jetzt schon aus Zeitgründen nicht weiter sprechen kann. Ich erinnere nur an das Wort Rosa Luxemburgs, daß Freiheit immer die Freiheit des Andersdenkenden sein müsse - und daß dies nur allzu oft vergessen bzw. ignoriert wurde.

Lieber Herr Gengenbach, Sie haben versucht, Ihre leidvollen Erfahrungen zu überwinden, indem Sie sich weiter engagiert haben, indem Sie Ihr Wissen weitergeben über die Vergangenheit - ein Erinnern, das auch oft schmerzhaft ist - denken wir daran, daß Sie sich hier an dem Ort befinden, an welchem von 1943 bis 1945 die Gestapo-Leitstelle Düsseldorf ihren Sitz hatte. Um Ihre Erfahrungen zu verarbeiten, haben Sie auch geschrieben - zahlreiche Gedichte, Ihre Lebenserinnerungen. In Paris hatten Sie lange Zeit eine kleine Buchhandlung im Quartier Latin an der Seine - Sie haben versucht, Ihr Auskommen als „Bouquiniste" zu finden. Viele von uns, die in Paris waren, kennen ja diese kleinen Buchstände.

Sicherlich ist es sehr selten, daß ein Bürgermeister in einer öffentlichen Rede ein Gedicht rezitiert. Ich möchte dies tun für Sie, zur Erinnerung an alle Opfer der nationalsozialistischen Diktatur und zur Besinnung für uns alle.

Es folgte die Lesung des Gedichts „Ist das ein Mensch?" von Primo Levi, der von Februar 1944 bis Januar 1945 Häftling in Auschwitz war und überlebte. Anschließend wurde Herrn Gengenbach ein Bronzeguß des großen Stadtsiegels der Stadt Ratingen und seiner Frau ein Blumenstrauß überreicht. Herr Gengenbach hielt eine bewegenden Dankesrede.

FACHGESCHÄFTE UND WERKSTÄTTEN

Ideen für Ihre Raumgestaltung
kompetent aus einer Hand

Korb Raumausstattung

Konrad-Adenauer-Platz 15 40885 Ratingen
☎ (02102) 3 18 17 Fax 89 34 69

Ideen für Ihre Raumgestaltung
kompetent aus einer Hand

Achenbach Korb Raumdekor

Birkenstraße 97 40233 Düsseldorf
☎ (0211) 66 29 16 Fax 66 12 49

Gardinen Stoffe Dekozubehör Tapeten Farben Teppiche
Laminat Fertigparkett textile Bodenbeläge elastische Bodenbeläge
Lamellenanlagen Jalousien Rollos Markisen

individuelle Anfertigung in unserem Gardinen- und Dekorationatelier
Anfertigen und Aufarbeitung von Polstermöbeln
Ausführung von Bodenbelagsarbeiten
Durchführung sämtlicher Maler-, Lackier- und Tapezierarbeiten
Reinigen von Teppichböden, Lamellenanlagen und Gardinen

2 x erste Wahl: *Ihr* Raumausstatter *Ihr* Malerbetrieb

Nur ein Konkurrenzkampf um das eigene Territorium?

Der Beitrag von Andrea Feldkamp über „Jugendliche Widerstandsformen im katholischen Milieu 1933 bis 1945: Das Beispiel Ratingen“ im Ratinger Forum (Heft 5, 1997) traf, wie z.B. mehrere Leserbriefe in der Rheinischen Post zeigten, bei den Betroffenen, ehemaligen Jugendlichen der Pfarreien Peter und Paul und Herz Jesu, die in Erinnerung an die weit zurückliegenden Vorgänge noch immer untereinander in Kontakt stehen, auf Unverständnis und Befremden. Vor allem die Bemerkung, „daß man das Verhalten der Jugendlichen in erster Linie als Konkurrenzkampf um das eigene Territorium und auch als jugendliches Trotzverhalten betrachten muß“, bedeutet eine Entwertung der damals unternommenen Bemühungen und erlittenen Benachteiligungen. Die Risiken und Opfer werden in dieser heutigen Sicht nicht anerkannt.

Der größte Teil der Untersuchungen von Andrea Feldkamp handelt indessen von den Anstrengungen, wie sich die Jugendlichen den bald nach der „Machtergreifung“ einsetzenden Verboten widersetzten und trotz vielerlei Schikanen und Verlockungen treu zu ihren alten Gruppen standen. Zu den Verboten, die sich mehr und mehr verschärften und jedes Eigenleben abzuwürgen versuchten, traten ab etwa 1935 Haussuchungen, Verhöre und eine immer striktere Überwachung durch die HJ, durch Polizei und Gestapo, bis kurz vor Kriegsbeginn die generelle Auflösung erzwungen wurde. Dennoch gingen die Verfolgungen bis weit in den Krieg hinein weiter, ein Zeichen dafür, daß die Jugendlichen auch jetzt noch den Zusammenhalt aufrechtzuerhalten suchten.

„Dr. Lange, der gleichzeitige HJ-Führer, konnte nicht umhin, grimmig zu bemerken, daß zweimal wöchentlich in aller Herrgottsfrühe die Straße schwarz von katholischen Schülern sei, die aus der (privat in der Kapelle des katholischen Krankenhauses organisierten) Schulmesse kämen, während er bei seinen wöchentlichen Pflichtappellen der HJ von 400 Mann nur 30 bis 40 vorweisen könne.“ So der Nachkriegsbericht des ehemaligen Schülers Willi Lippold, der wegen seiner Abiturientenrede 1942 von eben diesem HJ-Führer bei der Gestapo denunziert wurde. Daß der Kreis der ehemaligen Jugendlichen, die inzwischen meist über 70 Jahre alt sind, noch heute zusammenhält, ist eine Folge der damaligen Erlebnisse und Bedrückungen. So vermochte vor einigen Jahren bei dem Gedenkgottesdienst für den verstorbenen, 1938 unter dem Druck der Ortspartei von Ratingen entfernten Jugendseelsorger, Reinhard Angenendt, die Kapelle des neuen katholischen Krankenhauses die große Zahl der Trauergäste kaum zu fassen. Das Urteil der Autorin vom „Konkurrenzkampf um das eigene Territorium“ greift erheblich zu kurz und mißachtet die starken religiösen und begrenzt vorhandenen politischen Motive der Jugendlichen. Letztere sind z.B. nachzulesen in der an der Oberschule angefertigten Jahresarbeit von Lippold.

Zu Recht kritisiert wird auch eine andere Bemerkung: „Zum öffentlichen Protest, zu ernstgemeinten Widerstandsäußerungen kam es im katholischen Milieu nicht, da dies dem katholischen Erziehungsgrundsatz des unbedingten Gehorsams zuwiderlief.“ Da es sich bei dem Forumsbeitrag, einem gekürzten Abdruck einer Examensarbeit für das Lehramt, um eine pädagogische, nicht aber um eine historische Arbeit handelt, hat es die Autorin nicht unternommen, den damaligen Möglichkeiten eines solchen Protestes nachzugehen, wobei sie hätte feststellen müssen, daß solche Proteste wegen der damit verbundenen großen Gefahren selbst in vorrangig politisch orientierten Kreisen extrem selten vorkamen. So werden hier Maßstäbe angelegt, die für eine kirchliche Gruppe in keiner Weise als adäquat erscheinen.

Gerechterweise muß hervorgehoben werden, daß sich die angeführten Vorbehalte nur auf einige wenige Passagen des Beitrages beziehen. Insgesamt bietet die Untersuchung eine erhebliche Bereicherung des Ratinger Geschichtsbildes der nationalsozialistischen Zeit. Geboten wird auf der Basis des überlieferten Quellenmaterials ein insgesamt plastisches Bild von der Rolle der verschiedenen kirchlichen Gruppen, deren religiös-weltanschauliches Beharren sich eindrucksvoll von der Haltung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung abhebt.

Hermann Tapken

Unsere Öffnungszeiten:
Mo.-Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr
An Sonn- und Feiertagen sind wir
ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.
Dienstag Ruhetag

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 0 21 02 / 93 40 80

Stellungnahme zum Beitrag von Andrea Feldkamp über „Jugendliche Widerstandsformen im katholischen Milieu 1933 bis 1945: das Beispiel Ratingen“ im Ratinger Forum, Heft 5, 1997

Als Zeitzeuge darf ich zu der genannten Arbeit wie folgt Stellung nehmen:

Es sind mit beachtlichem Fleiß viele historische Fakten zusammengetragen bzw. Quellen kommentierend angeführt worden. Es wäre m.E. wünschenswert gewesen, wenn der Kreis der befragten Zeitzeugen um einige kompetente Damen und Herren erweitert worden wäre. Der historischen Substanz der Arbeit hätte das wahrscheinlich gut getan. Zu beanstanden ist, daß drei wichtige Quellen fehlen: der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom 20. 8. 1935, das Hirtenwort vom 23. 8. 1935 die katholischen Vereine und Verbände betreffend und das „Hirtenwort über die Abwehr des Bolschewismus“ vom „Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes 1936“. Da damals das Verlesen eines Hirtenbriefes in allen heiligen Messen obligatorisch war, waren auch alle Kirchgänger bestens über diese Verlautbarungen des deutschen Episkopates (speziell über das Verhältnis Staat – Kirche) orientiert. Der erstgenannte Hirtenbrief beginnt den ersten Abschnitt mit den Worten: „In einer sehr ernsten, entscheidenden Stunde…“ und den zweiten mit der Feststellung: „Die Zahl der Feinde des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche ist Legion geworden“. Dieser sorgenvolle Ernst durchzieht den ganzen Hirtenbrief; insbesondere wird das Augenmerk auf die zahlreichen, mit fast diabolischer Raffinesse systematisch begangenen konkordatswidrigen Handlungen gerichtet. Im Hirtenwort vom 23. 8. 1935 lesen wir dann: „Was wäre heute notwendiger (als katholische Jugendvereine) in den Stürmen, die unser Vaterland durchbrausen, nachdem die Brandfackel des Glaubenskampfes unter das deutsche Volk geworfen wurde, christlicher Glaube und katholische Kirche aufs heftigste bekämpft und so viel geschmäht werden …“

Im Hirtenwort von Weihnachten 1936 wird der Ton der Bischöfe noch verzweifelter und fast ohne Zukunftshoffen: „Wir müssen aber hoffen, daß der Jugend und dem Volk nicht mehr vorgeredet wird, nach Überwindung des Bolschewismus, des ersten Staatsfeindes, werde die katholische Kirche als zweiter Staatsfeind an die Reihe kommen.“

Das Flämmchen der Hoffnung, noch zu einem erträglichen Modus vivendi mit der Staatsgewalt zu kommen, erlosch mit dem (Zitatanfang) „markerschütternden Trommelfeuer, das gleichzeitig mit den Judenpogromen gegen die Kirche einsetzte. Allein in München fanden aus diesem Anlaß zwanzig öffentliche Kundgebungen statt, die der Gauleiter unter die Parole stellte: „Gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen“. Der Münchner Bischof … mußte hinnehmen, daß sein Wohnsitz am 11. 11. 1938 demoliert wurde, während der vom Münchner Gauleiter aufgehetzte Mob brüllte: „Raus“, „nach Dachau“, „in Schutzhaft mit den Hochverrätern“. Durch die „Hauptstadt der Bewegung“ zogen SA-Kolonnen, die grölten: „Die alte Judenschande ist endlich ausgefegt, die schwarze Lügenbande wühlt weiter unentwegt …“. Mit großen Lettern stand zu lesen: „Wann wird der Menschheit „Heil“ geschaffen? Wann wird die Welt zum Licht geführt? Wenn mit dem Darm des letzten Pfaffen der letzte Jud’ erdrosselt wird“ (Zitatende, F.A.Z.-Leserbrief von Prof. Konrad Löw, Bayreuth).

Wer in dieser für die Kirche und ihre treuen Mitglieder so sturmschweren Zeit Ohren hatte zum Hören – und es waren derer eine stattliche Zahl auch in Ratingen –, der wußte um die stete Bedrohung durch die fast immer präsente Staatsmacht bzw. Partei. Wir wußten um die Risiken für die Nichtangepaßten, die bis zur existentiellen Bedrohung gingen. Wir wußten um den starken Druck, dem besonders die Staatsbediensteten ausgesetzt waren, durch den sie dringend zum Austritt aus der Kirche und den kirchlichen Vereinen und Verbänden aufgefordert wurden. In Ratingen speziell wußte man vom Schicksal des Rektoratspfarrers Stahl von Herz Jesu, der 1942 – kurz nach seiner Ernennung zum Pastor in Behlisch – wegen des Abhörens „feindlicher Sender“ nach Dachau geschleppt wurde und erst 1945 durch die Amerikaner befreit werden konnte. Und man ahnte die Bedrohung, der die kämpferische Lichtgestalt im katholischen Ratingen dieser Jahre, Karl Mücher, dessen Schüler ich sein durfte, ausgesetzt war.

Einige Bemerkungen zum Terminus „unbedingter Gehorsam“: Welchen unbedingten Gehorsam meint die Autorin wohl? Den im vierten Gebot verankerten den Eltern gegenüber? Eltern werden in der Arbeit nicht erwähnt und dürften somit nicht gemeint sein. Den Gehorsam gegenüber dem Staat? Wir wußten um die Grenzen des Gehorsams dem Staat gegenüber. Um es mit den Worten der deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief vom 20. 8. 1935 zu sagen: „Wenn aber die Gesetze des Staates mit dem Naturrecht und den Geboten Gottes in Widerspruch geraten, gilt das Wort … ‘Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen’ (Apg. 5, 29)“. Und dieser Satz ist uns oft ins Ohr gesprochen worden. Was den Gehorsam der Kirche gegenüber anbelangt, so gilt letztlich das Individualgewissen als höchste Instanz bei kritischer Würdigung der von der Kirche dargelegten Begründungen im Bereich des sittlichen Handelns.

Der von Frau F. gesichtete „unbedingte Gehorsam“ schmilzt somit zu einem allenfalls bedingten zusammen. Damit sieht sie sich aber auch der eigenen Begründung für den von ihr ausgemachten Mangel an „öffentlichem Protest“ und „ernstgemeinter Widerstandshandlung“ beraubt.

Jede offene Rebellion wäre damals in Kürze von Polizei und/oder Gestapo zerschlagen worden, für die Beteiligten mit Sicherheit lebensgefährdend gewesen. Was blieb, war das solidarische Zusammenstehen der Getreuen, die Zurückweisung antikirchlicher Schmähungen, das Unterlaufen staatlicher Beschränkungen in der Jugendarbeit, der Widerspruch im Klassenzimmer, die aktive Teil-

nahme am kirchlichen Leben, die Vereine und Verbände eingeschlossen, und die öffentliche demonstrative Zurschaustellung der Kirchenmitgliedschaft durch Beteiligung an Prozessionen, Wallfahrten und Marienfeiern.

Keine Frage, das Aufbegehren im Rahmen des Dargelegten war im Gegensatz zur Meinung der Autorin sehr ernst gemeint. Eine juvenile Trotzreaktion, wie von Frau F. vermutet, war, wenn überhaupt vorhanden, ohne Relevanz.

Erziehungswissenschaftlich mag die Arbeit voll befriedigen, das kann ich nicht beurteilen; geschichtswissenschaftlich tut sie es m.E. nicht, da sie die historische Wirklichkeit des behandelten Zeitraumes in entscheidenden Punkten verfehlt bzw. falsch gewichtet. Denn die Geschichtswissenschaft zielt auf „Wahrheit und Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit“ (Joachim Fest).

Dr. Heinz von der Beeck

Lied deutscher katholischer Jugend

Wir traben in die Weite,
das Fähnlein steht im Spind.
Viel tausend uns zur Seite,
die auch verboten sind.
Die Freiheit uns genommen,
dazu das Ehrenkleid.
Das macht uns nicht beklommen,
sie taten's nur aus Neid.

Auf grünem Wiesenplane;
dort trifft sich nun die Schar.
Es flattert stolz die Fahne,
die doch verboten war.
So soll sie immer wehen,
geschützt durch unseren Mut.
Es wird der Feind zergehen
an seiner eigenen Wut.

Steh'n wir auf deutscher Erde,
dann wollen frei wir sein.
Daß uns die Freiheit werde,
des sollt gewiß ihr sein.
Bald hallen alle Höhen
das Echo uns'rem Schritt.
Dann wird die Welt den sehen,
der für die Freiheit stritt.

So stehen wir in Treuen
zum Christus-Banner hehr.
Und mag man uns auch dreuen,
uns gilt: Viel Feind, viel Ehr.
St. Michel ist der Feldherr,
die Kämpfer sein sind wir.
So zwingen wir zu Boden
des Hasses fahl Panier.

Es handelt sich bei diesem Lied um die Umdichtung eines Fahrtenliedes der NS-Bewegung. Nur die ersten beiden Zeilen stimmen mit dem Original überein. Ratinger katholische Jugendliche reagierten mit dem Text des Liedes auf das Verbot der NS-Regierung, nicht-religiöse Gruppenabende abzuhalten, gemeinsame Wanderfahrten zu unternehmen und sich in einheitlicher Kluft (weiße Hemden, dunkle, kurze Hosen) zu zeigen. Das Lied entstand im Jahre 1935. Ein Lied mit ähnlichem Text führte im Köln-Bonner Raum zur Strafverfolgung durch die dortigen Behörden. Siehe dazu den Aufsatz „Jugendliche Widerstandsformen im katholischen Milieu 1933 bis 1945: Das Beispiel Ratingen“ von Andrea Feldkamp, veröffentlicht im „Ratinger Forum“, Heft 5, herausgegeben vom Stadtarchiv Ratingen in Verbindung mit dem Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e.V., Ratingen 1997, und Stadtarchiv Ratingen, Akte Nr. 2-767.

Vor 40 Jahren im Anger- und Schwarzbachtal:

Zwei Meter hohe Flutwelle spülte Autos weg

An Katastrophenmeldungen aus aller Welt mangelte es im Jahre 1998 wirklich nicht: El Niño, das seit Jahrhunderten bekannte, aber in diesem Jahr besonders häufig kommentierte Klimaphänomen, ließ in Südamerika ganze Landstriche unter den vom Himmel fallenden Wassermassen verschwinden, in Bangladesch wurden Tausende Opfer einer gewaltigen Flutkatastrophe, und in China wurden nicht nur weite Felder und Dörfer, sondern Millionenstädte von den gelben Fluten des Jangtse überflutet. Nun, so schlimm kann es bei uns nicht werden, sagt man sich beruhigt, um dann festzustellen, daß ja schließlich die Überschwemmung an der Oder auch Tausende von Menschen bedrohte und große Schäden anrichtete. Die letzte große Überschwemmung in Ratingen allerdings liegt nun gerade 40 Jahre zurück. Am Abend des 11. Juli 1958 entlud sich auf den Höhen zwischen Heiligenhaus und Hubbelrath ein gewaltiges Gewitter mit wolkenbruchartigen Regengüssen, und schon kurze Zeit später traten in Ratingen Anger und Schwarzbach über die Ufer und überschwemmten Straßen und Häuser. Durch das Angertal gar schwappte eine zwei Meter hohe Flutwelle, die schwere Auto-Limousinen wie Kinderspielzeug wegspülte.

So sah es an der „Auermühle“ US

Es war ein Freitagabend, in der Auermühle saß eine größere Gesellschaft beim gemütlichen Abendessen. Um die dräuenden Gewitterwolken machte sich niemand Gedanken. Man saß ja geborgen im Trockenen, als plötzlich ein Mann gelaufen kam und rief, der Angerbach sei über die Ufer getreten und eben dabei, den Parkplatz zu überfluten. Die Autobesitzer sprangen auf, doch bevor sie noch den Parkplatz erreicht hatten, hörten sie - wie ein Beteiligter später erzählte - aus dem oberen Angertal ein dröhnendes Röhren und sahen über den Mühlenteich eine zwei Meter hohe Wasserwand, ganze Baumstämme und sonstige Gegenstände mit sich führend, auf sich zustürzen. Mit kanpper Not konnten sie sich noch hinter die schützende Gartenmauer retten, und dann brauste auch schon die Wasserflut an ihnen vorbei, erfaßte die geparkten Autos und spülte sie wie Kinderspielzeug hinweg. Zehn Autos wurden mitgenommen, einige blieben an Bäumen hängen, andere wurden bis zu der etwa 500 Meter entfernten Papierfabrik Bagel mitgeschwemmt. Mit der geselligen Runde war es natürlich vorbei. Erst viele Stunden später konnten sich die Gäste aus der unter Wasser stehenden Auermühle zu Fuß auf den Heimweg machen.

Nicht minder schwer wurden die Anwohner am weiteren Angerbachlauf getroffen. An mehreren Häusern In der Brück stand das Wasser über einen halben Meter

Hochwasser „In der Brück“

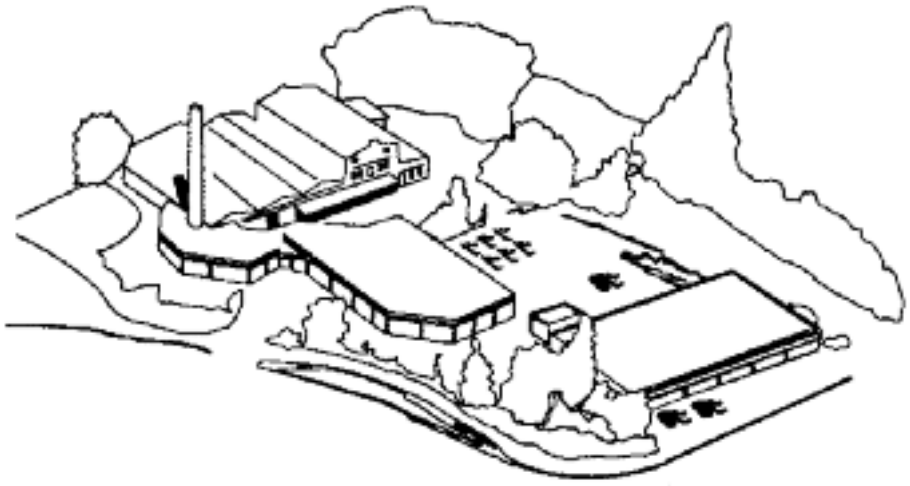
hoch in den Wohnungen. Die Bewohner versuchten noch zu retten, was zu retten war, aber die Überflutung war zu rasch und vor allem unerwartet gekommen. Erst im freien Wiesengrund konnte sich die Wasserflut etwas verlaufen. Die Wasserburg Haus zum Haus lag wie mitten in einem großen See.

Ähnlich war es auch im Schwarzbachtal, wo sich das Wasser zunächst an einem Zaun mit hängengebliebenen Blechen, Erntegarben und sonstigen Gegenständen gestaut hatte. Als der Zaun nachgab, spülte eine Flutwelle durch den Bachlauf am Voisweg. In Sekundenschnelle - so berichteten die betroffenen Anwohner - waren die tiefer liegenden Wohnungen vor allem in der Voismühle selbst überflutet. Für eine schwangere Frau war die Rettung in letzter Minute nur noch dadurch

In der Voismühle standen die Bewohner verzweifelt vor dem Rest ihrer Habe, die durch die Flutwelle des Schwarzbachs zum größten Teil völlig verdorben worden war

möglich, daß sie über ein in das Dach gebrochenes Loch in einen angrenzenden höheren Gebäudeteil gebracht werden konnte. Das ganze Ausmaß der Katastrophe aber zeigte sich am folgenden Tag, als man die Spur der Verwüstung über die Neanderstraße bis zum Felderhof verfolgen konnte. Dort hatten mitgeschwemmte Erntegarben den engen Durchlaß unter dem Bahndamm verstopft und weithin das Gelände unter Wasser gesetzt. Und ganz schlimm sah es in den überfluteten Wohnungen aus. Die Möbel waren schwer beschädigt und über und über mit Schlamm bedeckt, Wäsche und Kleidung waren total verschmutzt und die Lebensmittel verdorben.

Auch in der Stadt selbst hatte es an zahlreichen Stellen durch den starken Regen und den Kanalrückstau Überflutungen gegeben. Ganze Straßenzüge standen unter Wasser, zahlreiche Keller waren vollgelaufen. Die Feuerwehr rückte noch während des schweren Gewitters nach der ersten Alarmierung aus und versuchte vor allem, die gefährdeten Menschen zu retten. Zum Glück hatte sie gerade 14 Tage vor dem großen Unwetter bei einer Großübung am Broichhof in Tiefenbroich in Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz und der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft am Baggerteich auch die Bergung von Menschen aus Wassernot trainiert. Allerdings zeigte sich dann im Ernstfall der Einsatz eines Kahnes bei der reißenden Strömung als



Ford

Giertz

Ford-Haupthändler
40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74
Telefon 02102/22047

Eine spontan eingeleitete Hilfsaktion für die Hochwassergeschädigten hatte ein überaus erfreuliches Ergebnis. Zu Bergen stapelten sich im Rathaus Bettwäsche, Bekleidungsstücke und Schuhwerk, das von der Bevölkerung gespendet worden war

außerordentlich schwierig. Der Einsatz der Wehr ging bis weit in den nächsten Tag hinein.
Inzwischen waren auch schon die ersten Hilfsaktionen angelaufen. Als einer der ersten brachte der damalige Bürgermeister Peter Kraft sen. selbst Flaschenmilch, Butter und Brot herbei, damit wenigstens die Kinder nicht Hunger leiden mußten. Angehörige des Sozial- und Ordnungsamtes verteilten an die betroffenen Familien als erste Hilfe Warengutscheine im Wert von 100 Mark und Lebensmittelgutscheine. Aber auch die Bürger wurden aktiv. Lautsprecherwagen fuhren durch die Stadt und riefen zu Kleider-, Sach- und Geldspenden auf. Und ganz offensichtlich war die Hilfsbereitschaft groß. Die Frauen der DRK-Bereitschaft nahmen die Sortierung der eingehenden Spenden vor, und bereits am Sonntagmorgen konnten die Betroffenen im Rathaus Wäsche, Schuhe und Kleider in Empfang nehmen. Und bei den sonntäglichen Veranstaltungen - es fanden gerade ein Fußballspiel der Europa-Union und das Schützenfest der Gilde statt - wurden weitere Geldspenden gesammelt. Weitere Hilfsmaßnahmen wurden in einer Sitzung besprochen, an der neben dem Bürgermeister und den Spitzen der Verwaltung die Fraktionsvorsitzenden und die Vertreter der caritativen Verbände teilnahmen. Viele Ratinger konnten der Überschwemmung bei allem Mitgefühl für die Betroffenen etwas Gutes abgewinnen. Endlich seien, so sagten sie, die Bachläufe von Anger und Schwarzbach wieder einmal gründlich durchgespült worden. Denn um diese Zeit war vor allem die Anger schon sehr stark verschmutzt. Das ging übrigens schon auf Vorkriegszeiten zurück, ohne daß man es richtig gemerkt hatte. Aufmerksam darauf wurden die Anwohner, als in den Monaten vor und nach Kriegsende die Anger wieder ganz klares Wasser hatte. Aber dann war sie ebenso plötzlich wieder verschmutzt, als die Wülfrather Kalkwerke nämlich wieder ihre Arbeit aufnahmen. In der folgenden Zeit kam wieder Schmutz um Schmutz hinzu. Um die Mitte der 50er Jahre verendeten auf den Weiden um Angermund Kühe, nachdem sie aus der Anger getrunken hatten. Sie waren durch Arsen vergiftet worden.
Aber auch schon bald nach der großen Durchspülung gab es wieder Probleme an der Anger. Schon im Sommer 1959 konnten es die Gäste der Auermühle vor allem an den Wochenenden an den Tischen im Freien nicht mehr aushalten und suchten das Weite, weil das Angerwasser unerträglich nach Kloake stank. Im Frühjahr 1960 war es schon wieder so. Und da stellte man fest, daß die Oberlieger in Heiligenhaus und Wülfrath ihre ohnehin nur provisorischen Klärgruben jeweils zum Wochenende entleerten. Und zwar kippten sie den Dreck, den sie während der Woche von der Anger fernhielten, am Wochenende bei der Entleerung konzentriert in den Bach. Just zu dieser Zeit hatte der neue Oberkreisdirektor Günter Nothnick mit einem Rundschreiben im Kreis ernste Maßnahmen zur Bekämpfung der Bachverunreinigungen angekündigt.

Trotzdem kamen dann im Sommer regelmäßig zu den Wochenenden immer wieder die konzentrierten Verschmutzungen, bis Ratingen schließlich geharnischten Protest einlegte und die Kläranlagen in Heiligenhaus und Wülfrath zu den ersten Großprojekten des neuen Wasserverbandes erklärt wurden.

Zum Glück bekam das Angertal in den folgenden Jahren einen starken Fürsprecher: Der Zweckverband Angertal, dem neben Ratingen und Heiligenhaus auch noch der Kreis Mettmann und die Städte Düsseldorf, Mülheim und Duisburg angehörten, sorgte dafür, daß Wanderwege gebaut und hergerichtet wurden, daß die Wege ausgezeichnet und die Rastplätze gepflegt waren. Kostenträchtigstes Vorhaben war der Wiederausbau der Auermühle als Ausflugslokal, nachdem die Gaststätte von der Familie aufgegeben worden war und zu verfallen drohte. Als aber in der zweiten Hälfte der 80er Jahre die kommunalen Kassen immer größere Löcher aufwiesen, stiegen zunächst die beiden Städte Mülheim und Duisburg aus. Ein paar Jahre später erklärten auch noch die Düsseldorfer, daß ihnen diese Aufgabe die bis dahin jährlich fälligen 168.000 Mark nicht mehr wert sei und zogen sich zurück. Und 1994 wurde mit anderen Verbänden auch der Zweckverband Angertal aufgelöst, seine Aufgaben wurden an die Untere Landschaftsbehörde beim Kreis übertragen. Im Zuge der Verbandsauflösung wurde die Auermühle an eine Ratinger Familie verkauft und wird - wie schon seit fast 20 Jahren - von Peter und Heike Thomas geführt.

Die Anger hat sich nun seit 40 Jahren verhältnismäßig ruhig gehalten. Sie ist inzwischen zwar noch nicht zum reinen Forellenbach geworden, aber Fische können in ihr schon überleben, wenn nicht gerade - wie erst unlängst wieder - von unvernünftigen Menschen konzentrierte Jauche und andere Gifte zugeführt werden, die auch dem widerstandsfähigsten Lebewesen den Garaus machen.

Dr. Richard Baumann

40 Jahre Heimatverein „Ratinger Jonges“ Jubiläumsmatinee am 13. Oktober 1997

Ein Geburtstagskind läßt man hochleben und man macht ihm Geschenke. Als der Heimatverein „Ratinger Jonges“ im vergangenen Jahr sein 40-jähriges Bestehen feierte, wurden ihm viele Glückwünsche ausgesprochen und seine Leistungen gelobt. Doch schenken ließ er sich zum Geburtstag nichts, im Gegenteil: die „Jonges“ schenkten den Bürgern ihrer Stadt ein Bronzerelief zur Stadtgeschichte, das nun die südliche Giebelwand des Bürgerhauses am Markt zu einem Anziehungspunkt für viele interessierte Ratinger und Besucher unserer Stadt macht. Die ausgezeichnete Arbeit der Hamburger Künstlerin Doris Waschk-Balz war wahrlich eine gelungene Geburtstagsüberraschung!

Die eigentliche Geburtstagsfeier fand zwei Tage nach der feierlichen Enthüllung des Stadtgeschichtsreliefs am Sonntag, dem 12. Oktober 1997, im Foyer der Stadthalle statt. In Anwesenheit der drei Gründungsmitglieder Willi Altenkamp, Theo Brink und Ferdinand Panföder konnte Baas Heinz Beyer viele Ehrengäste begrüßen, darunter Vertreter der Politik und der Stadtverwaltung sowie die Vorsitzenden der Heimat- und Brauchtumsvereine Ratingens. Musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde von Alfred Cohnen mit seinem Orchester und seiner neuen Chorgemeinschaft, den „New Generation Singers“. Die Festrede hielt der ehemalige Stadtdirektor Ratingens, ***Dr. Alfred Dahlmann,*** *selbst Mitglied der „Ratinger Jonges“ und einer der mittlerweile 10 Träger der von den „Jonges“ verliehenen Dumeklemmer-Plakette:*

Herr Bürgermeister, Baas, liewe Jonges, meine Damen und Herren.

Für Archäologen, die gewohnt sind, in Millionen von Jahren zu denken, mögen vier Jahrzehnte eine kurze Zeitspanne sein. Für einen Heimatverein – zumal in der heutigen, kurzlebigen Zeit – ist das schon eine sehr beachtliche Zahl. Wenn ich Sie nun heute daran erinnere, was im Jahr der Gründung, 1957, so alles passierte, wird Ihnen erst klar, wie lange es schon her ist: die Franzosen geben das Saarland an Deutschland zurück. In Großbritannien wird die Königin von einem Lord als unreife Person bezeichnet. Die Bundesregierung verweigert einer Moskauer Fußballmannschaft – die gegen eine Auswahl Hamburgs antreten soll – die Einreise. Konrad Adenauer wird zum dritten Mal zum Bundeskanzler gewählt, Willi Brandt zum Regierenden Bürgermeister von Berlin. Man höre: 1 Million Fernsehzuschauer sind in der Bundesrepublik angemeldet. In Frankfurt wird eine prominente Ratingerin, das Callgirl Rosemarie Nitribitt, ermordet aufgefunden.

Und nun die wichtigste Meldung aus diesem ereignisreichen Jahr: 23 Ratinger Jonges gründen einen Verein. Baas Beyer hat die Ziele einmal so formuliert: „Die Jonges fragen nicht, was kann die Stadt für uns tun, sondern, was können wir für die Stadt und ihre Bürger tun.“ In Zeiten, wo die Rufe nach Unterstützung durch Staat und Kommunen immer lauter werden, in der Tat ein lobenswertes Motto! Und so sind der Heimatverein „Ratinger Jonges“ und die Stadt Ratingen nun einmal nicht zu trennen. Heimat heißt zunächst: Die Historie kennenlernen und bewahren. Die „Jonges“ stellen sich damit ganz entschieden gegen jene, die Heimat sagen und Bauerwartungsland meinen (eine leider hier immer häufiger anzutreffende Auffassung).

Es ist in der Tat eine lohnende Aufgabe, die Geschichte Ratingens zu bewahren. Diese unsere Stadt ist nicht nur älter als Düsseldorf, unsere Stadterhebungsurkunde datiert von 1276 und die von Düsseldorf erst von 1288 – also 12 Jahre älter! –, darüber hinaus wies Graf Adolf von Berg seine Untertanen aus Duseldorp damals schon an, sich bei den Ratingern Rat zu holen. Und „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen“. Deshalb bekommen Sie heute jeweils ein Exemplar dieser Urkunde von mir.

Für die frühe Gründung unserer Stadt gibt es noch andere Zeugen: z.B. die alte Stadtmauer. Höchste Zeit, daß wieder daran gearbeitet wird. Sonst zerfällt sie.

Die Dumeklemmergeschichte kennt hier in Ratingen jeder, außerhalb ist sie kaum bekannt. Und so werde ich immer wieder gefragt, was denn der Daumen auf meinem Wagen zu bedeuten hat… Und dann erzähle ich die folgende Sage:

Es hat einst der St. Suitbertus
am Rhein der Heiden viel' bekehrt.
Auch bis zu uns drang er da vor,
das Volk hier ließ ihn nicht durchs Tor.

Man hat dagegen sich gestemmt,
ihm den Daumen eingeklemmt.
Das hat ihm garnicht sehr behagt.
„Hartnäckig Volk“ hat er gesagt.

Der Flughafen wird's auch so seh'n.
Das können wir nun nicht versteh'n.
Wir sind weltoffen, aufgeschlossen:
Nitribitt ist hier entsprossen.

Ü-Wagen und auch Sportberichte
machten von hier aus Geschichte.
Einst spielten hier auch der EC
und Pierre Brice am Blauen See.

Daß Suitbert einst wurd' gekniffen,
das ist aus der Luft gegriffen.
Die Wirklichkeit sah anders aus:
der Scharfrichter hatt' hier sein Haus.

Im Herzogtum, bis Köln, bis Neuß
und Essen
ließ er eifrig Daumen pressen.
Bis man endlich dann gestand,
und Dumeklemmer uns genannt.

„Tradition ist die Wurzel, aus der unser Fortschritt entspringt“, sagten die Gebrüder Grimm. Ich denke dabei allerdings nicht an

die Daumenschrauben. Daumenschrauben legen wir keinem mehr an. Ich spreche vielmehr von einer ansonsten traditionsreichen Stadt. Und hier haben die Jonges – sie zählen nun mehr als 650 Mitglieder – ein breites Aufgabenfeld gefunden und sehr erfolgreich bewältigt. Wieviel solch ein Heimatverein erreichen kann, haben auch die Düsseldorfer Jonges bewiesen, sie haben unter anderem den Hofgarten gerettet. Doch der kleine Bruder steht ihnen in nichts nach. Lassen Sie mich Ihnen nur einige der herausragenden Leistungen nennen: die Jonges stifteten die Dumeklemmerplakette, eine Auszeichnung für um ihre Stadt besonders verdiente Bürger. Die im Krieg beschädigte Hauser Kapelle, schwer getroffen durch Bomben, wurde von den Jonges vollständig restauriert, ebenso der Porticus auf dem Ehrenfriedhof. Die Jonges haben der Stadt ein gewaltiges Denkmal gestiftet, die Verkeshirden-Plastik, basierend auf der Legende vom Schweinehirten, dessen Tiere die in Kriegswirren verschollene „Märch“, die größte Glocke von Peter und Paul, im Wald wiederfanden. Geschichte zum Anfassen, wie auch die vier Bronzeplatten, die in das Pflaster an den historischen Standorten der alten Stadttore eingelassen wurden.

Der Verein selbst hat inzwischen eine eigene Tradition. Dazu gehört auch die Pflege echter Geselligkeit. Die Jonges treffen sich jeden Dienstag am Stammtisch zum Gedankenaustausch – wenn möglich in Ratinger Mundart. Hierzu werden auch Personen aus Verwaltung, Politik und Wirtschaft eingeladen. Und manches Ratinger Problem wurde schon hier besprochen und gelöst, getreu der Satzung: Erhaltung heimatstädtischer Belange, die Pflege alten Brauchtums. Wie erfolgreich auch die Pflege der Mundart ist, beweist der Gottesdienst vor wenigen Tagen, am 3. Oktober, in der vollbesetzten Herz-Jesu-Kirche. In Mundart abgehalten, ein so durchschlagender Erfolg, daß man den Gottesdienst wiederholen wird.

Der Prophet Moses hat zwar die „Jonges“ nicht mehr persönlich kennengelernt, hierzu reichen die 40 Jahre dann doch nicht ganz, doch hat er sie trefflich charakterisiert: „Jetzt wird ihnen nicht mehr unerreichbar sein, was sie sich auch vornehmen!“ Und da ist noch eine ganze Menge, was sie sich vornehmen können: die Wiederherstellung des alten Stadtgrabens an der Wallstraße. Immerhin haben sie bereits erreicht, daß die durch Abriß entstandene Grünfläche nicht wieder bebaut wird. „Der Anfang einer bürgernahen Planung“, wie Baas Beyer es nannte. Die goldene Kull vor dem Kornsturm, die einst zugekippt wurde, könnte ebenfalls wiederhergestellt werden.

Es ist den „Jonges“ hoch anzurechnen, daß sie anstelle eines großen Festes in der Stadthalle zu ihrem 40jährigen Jubiläum Ratingen wiederum ein Geschenk machen. Ein Relief zur Ratinger Stadtgeschichte am Bürgerhaus wird fortan die Geschichte der Stadt lebendig veranschaulichen.

Wir freuen uns alle darüber, denn wir sind stolz auf unsere Stadt. Eine liebenswerte, aufgeschlossene tolerante Stadt. In der ältesten evangelischen Kirche des Rheinlands – eine kleine Anmerkung: damals durften allerdings die Reformierten noch keinen Turm bauen, so weit ging die Toleranz dann doch nicht! – hat die katholische Gemeinde während des Umbaus von Peter und Paul Unterkunft gefunden.

Stichwort Unterkunft, hierzu fällt mir ein, daß die „Jonges“ immer noch keine feste Bleibe haben. Es sollte wirklich einmal darüber nachgedacht werden, wie man den überaus verdienstvollen „Jonges“ ein Heim gibt, sie haben es wahrlich verdient! Ich spreche vom Trinsenturm.

Lassen Sie mich noch einmal auf unsere Stadt zurückkommen: Ratingen hat eine herrliche Umgebung. Wir sind stolz darauf, daß wir hier nicht nur Wälder, sondern auch Seen haben. Blauer See, Grüner See, Silbersee, schwarzes Loch. Es gilt: Unseren Kindern und Enkeln diese Naturschutzgebiete zu erhalten, zu verhindern, daß die Natur da am grünen Tisch stirbt, daß sich hier persönliche, kommerzielle Interessen durchsetzen. Der Blaue See darf nie und nimmer zum Rummelplatz, zum ständigen Trödelmarkt werden! Wir haben noch Brunnen mit kostbarem klarem Wasser, wir haben eine gesunde Industrie mit gesicherten Arbeitsplätzen und eine Toplage im Straßen- und Schienennetz.

Die „Jonges“ sind ein reiner Mönchsorden, d.h. ohne Frauen, getreu den Worten des heiligen Augustinus: „Herr, gib mir Keuschheit und Enthaltsamkeit, aber jetzt noch nicht.“

Ja, die Brauchtumspfleger:

Schwarze Sozis, rote Christen
grüne Umweltschutzartisten.
Die Jonges, das sind Optimisten,
die gern den Alltag überlisten.
Selten abhold einer Feier,
an der Spitze der Baas Beyer.

Ich will an dieser Stelle nicht aus dem Nähkörbchen plaudern, aber es soll schon vorgekommen sein, daß auf einer der Fahrten, die die „Jonges“ gelegentlich gern machen, ein Jong sein Bett nicht mehr fand. Er landete in einem anderen Zimmer, in einer anderen Liegestatt, allein versteht sich, von wegen Augustinus, und mußte unter großen Schwierigkeiten umgesiedelt werden.

Die „Jonges“ verstehen es, bei allem Idealismus, allem Engagement auch, Feste zu feiern, schöne Wanderungen und Ausflüge zu machen. Es sei ihnen von Herzen gegönnt. Besonders erfreulich ist, daß auch viele junge Menschen inzwischen zu dem Verein gestoßen sind.

Vierzig Jahre sind eine runde Zahl. Ich schließe in meinen Dank heute alle die ein, die in den vier Jahrzehnten den Heimatverein zu dem gemacht haben, was er heute ist: besonders auch unseren früheren Baas Hoberg.

Verantwortung zu tragen, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere – Verantwortung nicht nur für den Augenblick, sondern vorausschauend für die Zukunft, Verantwortung für unsere Stadt, Uneigennützigkeit und Solidarität, das ist das Ziel der „Jonges“. Und dazu wünsche ich ihnen weiter „klaren Kurs“ und „volle Kraft voraus.“

Im Jubiläumsjahr 1997 verlieh der Heimatverein „Ratinger Jonges“ zum 10. Mal die Dumeklemmer-Plakette an einen verdienten Bürger Ratingens. Nach Theo Volmert erhielt zum zweiten Mal ein Lintorfer die hohe Auszeichnung aus der Hand von Jonges-Baas Heinz Beyer: Hans Lumer, ehemaliger Lehrer und Rektor der Johann-Peter-Melchior-Schule und 31 Jahre lang Chef der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, wurde für seinen lebenslangen Einsatz für die Jugend und das Brauchtum im Ratinger Stadtteil Lintorf geehrt. Die musikalische Umrahmung der Feierstunde am 7. Dezember 1997 im Medienzentrum Ratingen hatte das Violinduo Sabine Baron und Dan Alexander Dressler von der Jugendmusikschule Ratingen übernommen. Die Laudatio hielt der Vorsitzende des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, **Manfred Buer:**

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrter Herr Stadtdirektor,
sehr verehrte Frau
Bundestagsabgeordnete,
sehr geehrter Herr
Landtagsabgeordneter,
meine Damen und Herren,
lieber Baas,
liebe Jonges!

Als mich der Baas anläßlich einer Jubiläumsveranstaltung der „Jonges“ bat, die Laudatio auf Hans Lumer zu halten, hatte ich zunächst Bedenken.

Bedenken einmal, weil ich durch die Arbeit an der „Quecke“ wie in jedem Jahr unter ziemlichem Zeitdruck stand, aber auch, ob ich denn als Jüngerer und als zugereister Lintorfer überhaupt geeignet sei, das Wirken einer solch verdienstvollen und erfahrenen Persönlichkeit wie Hans Lumer zu würdigen.

Natürlich kenne ich Herrn Lumer seit vielen Jahren - wer kennt ihn in Lintorf nicht? - doch fielen mir nun bei näherer Betrachtung einige Gemeinsamkeiten auf, die mir bis dahin gar nicht bewußt waren und die mich letztlich bewogen, diese ehrenvolle Aufgabe zu übernehmen:

Beide sind wir Lehrer, na ja, das ist nichts Besonderes, aber daß Hans Lumer von Essen-Borbeck nach Lintorf kam, um die Lintorfer Kinder zu unterrichten, ich dagegen allmorgendlich von Lintorf nach Borbeck fahre, um dort in der Schule tätig zu sein, in der Hans Lumer als Schüler eine Zeitlang gelernt hat, ist schon bemerkenswert.

Beide sind wir Zugereiste, keine Lintorfer von Geblüt, haben uns aber schnell wohlgefühlt und nicht zuletzt wegen unserer Frauen den Ort sogar liebengelernt. Und da tut sich die nächste Gemeinsamkeit auf: Beide haben wir Mädchen aus Lintorfer Uradel zur Frau genommen, aus der weitverzweigten Familie Steingen. Und dadurch sind wir sogar miteinander verwandt und haben einen gemeinsamen Ururonkel, nämlich Johann Peter Melchior!

Der Unterstützung und dem Wohlwollen unserer Frauen ist es zu verdanken, daß Sie, Herr Lumer, jahrelang die Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft leiten konnten, und daß ich Vorsitzender des Lintorfer Heimatvereins sein darf.

Und dabei hat Herr Lumer meiner Frau vor mehr als vierzig Jahren auch noch das Lesen und das Schreiben beigebracht!

Hans Lumer wurde am 22. Juni 1924 in Essen-Borbeck geboren. Nach Schule und Abitur kam er mit 18 Jahren zur Wehrmacht. Nach zweimaliger Verwundung und kurzer Gefangenschaft kehrte er im September 1945 nach Hause zurück. Ende 1945 erhielt er einen Studienplatz an der neu eingerichteten Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh, an der er zusammen mit Otto Samans und dem leider viel zu früh verstorbenen Karl Schaefer im Juni 1947 die 1. Lehrerprüfung ablegte.

Was nun geschah, vor genau 50 Jahren, kann man in einem interessanten und amüsanten Artikel Hans Lumers in der neuen „Quecke“ nachlesen.

Mit einem Empfehlungsschreiben ihres Religionsdozenten Prof. Rei-

Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette“ 1997.
Von links: Hans Lumer, Manfred Buer, Jongs-Baas Heinz Beyer

ermann kamen Hans Lumer und Karl Schaefer schon im Mai 1947 nach Lintorf, um sich um eine Lehrerstelle zu bewerben, die sie nach ihrem Examen und nach den Sommerferien antreten wollten.

In Lintorf herrschten offensichtlich damals noch paradiesische Zustände:

Bismarcks „Kulturkampf“, in dessen Verlauf in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Aufsicht über die Schulen, die bisher von den Geistlichen wahrgenommen worden war, staatlichen Beamten übertragen wurde, hatte in Lintorf nicht stattgefunden. Folgerichtig gingen Hans Lumer und Karl Schaefer zunächst nicht zu Hauptlehrer Emil Harte, dem Schulleiter der katholischen Johann-Peter-Melchior-Schule im Dorf, sondern erst einmal zum katholischen Pfarrer, Dechant Veiders. Nachdem er die beiden Junglehrer begutachtet und ihr Empfehlungsschreiben gelesen hatte, ging man gemeinsam hinüber zum Haus des Schulleiters.

Wer die Verhältnisse im Lintorf der 50er Jahre kennt, der weiß, daß Dechant Wilhelm Veiders und Hauptlehrer Emil Harte im Dorf die Fäden fest in der Hand hielten. Sie bestimmten im Grunde auch den weiteren Lebensweg der beiden Junglehrer, die am 1. Juli 1947 ihren Dienst an der Johann-Peter-Melchior-Schule antraten. Zunächst wurde für ihr leibliches Wohl gesorgt: Die beiden Leichtgewichte aus dem kriegszerstörten Essen wurden Lintorfer Bauern zugeteilt, bei denen sie als Kostgänger erst einmal zu Kräften kommen sollten. Daß Hans Lumers Gewicht dabei nach einiger Zeit von 49 auf 65 kg angewachsen war, veranlaßte eine Lintorfer Kleinbäuerin anläßlich einer Viehzählung, bei der die Junglehrer als Zähler eingesetzt waren, zu der Bemerkung: „Dat hammer jähn, spindeldürr nach Lengtörp kumme, sich bei de Buure dicke Köpp anfreete und dann bei angere Lütt im Ferkesstall rumschnüffele!“

Schon bald nach seinem Dienstantritt engagierte sich Hans Lumer auch im kirchlichen Bereich. Von Dechant Veiders bekam er den Auftrag, die Pfarrbücherei des Borromäus-Vereins, die im Pfarrheim ein eher bescheidenes Dasein fristete, zu einer leistungskräftigen Einrichtung auszubauen.

Auch dazu eine heitere Begebenheit:

Dechant Veiders hatte einen freundlichen Spender gefunden, der 5000,- DM für den Ankauf von Büchern zur Verfügung stellte. Eines Tages fuhren der Pfarrer, Kaplan Kersebaum und Hans Lumer nach Bonn zur Zentrale des Borromäus-Vereins, um Bücher für die Pfarrbücherei auszusuchen. Zwei Stunden, die Zeit, die Dechant Veiders benötigte, um sein Brevier zu beten, standen Hans Lumer und dem Kaplan zur Verfügung, um die Bücher zu kaufen - riesige Mengen - denn damals waren Bücher noch billig und 5000,- DM viel Geld! Das Anfangsgehalt eines Junglehrers betrug vor der Währungsreform 168,- Reichsmark!

Daß die von Hans Lumer ausgebaute Bücherei noch heute existiert und eifrig frequentiert wird, versteht sich von selbst. Sie wird seit über vierzig Jahren geleitet von einer Lintorferin, die Hans Lumer als Schülerin mit ihrer Aufgabe vertraut gemacht hatte.

Mit seinem Kollegen Schaefer baute Hans Lumer die Pfarrjugend von St. Anna auf, die zunächst aus mehreren Jungengruppen bestand, mit denen er viele Fahrten unternahm.

Seinen musischen Neigungen entsprechend gründete er bald auch einen Singekreis und eine Laienspielschar der Katholischen Jugend, bei denen allerdings auch Mädchen mitmachen durften.

Im Jahre 1954 wurde er in den Kirchenvorstand der Pfarre St. Anna gewählt. Mit Jean Frohnhoff und Lorenz Herdt bildete er zehn Jahre später den Grundstock für den Kirchenvorstand der neu gegründeten Pfarre St. Johannes (Pfarrer von Ars) im Lintorfer Norden. Um den Aufbau dieser Pfarre hat er sich große Verdienste erworben, für die er im Jahre 1984 mit der Verleihung des päpstlichen Ordens „Pro Ecclesia et Pontifice“ ausgezeichnet wurde. Bis zum Jahre 1994 gehörte Hans Lumer dem Kirchenvorstand von St. Johannes an. Noch heute ist er als Lektor und Kommunionhelfer tätig. Dabei besucht er die Kranken der Gemeinde.

Nachdem im Januar 1948 die Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft nach langjährigem Verbot wiedererstanden war - bei der Taufe waren natürlich wieder Hauptlehrer Harte und Dechant Veiders maßgeblich beteiligt - dauerte es nicht lange, bis auch Hans Lumer der Bruderschaft beitrat. Sicherlich hatte sein Schulleiter und Schützenchef Emil Harte ihn schon für höhere Aufgaben vorgesehen, als er zwei Urlintorfer, nämlich Johann Derichs (in Lintorf bekannter als der „Dicke Derichs“) und Hermann Kockerscheidt zu Hans Lumer schickte, um ihn von der Notwendigkeit des Beitritts zu überzeugen. Schon zu Beginn der 50er Jahre übernahm er im Vorstand das Amt des Schriftführers. Als Emil Harte im Jahre 1961 verstarb, erklärte sich Hans Lumer bereit, als Stellvertreter dem neuen Chef Heinrich Kaiser zur Seite zu stehen. Einflußreich, aber nur platt sprechend, verteilte er die Aufgaben im neuen Vorstand mit den Worten: „Hans, ich mach de jeschäftliche Krom, un du, du hältst die Reden.“ Doch schon im Jahre 1963 sah sich Heinrich Kaiser außerstande, die Geschäfte wegen seiner angeschlagenen Gesundheit weiterzuführen und legte sein Amt nieder. Ehrenvorsitzender Johann Derichs, Brudermeister Josef Mentzen und Schriftführer Sebastian Jacobs überredeten Hans Lumer, die Leitung der Bruderschaft nun voll und ganz zu übernehmen. In einer außerordentlichen Generalversammlung wurde er Mitte 1963 zum neuen Schützenchef gewählt.

Und gleich warteten zwei große Aufgaben auf ihn. Im folgenden Jahr 1964 wollte man das 500jährige Bestehen der Bruderschaft und das Goldene Priesterjubiläum des Präses Dechant Veiders feiern, und es war noch nichts vorbereitet. Daß beide Feiern großartige, für die Lintorfer unvergeßliche Ereignisse wurden, ist nicht zuletzt das Verdienst von Hans Lumer.

Auch die Organisation des nächsten runden Geburtstages der Bruderschaft lag in seinen bewährten Händen:

1989 war die Lintorfer Bruderschaft 525 Jahre alt und gewaltig angewachsen. Während des Jubiläumsschützenfestes wurde

Hans Lumer im Schützenzelt mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und stahl damit dem neuen Schützenkönig ein wenig die Schau, was er heute noch bedauert. Die vielen Orden und Ehrenzeichen, die ihm von den Schützen verliehen wurden, kann man sicher gar nicht mehr zählen.

1994, kurz vor seinem 70. Geburtstag, trat Hans Lumer von seinem Amt zurück, nachdem er die Bruderschaft 31 Jahre lang als Chef geleitet hatte. Wieviele Reden hat er in dieser Zeit gehalten, wieviele Feste vorbereitet und wieviele Versammlungen geleitet. Heute ist Hans Lumer Ehrenchef der Bruderschaft.

Auch im Lintorfer Heimatverein hat sich Hans Lumer schon früh engagiert. Ende des Jahres 1950, schon wenige Wochen nach der Gründung des Vereins, wurde er mit der Nummer 24 Mitglied des Vereins Lintorfer Heimatfreunde. Mehrfach gehörte er in den 50er Jahren auch dem Vorstand als Beisitzer an, bis ihn die Führung der Bruderschaft voll und ganz in Anspruch nahm. Die enge Verbindung zum Vorstand der Heimatfreunde ist dabei nie abgerissen, und er stand uns mit gutem Rat stets zur Seite. Ein Beweis für die gute Zusammenarbeit ist nicht zuletzt die Herausgabe des Bruderschaftsbuches von 1464 als Sonderheft der „Quecke".

Lassen Sie mich zum Schluß noch etwas über den Pädagogen und Menschen Hans Lumer sagen. Zehn Jahre lang war er nach seiner Ankunft in Lintorf unter Hauptlehrer Emil Harte an der Johann-Peter-Melchior-Schule tätig, um dann dem Dorf für sieben Jahre untreu zu werden: Er unterrichtete nämlich so lange die Kinder aus dem Busch an der heutigen Heinrich-Schmitz-Schule. Zu dieser Zeit werden die Gegensätze zwischen „Dörp on Bosch" schon nicht mehr ganz so groß gewesen sein, doch soll es Zeiten gegeben haben, in denen einer aus dem Dorf eher einen Evangelischen geheiratet hat, als einen aus dem Busch. 1964 kehrte er dann ins Dorf zurück - als Schulleiter der Johann-Peter-Melchior-Schule, übrigens im gleichen Jahr, als die Bruderschaft mit ihm an der Spitze das 500jährige Bestehen feierte.

Als im Zuge der Schulreform des Jahres 1968 die gute alte Volksschule in eine Grund- und Hauptschule aufgeteilt wurde, entschied sich Hans Lumer für die Grundschule, die weiterhin den Namen Johann-Peter-Melchior-Schule trug.

Hans Lumer war ein sehr menschlicher und großzügiger Lehrer, der für kleine Schwächen viel Verständnis aufbrachte und auch auf die kleinsten Sorgen seiner Zöglinge einging - und das waren manchmal über 60 Kinder! Er war sogar mutig genug, mit 64 Kindern des 1. und 2. Schuljahres rodeln zu gehen, wobei er jeweils mit 2 - 3 Kindern auf einem Schlitten mitfuhr. Hans Lumer liebte und liebt die Musik. Es wurde viel gesungen, im Klassenverband und im Schulchor. Mit dem Lied „Die güldene Sonne, voll Freude und Wonne..." begann oftmals der Schultag. Manchmal stimmte er auch das Lied „Glück auf, glück auf, der Steiger kommt" an. Dachte er dabei an das Lintorfer Bleibergwerk oder packte ihn doch manchmal das Heimweh, ihn den Jungen aus der Gegend zwischen Ruhr und Rhein-Herne-Kanal?

Die Kinder dankten ihm seine Mühen mit einem Ständchen zu seinem Geburtstag und mit Bergen von Blumen, die sie in den heimischen Gärten selbst gepflückt hatten. In Zinkwannen wurden sie von Schülern zu seinem Haus getragen. Ich vermute einmal, daß es die gleichen Zinkwannen waren, in denen die Hausmeisterin, Frau Raspel, die Schulspeisung zu bringen pflegte. In den 39 Jahren seines Wirkens als Pädagoge in Lintorf hat Hans Lumer die ihm anvertrauten Kinder stets in Liebe zur Heimat erzogen, er hat sie mit ihren Schönheiten, ihrer Geschichte und ihren Sitten und Gebräuchen vertraut gemacht. Durch ihn haben sie von den Nöten der Lintorfer Kötter in früherer Zeit, vom Bleibergwerk, von der ersten Trinkerheilanstalt Europas und von Johann Peter Melchior gehört. Daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren, beweisen die vielen ehemaligen Schüler, die heute im Lintorfer Heimatverein und in der Bruderschaft ehrenamtlich tätig sind, nicht zuletzt aber auch seine eigenen Kinder, von denen eins als stellvertretender Vorsitzender des Ratinger Heimatvereins und als ,,Quecke"-Autor, ein anderes in der Jugendarbeit der Pfarre St. Johannes tätig ist.

Dechant Veiders konnte nichts Besseres für Lintorf tun, als er im Mai 1947 sein Placet zur Anstellung Hans Lumers gab.

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 28. und 29. November 1998 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 68
Quecken Nr. 1 – 67
Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1 – 5

Foto-Motive aus Alt-Lintorf
Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf"

Bücher von Theo Volmert:
„Lintorf – Berichte, Dokumente,
Bilder aus seiner Geschichte" Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde"

„Mehr Heiteres als Ernstes"

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Kameradschaft stand Pate bei der Gründung vor 70 Jahren

Geschichte der Marine-Kameradschaft „Admiral Graf Spee“

Am 28. August 1928, also vor 70 Jahren, wurde der Marineverein „Admiral Graf Spee“ aus der Taufe gehoben. Die Gaststätte „Rheinischer Hof“ auf der Oberstraße war das erste Vereinslokal. Hier trafen sich die Ratinger der ehemaligen Kaiserlichen Marine. Zum Teil gehörten sie dem Düsseldorfer Marineverein 1887 an, da es am Ort bis dahin keinen Marineverein gab. Jetzt aber, da sich fünfundzwanzig Männer, die einst das blaue Tuch getragen hatten, zusammenfanden, kamen auch noch andere ehemalige Mariner hinzu.

Was verband sie eigentlich? War es das „Abenteuer See“? War es die Kameradschaft, die sie einst auf den Schiffen in Kriegs- und Friedenszeiten erlebt hatten? Und hatte dieses gemeinsame Erlebnis sie zu einem Block verschweißt, der auch nach langen Jahren noch eine Basis bildete? Sicherlich ein wenig von alldem. Und vielleicht auch etwas Fernweh, das ja in vielen von uns schlummert.

Jedenfalls war es echter Kameradschaftsgeist, der bei der Gründung Pate und wobei der Dienstgrad nicht im Vordergrund stand. Zu den Männern der ersten Stunde gehörten unter anderen Toni Simon, Fritz Offermann, Heinrich Dümpelfeld, Fritz Schmidt, Johann Reinhardt, Fritz Günsch. Die kleine Gemeinschaft wuchs schnell.

Die Kaiserliche Reichskriegsflagge von 1900, die einmal auf dem Linienenschiff SMS „Barbarossa“ geweht hatte, wurde zur Vereinsfahne. Sie ist heute noch im Besitz der Marine-Kameradschaft und wird bei besonderen Anlässen getragen.

Im Jahre 1935 wurde der Name „Marineverein“ in „Marine- und Schutztruppenkameradschaft „Admiral Graf Spee“ umbenannt und zählte 97 Mitglieder.

Ein ganz besonderes Ereignis war dann im Jahre 1936 die Einweihung des Marine-Ehrenmals in Laboe, an der auch einige Ratinger Marinekameraden teilnahmen. In jahrelanger Spendenaktion hatten auch die Ratinger Mariner mitgeholfen, daß der Bau dieses Monuments möglich wurde.

Die Kreuzung Oberstraße/Mülheimer Straße/Bahnstraße/Hochstraße um 1930. Rechts der „Rheinische Hof“, das Gründungslokal der Marinekameradschaft

Und das Stiftungsfest, das man alljährlich im Oktober feierte, erfreute sich großer Beliebtheit. Dazwischen fand man sich auch zu Festen familiärer Art zusammen. Auch für Nicht-Mariner war der Marineverein in jenen Tagen ein gesellschaftlicher Treffpunkt. In mancherlei Vorträgen wurde der Seegedanke wachgehalten, und so war das Vereinsleben äußerst aktiv und lebendig. So kann es auch nicht verwundern, daß über den Marineverein etliche junge Ratinger den Weg zur Reichs- und später zur Kriegsmarine fanden. Kamen diese dann auf Urlaub, so waren sie stets gerngesehene Gäste.

Mit dem Wiederaufbau der Kriegsmarine wurden einige Mitglieder schon bald zu Reserveübungen einberufen. Und im Zweiten Weltkrieg mußten auch die Altgedienten auf Minensuchern und Vorpostenbooten Dienst tun. Ein ehemaliger U-Boot-Fahrer fuhr im ersten Kriegsjahr wieder auf einem U-Boot. Und beim Untergang des Schlachtschiffes „Bismarck“ am 27. 5. 1941 im Atlantik fand auch ein Marinekameradschafts-Mitglied als Reservist den Seemannstod.

Die während des Krieges in der Heimat Verbliebenen haben immer den Kontakt zur Kriegsmarine aufrechtgehalten, und die Anlaufstelle für die Urlauber war natürlich das Kameradschaftslokal. Beim Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 wurde dieses, die „Kaiserburg“, Ecke Lintorfer/Grabenstraße, hart getroffen. Dabei verbrannten die Protokollbücher und andere wertvolle Erinnerungsstücke aus der Kaiserlichen Marine und aus den Deutschen Kolonien. Die alte Reichskriegsflagge befand sich zum Glück beim damaligen Fahnenträger Heinrich Dümpelfeld, sie blieb der Marinekameradschaft somit erhalten.

Die Besatzungsmacht setzte dem Vereinsleben auch in Ratingen erstmal ein Ende. Doch für die Mariner spielte dies keine Rolle. Man traf sich eben am Stammtisch. Die Not war nach dem Krieg zwar überall riesengroß, doch die Kameradschaft war nicht zerstört; man half einander, so gut es ging.

Die Marinekameradschaft im Jahre 1933, fünf Jahre nach der Gründung. Vierter von rechts in der ersten Reihe der Vorsitzende Fritz Offermann

Nach und nach fanden sich auch die Heimkehrer am Stammtisch ein. Da mit der Gründung der Bundesrepublik das Besatzungsrecht etwas gelockert wurde, hatte sich das Vereinsleben - zum Teil auch schon vorher - aus den Trümmern erhoben, bis auf die Traditionsverbände. Diese konnten erst im Jahre 1952 ihr Eigenleben wieder fortführen - beziehungsweise neu beginnen. So wurde die Marine-Kameradschaft Ratingen im April 1952 offiziell wieder ins Leben gerufen. Die Gaststätte „Flammer", heute „Zu den drei Königen", war der erste Tagungsort. Waren es am Anfang hauptsächlich die alten mit einigen wenigen jungen Marinern, so änderte sich dies schnell. Die Mitgliederzahl stieg sprunghaft an: 1958 betrug sie Einhundertfünf. So erfreulich dieser Trend insgesamt auch war, brachte er doch Enttäuschungen und Probleme mit sich.

Ein besonderer Höhepunkt im Vereinsleben war der große Marineball am 15. Oktober 1955. Das Tambourcorps „Köbes Zimmermann" und die Bordkapelle unter Leitung von Josef Warwas gaben diesem Fest ein besonderes Gepräge. Schon Wochen vorher waren die Karten ausverkauft, und der Saal der Gaststätte „Zum Hirsch" erwies sich als zu klein.

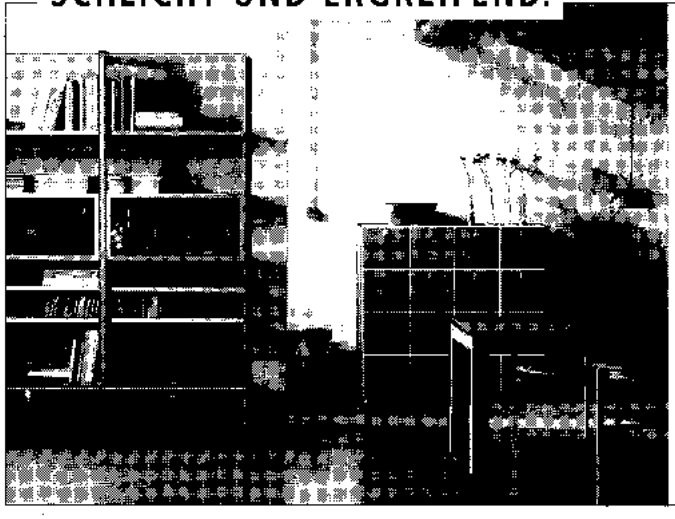
Neben dem Vereins-„Innen"-Leben gab die Marine-Kameradschaft auch in anderen Bereichen Denkanstöße, so zum Beispiel in der Angelegenheit des beim Bombenangriff zerstörten Ehrenmals, das man seinerzeit nur durch ein Birkenkreuz ersetzt hatte. Etwas dürftig, so schien es vielen, und daß es an der Zeit sei, den Toten ein würdigeres Denkmal zu setzen. Mit den Kameraden des „Verbandes Deutscher Soldaten" und des „Stahlhelms" wurde die Angelegenheit an die Stadt herangetragen. Der Sprecher dieser gemeinschaftlichen Aktion war Bruno Zimmermann. Durch Spendenaufkommen der Bürger und aus Marinekreisen wurde die Aufstellung eines neuen Ehrenmals an der alten Stelle auf dem Ehrenfriedhof ermöglicht.

In der Folgezeit wurden hier und da Kontakte geknüpft, und dem DMB, dem Deutschen Marinebund (DMB), war man auch wieder beigetreten. Wie die meisten Marine-Kameradschaften- und Vereine hat auch die MK Ratingen vielseitige Aufgaben übernommen. Sie ist zum Beispiel in der „Deutschen Gesellschaft zu Rettung Schiffbrüchiger" tätig, sie sieht ihre Aufgabe aber auch in der Pflege der Patenschaft, die die Stadt Ratingen mit „S-Wiesel", einem Schnellboot der Bundesmarine, seit 25 Jahren hat.

70 Jahre Marine-Kameradschaft Ratingen, eine lange Zeit, eine kurze Zeit … Auf jeden Fall aber kann die MK mit ein wenig Stolz auf ihre 70jährige Geschichte zurückblicken. Daß sie dabei auch hoffnungsvoll nach vorne schaut, ist selbstverständlich. Natürlich freut man sich über jeden ehemaligen Bundesmariner, der den Weg zur MK findet. Denn die Pflege des „maritimen Gedankens" bleibt das oberste Anliegen. Dabei kommt ihr zustatten, daß für viele Menschen aller Altersklassen das „Abenteuer See" nach wie vor nichts von seiner Faszination verloren hat.

Lore Schmidt

SCHLICHT UND ERGREIFEND.



MENOS von Behr. Design von Peter Maly. Schlicht: die klare, geradlinige Formensprache. Ergreifend: Farben, wie sie die Natur vorgibt. Z.B. Pflaumenblau, oder Blutorange. Für Sideboards, Kommoden und Schubkästen. Im Kontrast hierzu: helle, edle Hölzer. Für Regale und Tische. Ein zeitloses, harmonisches Konzept. Für die Sinne. Für den Wohn-, Eß-, und Arbeitsbereich. Lassen Sie sich bei uns inspirieren.

INNENEINRICHTUNG
LINTORFER STR. 31
40878 RATINGEN
TEL. 0 21 02 / 2 70 37

form und raum

25 Jahre Patenschaft mit „S-Wiesel“ mitgestaltet und miterlebt

Man schrieb das Jahr 1973 als der Bürgermeister der Stadt Ratingen, Ernst Dietrich, sich an die Bundesmarine wandte, um eine Patenschaft über ein Schiff der Marine zu übernehmen. Auf Vorschlag der Marine-Kameradschaft sollte es ein Schnellboot oder ein U-Boot sein. Auch ein Minensuchboot hatte man ins Auge gefaßt.

Die Zeit eilte dahin und so kam der Tag, an dem es hieß: „Wir fahren zur Patenschaftsübernahme nach Kiel.“ Ein Schnellboot hatte die Bundesmarine auserkoren. So fuhren der Bürgermeister, Ratsherr Horst Becker, Beigeordneter Clemens Hilgefort und noch einige Herren aus Rat und Verwaltung gen Norden. Auch die Marine-Kameradschaft war zur Übernahme der Patenschaft eingeladen.

Die Marinekameradschaft „Admiral Graf Spee“ heute.
In der Mitte vorne Vorsitzender Karl Schmidt

Es war ein herrlicher Septembertag im Jahre 1973, als wir in Kiel eintrafen. Der damalige STO auf S-Wiesel, Oberleutnant zur See Rolf Rehder, heute Freg. Kapitän a.D., nahm uns am Bahnhof in Empfang und dann ging es zum Stützpunkt. Für manchen von uns ehemaligen Marinern tauchten beim Anblick des Scheerhafens alte Erinnerungen auf. Am Laufsteg von S-Wiesel stand der Kommandant Kapitänleutnant Wolfgang Ehrhardt, heute Freg. Kapitän a.D., und begrüßte seine Gäste. Auffallend war, daß sich die alten Mariner vorschriftsmäßig an Bord meldeten. Man hatte es eben nicht verlernt. Der I. Wachoffizier machte zum STO die Bemerkung, „man merkt es den Herren an, daß sie das Bordleben kennen.“ Nach der Begrüßung und Ansprache des Kommandanten erfolgte durch Übergabe eines Schreibens des Bürgermeisters die offizielle Patenschaftsübernahme. Was wir nicht wußten und erst beim Überreichen des Schriftstückes erfuhren, war die Tatsache, daß die Marine-Kameradschaft Ratingen Mitpatenschaftsträger ist. Damit stand die Marine-Kameradschaft auch in der Pflicht.

Danach hatte der Kommandant Kapitänleutnant Erhardt und seine Besatzung für alle eine Überraschung bereit. Wir erhielten eine Turnhose und nach kurzer Zeit standen wir in Turnhosen an Deck. Neptun war inzwischen erschienen, um uns mitzuteilen, daß wir uns einer gründlichen Reinigung von innen und außen unterziehen müßten.

Wir wurden dahingehend belehrt, daß ein Polar- oder Äquatortaufschein keine Gültigkeit mehr hatte. Schließlich hatte sich in der Vergangenheit doch zu viel Dreck angesammelt. Also war eine Ostseetaufe unausweichlich. Die Phantasiegespräche ließen nicht auf sich warten. Die ehemaligen Marineangehörigen trumpften mächtig auf. Waren doch die Worte in erster Linie für die anwesenden Landratten bestimmt. Die Prozedur nahm ihren Lauf, und das versteckte Grinsen der Besatzung war nicht zu übersehen. Nachdem alle vom Dreck – innen und außen – gereinigt waren, sah man nur noch fröhliche Gesichter. Ein echter Dornkaat half über den unangenehmen Geschmack des Diesel-Schnapsgemischs hinweg. Auf dem Achterdeck war zur Entschädigung bereits der Kaffeetisch gedeckt. Die Ratinger bekamen so schon den ersten Eindruck, was ein guter Smutje alles kann. Nach dem Kaffee war Schiffskunde angesagt. Gruppenweise wurden wir durch das Boot geführt. Fragen und Antworten gingen hin und her. Vieles war auch für die alten Mariner neu. Die Zeit war über uns hinweggeeilt. Doch mit der Patenschaftsübernahme wurde ein festes Band zur Bundesmarine geknüpft. Viele Kommandanten haben „S-Wiesel“ geführt und mit den meisten Kommandanten ist der Kontakt erhalten geblieben. Desgleichen für einige schiffstechnische Offiziere (früher LI). Auch mit den Wachoffizieren und Portepeeunteroffizieren von einst wird der Kontakt gepflegt. Freundschaften bis hin zu Eheschließungen sind durch die Patenschaft zustande gekommen.

Über dem Wort „Patenschaft“ stand das Wort „Kameradschaft“.

An allen Höhen und Tiefen hat die MK teilgenommen. Nur so konnte eine Patenschaft blühen und gedeihen, trotz mancher Anfeindung. Das Lied „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“ kam wieder voll zur Geltung.

So wurde in den 25 Jahren das Band „Boot und Besatzung zur MK“ immer wieder neu geknüpft. Bei dem ständigen Wechsel der Besatzungsmitglieder und auch der Kommandanten mußte dies ja

sein. Manchen Wunsch haben wir, aber auch die Stadt Ratingen, der Besatzung erfüllen können. Besonders die MK scheute weder Zeit noch Geld, wenn es um „S-Wiesel“ ging.

Als „S-Wiesel“ (das alte) unter dem Kommandanten Kapitänleutnant Jürgen Kroneberg 1984 seine letzte Reise von Kiel nach Wilhelmshaven antrat, um in türkische Dienste zu wechseln, da waren es die Kameraden Hans Wessel, Walter Karl, Heinz Leistner und auch eine Frau, Lore Schmidt, die dabei waren. Lore Schmidt fuhr im Auftrage der Rheinischen Post und des Stadtpanoramas mit. Im nachhinein berichtete sie, daß es ihnen doch schwer ums Herz war, als sie von Bord gingen. Man hatte eben „S-Wiesel“ liebgewonnen.

Das heutige Schnellboot S 79 „Wiesel“

Das neue Wiesel, das im Juli 1984 von Korvettenkapitän Bernd Graichen auf der Lürsen-Werft in Dienst gestellt wurde, war für die Ratinger Abordnung zwar äußerst interessant, doch mußte ein Eingewöhnen noch erfolgen. Kapitän Graichen hat es verstanden, von der ersten Minute den Kontakt durch gegenseitige Besuche zu festigen.

Der Kontakt ist auch zu den alten Schnellbootfahrern nicht abgerissen. Und der Übergang zu den jeweils neuen Kommandanten sollte sich immer wieder bewähren. Die MK blieb bis zum heutigen Tage das Bindeglied zwischen Stadt Ratingen und dem Boot.

Heute nach 25 Jahren ist das „Wiesel“ ein fester Begriff für die Ratinger Bürger. Gerade die MK hat sich stets bemüht, die Ratinger Bürger mit der Bundesmarine bekanntzumachen. Inzwischen ist „S 79 Wiesel“ aus Ratingen nicht mehr wegzudenken. Bei allen größeren Festen in Ratingen dürfen die „blauen Jungs“ nicht fehlen.

Aber auch von seiten der jeweiligen Wiesel-Besatzung wurde die Kontaktpflege nach Ratingen hin wahrgenommen. Fast 23 Jahre betreuten Wiesel-Besatzungen einen Ratinger Kindergarten. Mancher Wunsch wurde dem Kindergarten erfüllt. Jedes Jahr vor Weihnachten kam eine Abordnung als Weihnachtsmänner vom Boot zur Bescherung des Kindergartens am Sandbach nach Ratingen. Leider ist der Faden vom Kindergarten zum Boot abgerissen. Doch die Bootsführung hat sich kurz entschlossen, die Bescherung eines Ratinger Kindergartens reihum gehen zu lassen. So kommt jeder Kindergarten einmal in den Genuß eines Besuches von „S 79 Wiesel“.

Was an dieser Stelle auch nicht unerwähnt bleiben sollte ist, daß uns einige Kommandanten und STO’s, die inzwischen auf anderen Kommandos ihren Dienst taten, die Möglichkeit verschafften, auch diesen Dienstzweig der Bundesmarine kennenzulernen. An diesen Fahrten haben sich viele Ratinger Bürger sehr oft beteiligt. Es versteht sich, daß die Fahrten von der MK organisiert worden sind. Durch diese Patenschaft wurde der Name Ratingen bis in den hohen Norden bekannt. Auch im Bundesverteidigungsministerium in Bonn ist Ratingen bekannt.

Was die Kosten einer Patenschaft angeht, so wurde sie weitgehendst von den MK-Mitgliedern getragen und umgekehrt von der jeweiligen Besatzung. Wollen wir hoffen, daß der Kontakt auch weiterhin erhalten bleibt.

Was unsere Bundesmarine anbetrifft, so sind ihre Aufgaben sehr vielseitig. Bei ihren Besuchen im Ausland werden unsere Mariners stürmisch begrüßt. Für die Auslanddeutschen sind die Schiffe der Bundesmarine ein Stück Deutschland. Darum ist und bleibt die Kontaktpflege zur Marine eine dringende Notwendigkeit.

Karl Schmidt

Heute schon gejeanst ? ?

JEANS + TRENDS

G. Müller-Rohde

Speestraße 26 (Ecke Kohlendey)
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 39 94 53

Ein Straßenbahn-Unglück oder: Frontal-Zusammenstoß

Unglücksfälle aller Art passieren leider immer wieder einmal. Auch oder gerade in unserer hochtechnisierten Welt. Manchmal beruht die Ursache auf technischem Versagen, und manchmal ist menschliches Fehlverhalten der Auslöser. Der Unglücksfall, den ich vor vielen Jahren hautnah miterlebt habe, war auf menschliches Fehlverhalten – man kann auch sagen, auf einen Irrtum – zurückzuführen. Es handelte sich hierbei um einen Frontal-Zusammenstoß von zwei Zügen der Linie 12 an der Stadtgrenze Ratingen-Düsseldorf. Die meisten Ratinger können sich sicherlich erinnern, daß hier – „am Zapp“, wie diese Stelle im Volksmund hieß – die Straßenbahnschienen eingleisig verliefen.

Um den Verkehrsablauf auch an dieser Stelle reibungs- und gefahrenlos zu gewährleisten, fand an der Haltestelle „Felderhof“ ein Stabwechsel zwischen den beiden sich hier begegnenden Fahrern statt. Dieser Stab wurde jeweils vom Fahrer des aus Richtung Düsseldorf kommenden Zuges aus einem eigens zu diesem Zweck angebrachten Kästchen an der Haltestelle „Hubertushain“ entnommen und am „Felderhof“ dem Fahrer der aus Ratingen kommenden Bahn übergeben. Danach konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Das klappte gut, wenn man sich an die Spielregeln hielt.

Am 20. September 1941 hatte man dies jedenfalls **nicht** getan. An diesem Tag, oder besser gesagt Abend, krachten auf der eingleisigen Strecke zwei Straßenbahnzüge frontal aufeinander. Und zwar um 22.25 Uhr. Es herrschte gerade Fliegeralarm, und jeder der beiden Fahrer hatte – so hieß es nachher – vom anderen geglaubt, daß dieser vor der eingleisigen Strecke mit seiner Bahn stehenbleiben würde; was sich für einen der beiden Fahrer als tödlicher Irrtum erwies, während der andere Fahrer mit leichten Verletzungen davonkam.

Außerdem wurden schwer verletzt: 2 Schaffner, leicht verletzt: 6 Fahrgäste (5 Männer, 1 Frau).

Die notwendigen ERSTE-HILFE-Maßnahmen konnten ja jetzt nur notdürftig und bei totaler Finsternis erfolgen. Schließlich war Krieg, und es herrschte Verdunkelung. Dabei erinnere ich mich, daß irgendwem mit dem abgesplitterten Holz einer Straßenbahn und unter Zuhilfenahme meines Kleidergürtels ein Arm oder Bein behelfsmäßig geschient wurde.

Ich selbst war bei dem Zusammenprall fürchterlich gegen die Stufe, die in das Innere des Wagens führte, geflogen. Die Folgen spürte ich danach wochenlang. – Ich sehe sie noch heute vor mir, die gespenstisch anmutende Szene. Es herrschte zur Zeit des Unglücks wie gesagt, Fliegeralarm mit dem unheilverkündenden Motorengeräusch der Flugzeuge in der Luft; dazu stöhnende und jammernde Menschen. Und alles spielte sich bei absoluter Dunkelheit ab, wenn man von den Scheinwerfern, die den Himmel absuchten und dem Sternenhimmel absah.

Dabei bleibt festzuhalten, daß man Glück im Unglück hat, wenn man bei solch einem schweren Unfall mit Prellungen, Schürfwunden und blauen Flecken davonkommt. Im übrigen geht in so einem Fall alles so rasend schnell, daß zum Überlegen keine Zeit bleibt. Man steht ganz einfach unter Schockeinwirkung. Und so saß ich denn auch nach dem ausgestandenen Schrecken auf der Erde, mit den Füßen in dem kleinen (trockenen) Graben, der neben den Schienen verläuft und schluchzte vor mich hin. Teilweise wegen des schmerzenden Rückens, teilweise wegen des ausgestandenen Schreckens. Danach humpelte ich, so gut es gehen wollte, nach Hause. Bis zum „Lörchen“ war es noch ein ziemliches Stück, und nach diesem bösen Zwischenfall wurde es ja etwas spät, so daß weitere Schrecken (ich war damals 16 Jahre alt) ziemlich unausbleiblich schienen.

Welcher Art diese waren, und ob ich noch dazu gekommen bin, den Grund meines späteren Heimkommens zu nennen, das weiß ich heute nicht mehr. –

Wie zu erfahren war, hat an der gleichen Stelle, an der das von mir geschilderte Unglück 1941 geschah, schon im Jahre 1934 (31.10) und dann nochmals 1971 oder 1972 ein Frontal-Zusammenstoß von zwei Zügen der Linie 12 stattgefunden.

Dieser neuralgische Punkt existierte übrigens noch bis 1982.

Lore Schmidt

Galerie Citadellchen

Ingeborg Müller

Kunst des 20. Jahrhunderts

vorwiegend Düsseldorfer Künstler

Citadellstraße 27
40213 Düsseldorf
Telefon (02 11) 32 52 53
Telefax (02 11) 43 27 25

Öffnungszeiten:
Di.-Fr. 15.00 - 18.30 Uhr
Sa. 11.00 - 14.00 Uhr
und nach Vereinbarung

Aberglaube

Vierblättriges Kleeblatt
Lieschen fand's am Rain.
Vor Freude es zu haben
Sprang Lieschen übern Graben
Und brach ihr bestes Bein.

Spinnelein am Morgen
Lieschen wurd es heiß.
Der Tag bracht keinen Kummer
Und abends vor dem Schlummer
Bracht Vater Himbeereis.

Der Storch bringt nicht die Kinder.
Die Sieben bringt kein Glück.
Und einen Teufel gibt es nicht
In unsrer Republik.

Bertolt Brecht

Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler
augenoptik
contactlinsen
Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Motorsport in Ratingen und Umgebung

Vom Beginn bis zum Zweiten Weltkrieg

Wenn heute Michael Schumacher und Heinz-Harald Frentzen in ihren Formel 1-Boliden über die bekanntesten Rennstrecken der Welt rasen, verfolgt ein Millionenpublikum an den Bildschirmen dieses gigantische Motorsportspektakel. Sie stehen mit ihren Rennfahrzeugen an der Spitze einer immensen technischen Entwicklung, für die im Laufe von nunmehr über 100 Jahren immer wieder unzählige Menschen ihren Wagemut, ihren Forschergeist und sogar ihr Leben einsetzten. Hätte es diesen Fortschritt nicht gegeben, würden wahrscheinlich auch Schumacher und Frentzen heute noch mit Glührohrzündung und gedrillten Lederriemen gemächlich über Schotterwege tuckern.

Seit 1885, als die Herren Daimler und Maybach den Verbrennungsmotor als günstigste maschinelle Antriebsart für Fahrzeuge fanden und ihre Patente auch ins Ausland verkauften, schossen Fahrzeugfabriken allerorts wie Pilze aus dem Boden. Überall waren Bestrebungen im Gang, die eigenen Produkte schneller und zuverlässiger als die der Konkurrenz zu machen, und die Vergleichsebene, auf der man sich messen konnte, waren Rennveranstaltungen. Auch Ratingen und seine nähere Umgebung wurden mehrfach Schauplatz motorsportlicher Wettkämpfe.

Am 22. Juli 1894 fand das erste internationale Automobilrennen der Welt in Frankreich auf der Strecke von Paris nach Rouen statt. 26 Fahrzeuge standen am Start der 126 Kilometer langen Strecke, und 15 von ihnen kamen ans Ziel, das schnellste mit einem Mittel von 20,5 Stundenkilometern. Die Teilnehmer kamen aus Frankreich, Deutschland, England und Italien.

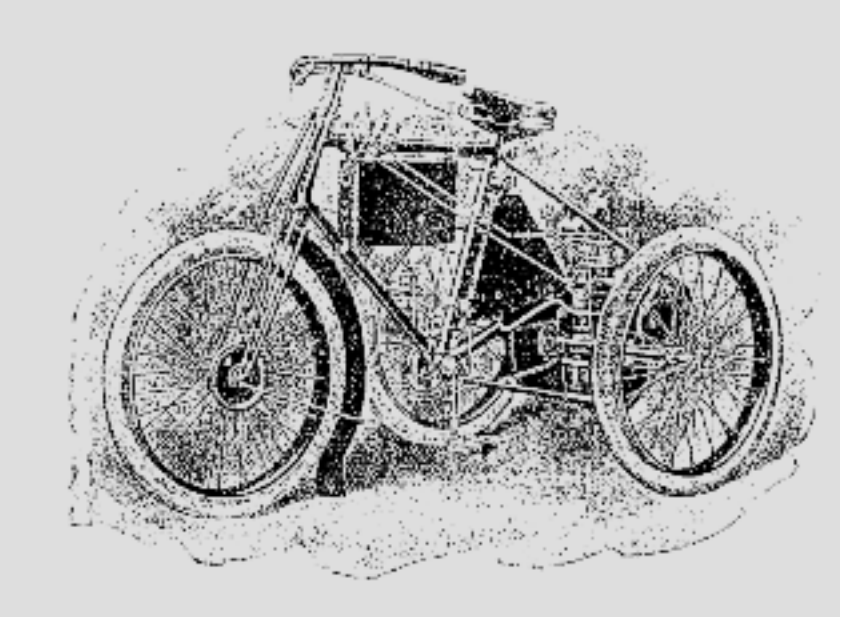
Am 24. Mai 1898 startete das erste deutsche Rennen auf der Strecke Berlin - Potsdam - Berlin. Die Distanz von 54 Kilometern bewältigte ein englisches Humber-Dreirad in 2 Stunden und 8 Minuten. Insgesamt waren 13 Fahrzeuge am Start.

Ein Vierteljahr später wurden gleich zwei Veranstaltungen im Rheinland organisiert. Anläßlich der Düsseldorfer Motorwagenausstellung vom 17. bis zum 24. September 1898 fand als Höhepunkt die 105 km lange ,,Fahrt ins Ruhrgebiet" statt, die 5 Wagen und 3 Dreiräder über Duisburg und Essen wieder nach Düsseldorf führte. Die Teilnehmer wurden in Essen von Friedrich Krupp in der Villa Hügel empfangen. Zwei Tage später stellten die gleichen Fahrer die Leistungsfähigkeit ihrer Fahrzeuge auf den 128 Kilometern von Neuß nach Koblenz unter Beweis. Der Schnitt des Siegers lag bei 26 Kilometern pro Stunde, aber das war erst der Beginn des Geschwindigkeitsrausches.

Schwieriger Beginn

Die Redakteure der Tagespresse hielten noch sehr wenig von der motorisierten Fortbewegung, und so entging es der Ratinger Zeitung völlig, daß am 3. September 1900 der Motorsport wieder ins Rheinland kam. Der Deutsche Automobilclub zu Berlin und der Westdeutsche Automobilclub zu Aachen veranstalteten vom 31. August bis zum 3. September 1900 die Fernfahrt von Berlin nach Aachen, die in 4 Etappen über eine Entfernung von 690,3 Kilometern führte. Die letzte Etappe verlief von Münster über Wesel, Krefeld und Mönchengladbach nach Aachen. Sieger wurde der Fahrer Gleize auf einem Dreirad der „Actien-Gesellschaft für Motor- und Motorfahrzeugbau Cudell und Co, Aachen" in einer Gesamtfahrzeit von 14 Stunden und 46 Minuten.

Die „Allgemeine-Automobil-Zeitung" vom 9. September 1900 schrieb: „Die Dreiräder zeichneten sich durch große Schnelligkeit aus. Gleize, der Klassensieger, fuhr 58 km/h Durchschnitt. Er muß die ganze Zeit mit seinem Cudell Vollgas gefahren sein. Viel Pech hatte Kittsteiner: er brauchte 27 Zündkerzen, verlor den Auspuff einmal, den Benzintank zweimal. Bei der Reparatur mußte er jedesmal das Benzin- und Ölrohr wieder einlöten. Wohl über 40mal hat er Luft nachgepumpt. In Aachen kam er auf allen drei Rädern ohne Luft an. Die Mäntel waren auf den Felgen verblieben, zwei Schläuche dagegen ausgerissen. Er ging auf dem Tank reitend durchs Ziel, da der Sattel gebrochen war und er ihn verloren hatte."



Motorfahrrad der Firma Cudell & Co, Aachen

In dieser Zeitung ist auch der wohl erste verbriefte Fall von Fahrerflucht in Deutschland vermerkt: „… Etwa 20 Kilometer von Münster ab hatte eine Anzahl von Kühen und Ochsen, erschreckt durch den Anblick eines im Renntempo heranbrausenden Wagens, die Flucht ergriffen, den Weg jedoch plötzlich aus dem Felde heraus über die Chaussee genommen. Eines der im Galopp die Straße übersetzenden Thiere blieb, als der Wagen, den Herr Dürkopp gelenkt, nur mehr wenige Meter entfernt war, mitten auf der Chaussee stehen. Ein Ausbiegen des schweren Wagens war im letzten Moment nicht mehr möglich. Die Katastrophe war unvermeidlich; plötzlich ein heftiger Anprall an die Rippen der Kuh, und das arme Thier fliegt mit einer halben Drehung auf den Rücken einige Meter weit voraus auf die Chaussee, bleibt dort mit den Füßen nach oben liegen, und in der nächsten Secunde rast der schwere Wagen mit einem mächtigen Ruck nach oben über den Leib des Thieres hinweg. Die zur Zeit eingelegt gewesene vierte Geschwindigkeit verhinderte die Fahrer, sich nach dem Befinden der Verunglückten zu erkundigen.”

Anzumerken ist noch, daß diese Begebenheit für den Redakteur der Allgemeinen Automobil-Zeitung nur ein „interessanter Zwischenfall” war.

Vom 27. bis 29. Juni 1901 fand das bis dahin größte motorsportliche Ereignis statt, die Fernfahrt „Paris - Berlin”. Die Gesamtstrecke von 1196 Kilometern war in drei Tagesetappen aufgeteilt, die Streckenführung Aachen - Berlin war identisch mit der des Vorjahres, nur in umgekehrter Richtung. In vier Klassen starteten 110 Wagen, von denen 48 ins Ziel kamen. Sieger war der Franzose Henri Fournier auf einem „Mors”-Wagen mit einer Gesamtfahrzeit von 24 Stunden und 5 Minuten, entsprechend einem Schnitt von knapp 50 km/h.

Für die folgenden Jahre verschwand das Rheinland wieder von der motorsportlichen Landkarte. Die Mammut-Veranstaltungen fanden mit dem Rennen Paris-Madrid im Jahre 1903 ihr unrühmliches Ende. Die Renn-Wagen-Monster hatten auf den öffentlichen Straßen eine große Anzahl von Unfällen verursacht, bei welchen zahlreiche Zuschauer verletzt wurden und einige sogar ums Leben kamen.

Fortan wurden Rennen nur noch auf Rundkursen ausgetragen, die ihrer Bestimmung entsprechend besser vorbereitet werden konnten. Durch die Gründung von Vereinen und Verbänden wurde die sportliche Infrastruktur verbessert, von der auch die „Normalfahrer” profitieren konnten. 1903 entstand in Stuttgart die „Deutsche Motorradfahrer-Vereinigung“, die sich 1911 in den ADAC wandelte.

In Düsseldorf wurde 1905 der Düsseldorfer Motorradclub gegründet, der der Deutschen Motorradfahrer-Vereinigung angegliedert war. Erfolgreichster Fahrer des Clubs war Alfred Noll, der mit seinem 8 PS-Puch-Motorrad im Jahr 1907 bei der »Herkomer-Konkurrenz” den Goldpokal von Deutschland gewann. Aus dem Jahre 1913 ist noch eine 350 Kilometer-Fahrt von Hannover nach Köln zu vermelden, bei der fast alle Starter das Ziel erreichten.

Golden Twenties - Der Sport boomt

Nach dem Ersten Weltkrieg kam der Motorsport natürlich nur sehr langsam wieder in Gang. Ursache waren Fahrverbote und Betriebsstoffnot. Zuverlässigkeitsfahrten und Straßenrennen fielen aus. Dafür blühte eine bisherige Randsportart auf, der Bahnrennsport. Auf den Radrennbahnen von Düsseldorf, Köln, Frankfurt, Nürnberg, Berlin, Dresden und Chemnitz wurde um die Deutsche Bahnmeisterschaft gekämpft. Deutscher Bahnmeister 1920, 1921 und 1922 wurde Josef „Jupp” Müller vom Düsseldorfer Motorradclub auf einem 1000 ccm NSU-Motorrad.

Das Jahr 1924 machte dann auch Ratingen erstmals zum Schauplatz einer Motorsportveranstaltung. Die Ratinger Zeitung Nr. 26 vom 1. März 1924 schrieb unter der Überschrift „Quer durch Deutschland”: „Diese Fahrt für Motorräder, welche am 17. Februar d. J. in Köln ihren Anfang nahm und in 17 Etappen ganz Deutschland durchquerte, führt in der letzten Etappe von Dortmund nach dem Endziel Köln auch durch unsere Stadt. Die Fahrer werden am kommenden Dienstag, dem

Das in Ratingen hergestellte Leichtmotorrad „Ratingia“.
Anzeige von 1923

4. März, gegen 10 Uhr hier erwartet. Von Wülfrath-Homberg kommend fuhr die Strecke über die Kaiserstraße, Kronprinzenstraße, Friedrichstraße, Düsseldorferstraße zur Sammelstelle „Diana-Saal" Grafenberg und von dort durch Düsseldorf nach Köln. Der hiesige Radsportclub „Diana '23" ist beauftragt worden, hier am Orte die Straßenposten zu stellen. Es wird höflichst gebeten, den Anweisungen dieser Posten entgegenkommen zu wollen."

Man muß wissen, daß die wirtschaftlichen Vorraussetzungen für diesen vom Kölner Motorradclub veranstalteten Wettbewerb über eine Strecke von 3108 Kilometern denkbar ungünstig waren. Köln lag im besetzten Gebiet, und selbst große Firmen konnten die Organisatoren kaum durch Geld- und Sachspenden unterstützen. Die ADAC-Clubs in den Städten, die angefahren werden sollten, sorgten für Verpflegung, freie Übernachtung der Fahrer und zum Teil für die Bereitstellung von Brennstoff und Ersatzreifen. Für die Fahrer war die Veranstaltung auch infolge der ungünstigen Witterung, abwechselnd Regen und Schnee, eine einzige Tortur. Der Fahrer Ernst Neumann-Neander, auf einem Eigenbau-Motorrad unterwegs, erzählte sehr anschaulich, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren: „… Die kleinen Maschinen waren manchmal zehn Stunden unterwegs. Das bedeutete bei den kurzen Wintertagen einen ewigen Kampf mit der Azethylen-Beleuchtung, entweder war das Wasser im Entwickler eingefroren oder das Karbid war verbraucht. Dann verzichtete man meistens überhaupt auf Beleuchtung und fuhr nach den Baumkronen. Wo aber die Straße nicht durch Meilensteine oder Bäume markiert war und Straße und Felder durch die Schneedecke eine einzige weiße Fläche waren, kamen die Fahrer von der Straße ab. Verschiedentlich passierte es, daß sie die Kurve verfehlten und in Schneeverwehungen hineinrutschten, einer suchte dabei mal anderthalb Stunden lang seine Maschine ! … Friedrich, der Berliner Indian-Vertreter, erzählte noch, wie er seinen Fahrer Bauhofer einmal aus dem Schnee holte, als überhaupt nur noch der Kopf herausguckte. …Nicht selten ist es vorgekommen, daß nach den Zwangspausen in den Kontrollen die Räder vollkommen festgeeist waren und sich nicht mehr drehen ließen. Dann mußte heißes Wasser beschafft werden, um die Eiszapfen aufzutauen. … Geißler verlor einmal durch ein loses Vorderrad und den daraus resultierenden Stürzen und Reparaturen soviel Zeit, daß er das Etappenziel Bremen nachts um 3.55 Uhr erreichte. Ein Quartier war nicht mehr zu bekommen, und so mußte er sich ein Bett in einem Badezimmer aufstellen lassen. Der Hoteldiener fand ihn am nächsten Morgen im eiskalten Badewasser eingeschlafen. Er hatte gedacht, sich durch ein Bad zu erfrischen. … Das war Sport, sagten alle, die dabei waren. … "

August Wurring auf seiner AWD SS 350 beim Bergrennen am „Esel" im September 1925

Wahrscheinlich angeregt durch die Impressionen dieser Deutschlandfahrt wurde im Sommer 1924 der Motorradclub Ratingen gegründet und dem Deutschen Motorsport-Verband angegliedert. Gründungsmitglieder waren u. a. die Herren Ferdinand Müller sen., der Hersteller des „Ratingia"-Motorrades, Carl Selle, der Fahrrad- und Motorradhändler von der Bechemer-Straße, Paul Meisenkothen, der Bäckermeister aus Hösel, und August Wurring, der in Breitscheid die AWD-Motorräder baute. Das erste bedeutende Rennen, das dieser junge Club mit seinen Mitgliedern beschickte, war die Bergprüfungsfahrt des Essener-Automobil-Clubs, besser bekannt als Werdener Bergrennen. Allerdings hing der Siegeslorbeer für die Ratinger noch zu hoch.

Wegen Straßenbauarbeiten am Werdener Berg wurde das Bergrennen des Essener-Automobil-Clubs am 6. September 1925 auf der Strecke Kettwig v. d. Brücke - Esel - Krummenweg durchgeführt. Die Startliste las sich wie ein „who is who" des westdeutschen Motorsports. Zu den bekanntesten Wagenfahrern gehörten der Brauereibesitzer Bremme aus Barmen auf Bugatti und der Gießereibesitzer Brackelsberg aus Milspe auf Rabag-Bugatti, einem Lizenzbau der Rheinischen Automobilbau-Aktiengesellschaft in Düsseldorf. Zu den Stars der Motorradfahrer gehörten die beiden Kölner Erich Pätzold und Hans Soenius sowie der Düsseldorfer Heinz Kürten, allesamt Deutsche Meister. In diesem illustren Starterfeld gelang dem Lokalmatador August Wurring auf seiner 350er AWD ein schöner zweiter Platz.

Eine Woche später startete Wurring bei der Deutschen Tourist Trophy. Start und Ziel dieser äußerst schwierigen Eifelstrecke lagen in Nideggen. Die deutschen

Fahrer mußten sich jedoch allesamt den italienischen Gastfahrern geschlagen geben. Am 13. Oktober errang August Wurring noch einmal einen zweiten Platz beim Rennen in Düsseldorf-Hamm, das anläßlich der Düsseldorfer „Gesolei-Ausstellung" ausgetragen wurde.

Am 5. Dezember veranstaltete der Ratinger Motorradclub die Ratinger Zuverlässigkeitsfahrt. Start und Ziel lagen beim Clublokal „Zum steinernen Kreuz", und die Strecke führte über den Krummenweg, Kettwig, Werden, Velbert und Wülfrath wieder zurück nach Ratingen. Wegen der starken Schneeverwehungen konnten nur zwei der geplanten vier Runden gefahren werden. In der Siegerliste sind folgende Ratinger Namen aufgeführt: Gebrüder Poensgen, Willi Giertz, August Wurring, H. Schobbenhaus, Paul Doerenkamp und Hugo Buschhausen.

1926 gründete sich der Motorsportclub Krummenweg, mehr oder weniger ein Zusammenschluß von AWD-Motorradfahrern aus Lintorf, Breitscheid, Mülheim und Kettwig. Dieser Verein legte sein Hauptaugenmerk auf Geschicklichkeitsturniere und sogenannte „Fuchsjagden", bei denen ein ausgeloster Fahrer den Fuchs zu spielen hatte und innerhalb eines vorher abgesteckten Terrains seine „Fährte" mittels bunter Farbklekse markieren mußte. Die übrigen Fahrer hatten dann die Aufgabe, die Fährte aufzunehmen und den Fuchs innerhalb einer festgesetzten Zeit zu fangen. Hinterher gab es immer ein feuchtfröhliches Halali im Clublokal „Zur Grenze".

Am 20. April 1926 konnte August Wurring mit seiner neuen 1100 ccm AWD das „10 Kilometer-Rekord"-Rennen auf der Strecke von Wulfen nach Haltern in neuer Rekordzeit von 4 Minuten und 52 Sekunden gewinnen, entsprechend einem Schnitt von 124,4 km/h. Am 29. August belegte er beim Bergrennen an der Landskrone im Hefel bei Velbert den zweiten Platz, um schließlich beim Werdener Bergrennen am 10. Oktober wieder zu gewinnen.

Das Jahr 1927 bescherte dem Motorradclub Ratingen eine neue Veranstaltung, die sogenannte „1/2 Liter Fahrt", die auf der Strecke von Ratingen nach Wülfrath zur Austragung kam. Der Sinn dieser Verbrauchsprüfung bestand darin, mit einem halben Liter Sprit aus einem verplombten Kanister so weit wie möglich zu fahren. Ökonomie und Ökologie sind also durchaus keine Erfindung der Neuzeit, sie interessierten die Motorsportler schon vor 71 Jahren. Leider sind uns von dieser Veranstaltung keine Ergebnisse erhalten geblieben.

Am 18. und 19. Juni wurde der neuerbaute Nürburgring bei Adenau in der Eifel eröffnet. August Wurring startete in der Motorradklasse bis 250 ccm und konnte wertvolle Erfahrung, jedoch keine Pokale sammeln. Schlimmer wurde es noch am 20. Juli, als auf dem Nürburgring der Große Preis von Deutschland für Motorräder bei brütender Hitze ausgetragen wurde. Die englischen Gäste demonstrierten ihre überlegene Fahrkunst und die technische Überlegenheit ihrer Rennmaschinen. Die deutsche Motorradindustrie, insbesondere die Firmen BMW, NSU und DKW, hatte an dieser harten Nuß noch länger zu knacken.

Das Jahr 1928 brachte dem Motorsportclub Ratingen am 22. April wieder die 1/2 Liter-Fahrt. Aus diesem Jahr sind uns die Ergebnisse erhalten geblieben. Die Sieger waren: Klasse 1 bis 250 ccm: A. Wurring auf AWD mit 22,1 km; Klasse 2 bis 350 ccm: W. Frings auf Andrees mit 15,6 km; Klasse 3 bis 500 ccm: J. Jeusenack auf AJS mit 22,8 km; Klasse 4 über 500 ccm: W. Giertz auf Tornax mit 14,9 km. Die Ratinger Zeitung schrieb dazu: „…Überraschend war die Leistung des routinierten Fahrers Jeusenack, Derendorf. In langsamer Fahrt, jede Explosion im Zylinder ausnutzend, zeigte er, wie wirtschaftlich und sparsam die Maschinen zu handhaben sind…".

Am 21. Oktober nahm eine Mannschaft des Motorsportclubs Ratingen an der Westdeutschen Mannschaftsmeisterschaft auf dem Nürburgring teil, die bis zur vierten Runde noch strafpunktfrei war, dann aber wegen Maschinendefekts eines Fahrers ausscheiden mußte.

Der bekannte Düsseldorfer Konstrukteur und Automobilrennfahrer Kurt C. Volkhardt arbeitete im Frühjahr 1928 zusammen mit Fritz von Opel an der Entwicklung eines raketengetriebenen Automobils, des Opel Rak 1, mit dem er am 11. April 1928 auf der Opel-Rennbahn bei Rüsselsheim seine ersten Versuchsfahrten absolvierte. Einige Versuche mit den verwendeten Feststoffraketen sollen auf Ratinger Stadtgebiet durchgeführt worden sein, jedoch fehlt hier bisher eine Bestätigung.

Erwähnenswert ist auch noch eine Notiz aus der ADAC-Verbandszeitung vom 2. November 1928: „Das wöchentliche Training im Stadion Ratingen ist seitens der Stadtverwaltung vorläufig nur für samstags, von 16 bis 18 Uhr, nicht für Sonntagvormittag, genehmigt. Die Mitglieder werden gebeten, sich möglichst für diese Zeit freizu-

Der Düsseldorfer Kurt Volkhardt vor der ersten Versuchsfahrt mit dem raketengetriebenen Opel-RAK 1 am 12. März 1928

machen, da beabsichtigt ist, in Kürze die Klubmeisterschaft im Stadion zum Austrag zu bringen. Bei Regenwetter oder aufgeweichter Bahn ist das Training verboten."

Der sportliche Höhepunkt des Jahres 1929 war für den Motorsportclub Ratingen die Teilnahme an der Westdeutschen Klubmeisterschaft auf dem Nürburgring am 1. September. Die Mannschaft, die aus den Fahrern Müller, Giertz, Coquelin, Geisen, Scheid und Beckmann bestand, gewann gegen 28 konkurrierende Teams den zweiten Platz knapp hinter dem Zündapp-Klub Köln und vor dem Motorradklub Bad Godesberg, der identisch war mit der Werksmannschaft der Imperia-Werke. Zur Ehrung der erfolgreichen Fahrer fand am Mittwoch, dem 4. September 1929, um 19 Uhr, eine Korsofahrt durch Ratingen mit anschließender Feier im Lokal „Zum steinernen Kreuz" statt.

Der veranstalterische Höhepunkt des Jahres war sicherlich die Austragung des „Westdeutschen Motorradturniers" im Ratinger Stadion am 29. September. Eine bisher bei derartigen Ereignissen nie dagewesene Zahl von 72 Startern bestritt das Turnier. Die Fahrer zeigten in 20 zum Teil sehr schwierigen Prüfungen wie z.B. Sandbecken, Flaschenkurven, Slalomfahren, etc., eine erstaunliche Geschicklichkeit. Beste Ratinger Teilnehmer waren Hans und Anton Teunißen.

Vom reinen Rennsport gab es folgendes zu berichten: Beim Freudenberger Dreiecksrennen (Start und Ziel lagen in Schermbeck) am 11. August 1929 konnte August Wurring in der 250er Klasse einen zweiten Platz auf seiner AWD belegen, sein Markenkollege Ludwig Handwerker aus Saarn gewann in überlegener Manier das Hohensyburg-Rennen bei Dortmund am 15. September. In Oberhausen kamen Dirt-Track-Rennen zur Austragung, die auf einem 1000 m langen Aschenbahnoval ausgefahren wurden. Die Brüder Fred und Walter Buttler aus Duisburg-Hamborn waren die unangefochtenen Stars der Dirt-Track-Szene, damals so bekannt wie heute die Formel 1-Fahrer.

Stiftungsfest der Motorradortsgruppe Krummenweg / Kettwig im DDAC am 16. 2. 1935

Im Mai 1930 veranstaltete der Motorsportclub Ratingen sein zweites Geschicklichkeitsturnier im Stadion. Dem Turnier ging eine Zielfahrt voraus, an der sich etwa 250 Fahrer beteiligten.

Die Rennsportler zogen zum Eröffnungsrennen der Fichtenhainer Rennbahn nach Heide in Holstein. Der Siegeslorbeer hing zu hoch, aber August Wurring erzählte immer wieder gerne, daß abends beim Festbankett der Kölner Ernst Zündorf, der selbst zwei Rennläufe gewonnen hatte, als ausgebildeter Operntenor einige Arien zum besten gab und alle anwesenden Damen im Festzelt zu Tränen rührte.

Abgesang

In den folgenden Jahren wurde es um den Ratinger Motorsport immer ruhiger. Dies stand wahrscheinlich mit der aufkeimenden Wirtschaftskrise in Zusammenhang. Der große Schnitt erfolgte 1934. Die neuen totalitären Machthaber verfolgten andere Ziele, von denen auch der Sport nicht verschont blieb. Alle Motorsportvereine, die dem ADAC, dem DMV oder dem AvD angeschlossen waren, wurden „gleichgeschaltet", das heißt im „Der Deutsche Automobil-Club" (DDAC) zusammengerafft und somit ihrer Eigenständigkeit beraubt. Aus dem Motorsportclub Krummenweg wurde per Diktion von oben die „Motorrad-Ortsgruppe Krummenweg", aus dem Motorsportclub Ratingen die „DDAC-Ortsgruppe Ratingen". Beide lagen jetzt nicht mehr in der Landesgruppe West, sondern in Gau 4. Der Sprachgebrauch änderte sich. Im DDAC-Jahrbuch 1934 waren die Ziele des DDAC im Kraftfahrsport klar umrissen: „...Dem Deutschland Adolf Hitlers blieb es vorbehalten, den Kraftfahrsport in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Kraftfahrzeuges und die notwendige Motorisierung endlich zu würdigen und mit allen Kräften zu fördern…". De facto sah es so aus, daß der Spitzensport und damit die „ Silberpfeile" von Mercedes und der Auto-Union finanziell unterstützt wurden, der Breitensport aber paramilitärische Züge annahm. Deutlich wird dies an der Ausschreibung zur Fuchsjagd am 8. November 1936, die die Ortsgruppe Krummenweg-Kettwig (der mittlerweile auch die Ortsgruppe Ratingen angehörte) gemeinsam mit dem N.S.K.K. (Nationalsozialistisches Kraftfahr-Korps) „Motorsturm" durchführte. Teilnahmeberechtigt waren nur noch Kraftfahrer des N.S.K.K., DDAC, der S.A., S.S., H.J., Polizei und Wehrmacht, natürlich nur arische Motorsportler. Aus dem harmlosen Wochenendvergnügen wurden vormilitärische Übungen, ausgerichtet auf das Geländefahren. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kam der Motorsport zum Erliegen.

Thomas von der Bey

TuS 08 Lintorf e.V. - 90 Jahre Vereinschronik

„Unter den jungen Leuten Lintorfs wurde der Sinn rege, einen Turn-Verein zu gründen, um im Verein durch Turn-Übungen etc. eine etwaige militärische Ausbildung und Stütze zu erlangen." So heißt es in dem Aufruf vom 8. Januar 1908, der ersten Aufzeichnung, die uns vom Turnverein erhalten ist. Für den 12. Januar wurde dann für „11 Uhr eine Zusammenkunft im Saale des Herrn Wirth W. Mentzen zu Lintorf Rhld einberufen".An diesem 12. Januar versammelten sich 18 junge Lintorfer, die den

„Lintorfer Turn-Verein"

gründeten.

Unter den 18 Mitgliedern finden sich viele Namen, die auch heute noch in Lintorf bekannt sind. Mentzen, Steingen, Frohnhoff und Bom schrieben ein Stück Heimatgeschichte.

So wurden dann Wilhelm Bom zum 1. Vorsitzenden, Walter Mentzen zum 2. Vorsitzenden, Carl Mentzen zum 1. Turnwart und Peter Kuhles zum 1. Schriftführer gewählt. In dem Gründungsprotokoll wird ferner festgehalten:

„I. Fehlen bei den Versammlungen und Turnabenden ohne Entschuldigung wird mit 25 Pfg., zu spät kommen mit 10 Pfg. bestraft.

II. Neue beitretende Mitglieder zahlen ein Eintrittsgeld von 2,- M. und durch Beschluß den festgesetzten Monatsbeitrag von M.-,50.

Die Ausarbeitung der Statuten unterliegt der Generalversammlung."

Diese fand am 22. März 1908 statt. 21 Mitglieder hatten sich versammelt und beschlossen u.a. die Veranstaltung des Gründungsfestes am 10. Mai 1908. Hierzu wurden die Turnvereine von „Ratingen, Rham und Gerresheim" eingeladen.„Der Wirth stellt 7 Mann für Musik und sorgt für deren Verpflegung". Die Musikkapelle mußte die auswärtigen Turner am Bahnhof abholen und in einem Festzug mit Musik durchs Dorf führen. Am Nachmittag und Abend fanden ein Konzert und ein Ball im Saale Mentzen statt. Dieser Saal Mentzen, an die Vereinsgaststätte ‚Kothen' angegliedert, war von 1908 bis 1956 die ‚Heimat' der Turner, Festsaal und Übungsstätte.

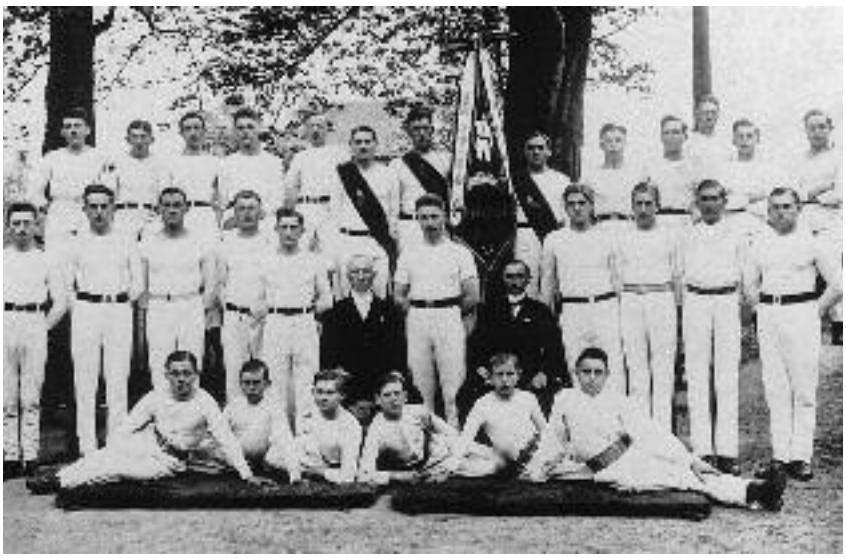
1912 wurde in einer feierlichen Veranstaltung die Vereinsfahne der Lintorfer Öffentlichkeit vorgestellt, das Symbol, welches über viele Jahre bei jeder öffentlichen Veranstaltung des Vereins mitgeführt wurde. Für 600,- Mark (Goldmark) wurde die Fahne in einer Bonner Fahnenfabrik erstellt. Stellt man den Preis in Relation zu dem Mitgliedsbeitrag, kann man erahnen, welche Bedeutung die Vereinsfahne für die Lintorfer Turner hatte. Beleg dafür ist auch, daß auf den Versammlungen immer ein Fahnenoffizier und zwei Adjutanten gewählt wurden. In der Zwischenzeit ist die Fahne einmal renoviert worden und wird nur noch zu besonderen Anlässen öffentlich gezeigt wie zuletzt bei der 90 Jahr-Feier.

Einen Einschnitt im turnerischen Leben brachte der 1. Weltkrieg. Wir wissen nur, daß insgesamt 34 Mitglieder in den Krieg zogen und 17 davon nicht mehr zurückkamen.

Das 2. Protokollbuch des Vereins von 1910 -1924 ist leider nicht mehr vorhanden, so daß aus dieser Zeit keine schriftlichen Überlieferungen vorhanden sind. Aus mündlichen Überlieferungen wissen wir, daß schon einige Monate nach Kriegsende, am 11. Mai 1919, wieder ein Stiftungsfest gefeiert wurde. Im gleichen Jahr wurde eine Schüler- und Jugend-Abteilung gegründet, die von den Turnern Philipp Fuck und Paul Raspel geführt wurde.

Wie vielfältig sich in den Folgejahren das Vereinsleben darstellte, zeigt sich in den Protokollen der Jahre 1926 und 27. So wurde am 10.4.1926 festgestellt: „Der 1. Vorsitzende sprach von der Notwendigkeit eines Tambourcorps. Die Versammlung pflichtete dem Redner bei und es wurde beschlossen, das Anschaffen von Flöten und Trommeln sofort vorzunehmen."

Sicherlich ist das unter dem Aspekt zu sehen, daß Stiftungsfeste mit den Umzügen zum Mittelpunkt des Vereinslebens und auch des öffentlichen Lebens in Lintorf gehörten.



Stiftungsfest 1. 5. 1919
oben von links: Otto Steingen, Hermann Fink, Otto Frohnhoff, Paul Steingen, Peter Hey, Johann Achterfeld, Paul Sendt, Wilhelm Lücker, Hermann Backhaus, Bernhard Schwab, Willi Kraus; Mitte von links: Gottfried Hausmann, August Schierreck, Hermann Steingen, Gottfried Kleinrahm, Philipp Fuck, Bernhard Quart, Paul Raspel, Karl Steingen, August Buschhausen, Fritz und Konrad Sendt, Keusen; liegend von links die Jungturner: Karl Reinartz, Johann Tröster, Karl Raspel, Johann Doll, Karl Mauracher, Fritz Lohausen

Das Tambourcops des TuS 08 Lintorf (gegründet 1927) bei einem Umzug im Jahr 1930. Tambourmajor ist Karl Mentzen. Im Hintergrund mit Zylindern die Kapelle Mentzen

Wir lesen, daß 1927 zum Stiftungsfest folgende Vereine einzuladen sind: „die Damen-Abteilung von Gerresheim, ferner: Selbeck, Angermund, Tiefenbroich, Rahm, Calcum und Kaiserswerth." …„Die Aufstellung zum Festzug erfolgt um 3 Uhr, Abmarsch 3 1/2 Uhr vom Vereinslokal, und bewegt sich über die Karl-Beck-, Wert-, Duisburger-, Dorfstraße, Krummenweg bis Rehhecke und zum Vereinslokal zurück. Anschließend beginnt das Schauturnen, welches bis 7 Uhr beendet sein dürfte. Die geladenen Vereine sollen kombiniert an Reck, Barren und Pferd, während vom hiesigen Verein 1 - 2 oder 3 Riegen getrennt turnen. Als Sondervorführungen sind Stabübungen, Aufmarsch und Pyramiden vorgesehen." Fünf Mann Musik zum Festzug, sowie vier Mann Musik zum Festball wurden von der Versammlung festgesetzt. Wie immer in all den Jahren von 1908 bis in die 60er Jahre war für die Musik die Kapelle Mentzen zuständig: Karl, Willi, Fritz, Walter und Edmund Mentzen, alle Mitglieder im Turnverein.

Daß sich neben den turnerischen Aktivitäten auch andere Sportarten entwickelten, zeigt sich an folgendem Protokolleintrag aus dem gleichen Protokoll vom 19.3.1927. „Es wurde beschlossen, einen Schleuderball, 1 Faustball, 1 Speer zu beschaffen." … „Die Aufstellung der Faustball-Mannschaft wurde dem Spielführer übertragen".

Ein weiterer Höhepunkt im Jahr 1927 war am 7.6. die Gründung einer Damen-Abteilung. Eine eigens für diese Gründung einberufene Versammlung bestätigte für 16 Damen die Aufnahme in den Turnverein. Daß das Damenturnen noch etwas ganz Besonderes darstellte, zeigt sich an dem extra dafür festgehaltenen Gründungsprotokoll mit einigen bemerkenswerten Passagen:

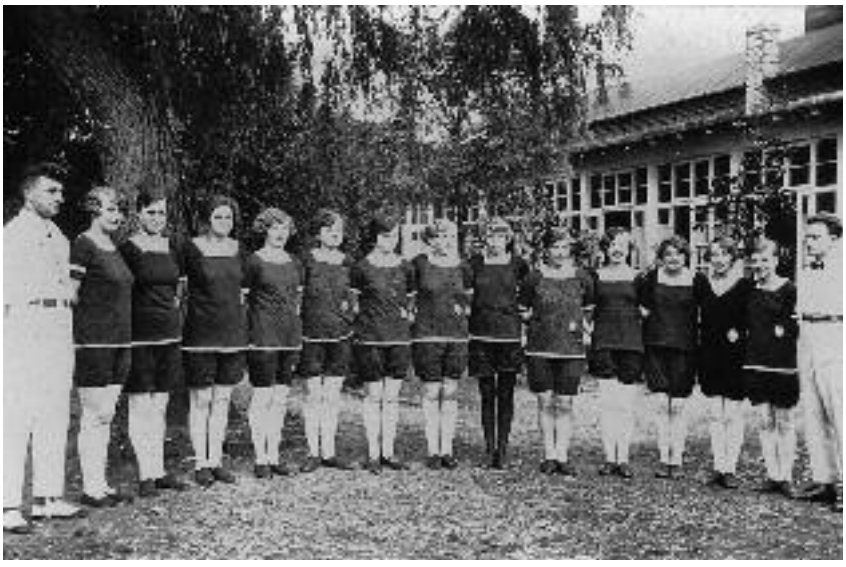
„Punkt II. Turnkleidung: Als Turnkleidung wurden vorgeschlagen: das einteilige Turntricot für Damen und die weiße Bluse mit Pumphose. Für letzteres entschieden sich die Damen, da dies auch dem Wunsch des Vorstandes entspricht.

Punkt III. …. Die Aufnahme neuer Mitglieder soll den Turnerinnen im Einvernehmen mit dem Vorstand überlassen werden und erfolgt durch geheime Zettelwahl.

Punkt VII. … Auch sprach er (Turnwart Fuck) über Ausschluß aus dem Verein und ermahnte die Turnerinnen in allen Teilen dem Verein nach innen und außen Ehre zu machen, damit der Verein nicht in die Lage käme, von diesem Recht Gebrauch zu machen.

… Das Betreten der Turnhalle während des Damenturnens ist sämtlichen Turnern streng verboten. Der Vorstand behält sich jedoch vor, zu jeder Zeit die Halle zu betreten, da er für sämtliche Vorkommnisse verantwortlich ist." In den folgenden Jahren ist immer wieder von der fleißigen Übungsarbeit der Turnerinnen die Rede, an der sich die männlichen Turner ein Beispiel nehmen sollten.

Wenig später wird auch erstmals erwähnt, daß im Turnverein Handball gespielt wird. Einige Jahre vorher hatte sich bereits in Lintorf ein DJK-Verein gegründet, der unter der Leitung von Emil Harte stand. Auch hier wurde Handball gespielt. Am 8.12.1934 legte der Handballobmann der DJK, Willy Brockskothen, eine Mitgliedsliste vor mit der Bitte um Aufnahme in den Turnverein. In diesem Protokoll ist erstmals der noch heute gültige Name 'Turn und Sportverein Lintorf 1908' durch einen rechteckigen Stempel unter dem Protokoll dokumentiert. Die Aufnahme der DJK-Handballer wurde



Die erste Damenturnriege des TuS 08 im Jahre 1927

Einweihung des neuen DJK-Stadions am 23. Juli 1933

dann in der nächsten Versammlung am 12.1.1935 beschlossen.

Emil Harte und die DJK-Mitglieder waren es, die in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit 1933 mit dem Freiwilligen Arbeits-Dienst das Waldstadion am Sonnenschein bauten. In über 2000 Arbeitstagen wurde mit dem Schutt des am 18.7.1932 gesprengten Kamins am Zechenplatz ein Stadion erbaut, um das Lintorf in der ganzen Umgebung beneidet wurde. Dieses Stadion wurde am 23.7.1933 durch ein Sportfest mit über 400 Teilnehmern eingeweiht.

Besonders erwähnt werden sollte noch das 25 - jährige Jubiläum des Vereins, welches am 6.und 7. Mai 1933 gefeiert wurde. Zu diesem Jubiläum hatten einige Mitglieder des Vereins einen großen Findling aus dem Wald am Stinkesberg ausgesucht. Graf Spee gab dem Verein die Genehmigung, und der Holzfuhrmann Jostkleigrewe holte mit seinem Pferdegespann den Stein aus dem Ratinger Wald. Eine Gedenktafel mit den Verstorbenen des 1. Weltkrieges wurde angebracht. Die feierliche Aufstellung und Einweihung erfolgte am 6.Mai im Garten des Vereinslokals ‘Kothen’. Nach dem Abriß des ‘Kothen’ wurde der Stein im Herbst 1967 auf dem ‘Alten Friedhof’ an der Duisburger Straße aufgestellt.

Sportliche Wettkämpfe, ein festlicher Umzug, der alle bis dahin gewesenen in den Schatten stellte, und natürlich der gemeinsame Festabend im Saal Mentzen mit Feuerwerk bildeten den Rahmen für eine gelungene Jubiläumsfeier.

In den folgenden Jahren sind keine besonderen Ereignisse in den Protokollbüchern vermerkt. Bemerkenswert ist aber das rege Vereinsleben mit vielen Festen und Veranstaltungen. Immer wieder erwähnt werden das Karnevalsfest, das Stiftungsfest, das Sommerfest, das Weinfest im Herbst und die Weihnachtsfeier. Diese Feste und Feiern stellten Höhepunkte im dörflichen Lintorf dar und wurden nicht nur von den Vereinsmitgliedern, sondern von der gesamten Lintorfer Bevölkerung besucht.

Der Vereinswandertag, den der Deutsche Turnerbund ins Leben gerufen hatte, wurde auch von den Vereinsmitgliedern des Turnvereins regelmäßig an Christi Himmelfahrt durchgeführt. Mit Vereinswimpeln ausgerüstet ging es durch die umliegenden Wälder nach Kettwig, ins Angertal und ins Neandertal. Es war eine Pflichtveranstaltung für alle Mitglieder. So ist in einem älteren Protokoll vom 29.1.1927 zu lesen: „Es wurde einem jeden Mitglied die Pflicht auferlegt, an dieser Wanderung teilzunehmen. Wer sich ohne Gründe der Wander-Tour enthält, muß sich einer Strafe von 50 Pfg. erfreuen. Entschuldigungs-Grund ist nur Krankheit.”

Die politische Entwicklung zeigte sich natürlich auch im Verein. Bei der Gründung war die militärische Ausbildung ein Kerngedanke, und die Versammlungen wurden mit einem Hoch auf seine Majestät Kaiser Wilhelm II., einem Lied und Gut-Heil geschlossen. Im Protokoll vom 11.2.1933 lesen wir: „…wurde die Versammlung um 10.30 Uhr vom 1. Vorsitzenden mit einem Gut Heil auf unsere Bewegung geschlossen.” Im Protokoll vom 8.4.1933 steht u.a. „… erklärte Raspel, daß wir bei der Geburtstagsfeier des Reichskanzlers Adolf Hitler die Freiübungen des Deutschen Turnfestes vorführen sollten.” Am 20.5.1933 wurde erstmals vom Vereinsführer und nicht mehr vom 1. Vorsitzenden gesprochen. Im Protokoll vom 12.8.1933 ist zu lesen: „Hierauf schloß der Vereinsführer um 9.35 Uhr die Versammlung, an-

Die Gaststätte „Zum Kothen“ (Walter Mentzen) war viele Jahre das Vereinslokal des TuS 08 Lintorf. Die Postkarte ist um 1950 entstanden

schließend wurde das Deutschland- und Horst Wessellied gesungen." Später wurden die Sitzungen mit einem „Sieg-Heil auf unsere Reichsregierung" oder einem „dreifachen Sieg-Heil auf Vaterland und Führer" geschlossen.

Aus der Zeit von Ende 1938 bis Ende 1945 liegen uns nur zwei Protokolle von Februar und Mai 1942 vor. Auch hier ist der politische Einfluß dokumentiert. Es wird berichtet, „daß sich die Zahl der Jugendlichen Turner auf ca. 30 erhöht hat. … Dann las unser Oberturnwart den Aufruf des Reichssportführers vor mit dem Titel 'Jetzt erst recht'." Im gleichen Protokoll vom 1.2.1942 wird erwähnt: „Weiter konnten wir eine Sonderspende von RM 10,— dem Winterhilfswerk zuschicken. … Dann hielt Oberturnwart P. Reinhardt eine kurze Ansprache über den Sportsfreund Generalfeldmarschall Walter von Reichenau, der den Heldentod starb." Aber es wurde auch weiter geturnt in den Kriegsjahren, wie im 2. Kriegsprotokoll vom 16.5.1942 zu lesen ist. Es fand am 26.4.1942 ein „Fest bzw. ein Schau- und Werbeturnen" statt und „daß die Besucher, trotz des Krieges, zufrieden nach Hause gehen konnten".

In der ersten Versammlung nach dem Kriege am 8.12.1945 wurde Werner Steingen zum 1. Vorsitzenden gewählt, der dann in den folgenden sechs schweren Nachkriegsjahren den Verein führte.

Interessant in den ersten Nachkriegsprotokollen ist, daß der ehemalige Vorsitzende des SC Rot-Weiß Lintorf die Versammlung bat, die Sportart Fußball aufzunehmen. Er wurde dann auch zum Leiter der Fußballabteilung gewählt. Im nächsten Protokoll vom 20.1.1946 lesen wir unter Punkt IV. Verschiedenes: „a. Hier stand zunächst der Vereinsname zur Debatte. Nach heftigem Disput mit vielem Hin und Her, wurde, um auch den Mitgliedern des neu angeschlossenen Sportkl. Rotweiß gerecht zu werden, beschlossen, den Verein Turn und Sportverein Rotweiß Lintorf 08 zu nennen". Noch einmal am 25.1.1947 berichtet der Fußballwart Hermann Hüttenhoff über den Spielbetrieb der 1. und 2. Fußballmannschaft in Meisterschaftsspielen und einige wenige Spiele der Jugend. Danach ist in den uns vorliegenden Protokollen von Fußball keine Rede mehr. Warum und wann der SC Rot Weiß Lintorf wieder einen eigenen Betrieb aufnahm, ist dem Verfasser leider nicht bekannt. Vielleicht kann ein Leser Hinweise geben, um diese Vorgänge zu klären.

Daß auch der Turnverein unter den Nachwirkungen des Krieges zu leiden hatte, ist dem gleichen Protokoll zu entnehmen. Die Turner konnten wegen der Belegung des Saales und der Kälte keine Turnabende abhalten, und bei den Handballern konnten nur die 1. Mannschaft und die Jugendmannschaft an Meisterschaftsspielen teilnehmen. „Die 2. Mannschaft kann sich wegen Mangel an Sportkleidung z.Zt. an keinen Meisterschaftsspielen beteiligen".

Erstaunlich ist aber, wie optimistisch die nächsten Feste wieder geplant wurden. So werden 1948 das Karnevalsfest und das Stiftungsfest gefeiert. Ein Weihnachtsfest 1948 wird zugunsten einer dreitägigen Karnevalsfeier 1949 fallengelassen.

Auch sportlich geht es in dieser Zeit wieder bergauf. Es wird berichtet, „daß ein Turnkampf gegen den TV Selbeck wieder einen mächtigen Auftrieb gegeben hat." Und im Protokoll vom 10.7.1949 berichtet der Handballwart Hans Klasen, daß für die neue Saison 2 Männermannschaften und 4 Jugendmannschaften gemeldet worden sind. Auch werden erstmals wieder leichtathletische Trainingstage unter den Übungsleitern W. Tröster und Hans Nüsser festgelegt. Bemerkenswert aus dem gleichen Protokoll ist noch folgender Satz des Handballwartes Hans Klasen: „über die Pokalspiele zum Wiederaufbau der Stadt Ratingen sagte er, daß durch die Spiele zwar eine Kassenkrise eingetreten sei, aber der Prestigeerfolg umso höher zu bewerten ist."

Von den nächsten zwei Jahren gibt es keine Versammlungsprotokolle. Erst in dem Protokoll der Mitgliederversammlung vom 13. 1. 1952 lesen wir von der Wiederwahl des 1. Vorsitzenden Karl Schaefer, der dann rückblickend das Jahr 1951 beschreibt. Im gleichen Protokoll erfahren wir, daß die alten Tambourgeräte zum Preise von DM 200,— an die St. Sebastianus-Bruderschaft verkauft werden. Damit ging eine gute Tradition im Sportverein zu Ende. Erstmals wird auch eine neue Sportart erwähnt, Tischtennis. Hier heißt es: „Die Teilnahme an den Turnabenden steigerte sich. Zum Ausgleich durften die Turner Tischtennis spielen." 1955 wird von Helmut Manteufel der Antrag gestellt, eine Tischtennis-Abteilung im Verein zu gründen. Nach einer Satzungsänderung wird die Gründung offiziell mit Wirkung zum 15.1.1955 vollzogen.

Neue Impulse für das Sportleben in Lintorf brachte eine Entscheidung des Lintorfer Gemeinderates vom 8.3.1955. Er beschloß einstimmig, in Lintorf eine Turnhalle und einen neuen Sportplatz zu bauen. Die Turnhalle wurde als erstes gebaut und bereits am 8. September 1957 an der Johann-Peter-Melchior-Grundschule eingeweiht. Der Sportplatz folgte am 2. Juli 1959. Damit hatten die Turner und Tischtennisspieler eine neue Übungsstätte gefunden, da in der Zwischenzeit der Saal der Gaststätte Mentzen nicht mehr benutzt werden konnte. Wir hatten ja schon früher gehört, daß auch die Turner leichtathletische Übungen absolvierten. Durch den Sportplatz mit seiner Aschenbahn, den Sprunggruben und der Kugelstoßanlage war die Zeit reif, eine eigene Leichtathletikgruppe zu gründen, die am 18.1.1964 offiziell als eigenständige Abteilung aufgenommen wurde. Theo Momm leitete den Übungsbetrieb und wurde später auch Abteilungsleiter.

Wie sehr man in Lintorf auf die Möglichkeit gewartet hatte, unter vernünftigen Bedingungen Leichtathletik zu betreiben, zeigt die gute Entwicklung der Abteilung. Mit der Ausrichtung des Angerland-Sportfestes, erstmals im September 1962, wurde ein Wettkampf geschaffen, der über die Grenzen des Kreises Beachtung fand. Höhepunkt dieses Sportfestes waren über Jahre die 10 x 100m Staffel, ein Novum in der Leichtathletik, und die 4 x 100m Staffel der Abteilungen untereinander.

In der Turnabteilung wird 1963 eine Rhönrad-Gruppe gebildet, die von Frau Biernath geleitet wird.

Die Rhönrad-Gruppe mit ihrer Trainerin, Frau Biernath, beim 60-jährigen Vereinsjubiläum am 9. Juni 1968 im Haus Anna

In der Zwischenzeit kam auch in das gemütliche Vereinsleben wieder neues Leben. Am 4. Dezember 1960 wurde das Haus Anna feierlich eröffnet. Sommer-, Herbst- und vor allen Dingen Karnevalsfeste wurden wieder fester Bestandteil des Vereinslebens.

Ein weiterer Neubau in Lintorf , der des neuen Hallenbades, brachte auch wieder neue sportliche Impulse. Schon ein Jahr vor der Einweihung am 2.7.1967, nämlich auf der Jahreshauptversammlung am 3.7.1966, wurde eine Schwimmabteilung gegründet. Wolfgang Augustiniak wurde erster Abteilungsleiter. Bereits ein halbes Jahr nach der Eröffnung des Bades verzeichnete die Schwimmabteilung 70 neue Mitglieder.

Karl Schaefer, der 15 Jahre den Verein führte, wurde in der Jahreshauptversammlung vom 16. Januar 1966 durch Helmut Manteufel abgelöst. Er bleibt aber als Abteilungleiter der Turnabteilung und Jugendwart tätig. In dem Protokoll der Jahreshauptversammlung vom 11. 1. 1969 heißt es u.a.: „Karl Schaefer berichtet über die Rhönradgruppe….Er bedankt sich für die sechsjährige Arbeit, die Frau Biernath in unserem Verein ausübt. Er meint: Frau Biernath kann längst nicht alle Bewerber und Liebhaber beschäftigen. Wobei er sicherlich die Arbeit am Rhönrad meint. Karl Schaefer wird für seine lustigen Worte ein Dank ausgesprochen."

Insgesamt wird die Trainingslage immer problematischer, da durch die Bevölkerungsentwicklung in Lintorf und die Vielfalt des Sportangebotes die Mitgliederzahlen erheblich anwachsen. Ein wenig verbessert sich die Situation für die Handballabteilung und die Leichtathletikabteilung durch die Errichtung einer Flutlichtanlage auf dem Sportplatz am 22.August 1968. Gleichzeitig werden dadurch auch für andere Abteilungen mehr Hallenstunden frei. Kurzzeitig wird sogar ein Antrag an die Gemeinde gestellt, das alte Kino an der Duisburger Straße für Übungsstunden zu nutzen. Dies wird aber nicht weiter verfolgt, da die bereits angelaufenen Planungen für eine weitere Turnhalle am Thunesweg und der Bau des Schulzentrums den Verein auf bessere Zeiten hoffen lassen.

Immerhin hat der Verein am Ende des Jahres 1969 560 Mitglieder. Um die Kommunikation auch innerhalb des Vereins zu verbessern, erscheint im Mai 1970 erstmals das Vereinsheft 'TUS-Info'.

Eine neue Initiative des Deutschen Sportbundes zum Gesundheitssport für die breite Bevölkerung wurde auch vom TuS sofort aufgegriffen. Als einer der ersten Vereine in Nordrhein-Westfalen führte der TuS im Jahre 1968 zum ersten Mal einen internationalen Volkslauf und Volksmarsch durch. Der Anklang war riesengroß. Mit über 1000 Teilnehmern wurde diese Veranstaltung auch in den folgenden Jahren ein Anziehungspunkt für Volksläufer aus dem In- und Ausland. Durch die Eröffnung des Freibades am 22.Mai 1972 wurde auch die Grundlage geschaffen, das Volksschwimmen mit in das Breitensportangebot aufzunehmen und mit großem Erfolg durchzuführen.

Vielfältig sind in den Folgejahren die Vereinsaktivitäten. Unter dem Jugendwart Wolfgang Augustini-

Juli 1973
Aufstieg der 1. Handball-Mannschaft in die Oberliga
von links: Manfred Haufs, Hubert Bünten, Karl-Heinz Tillmann, Hans-Georg Mentzen, Werner Matuschewski, Siegfried Ellsel, Hugo Wilps, Dieter Matthiess, Norbert Heinemann, Heribert Weber, Dieter Krahl, Herbert Leibelt, Robert Schwartz, Manfred Kießler

ak fand am 13.2.1972 ein buntes Karnevalstreiben für Kinder mit Foto- und Malwettbewerb im Haus Anna statt. Aus der positiven Resonanz entwickelte sich im Folgejahr am 4.3.1973 der 1. Kinder-Karnevalszug durch Lintorf. Ein Zug, der durch 500 Kinder aus sechs Abteilungen des TuS 08 Lintorf gebildet wurde, unterstützt durch zwei Gruppen des Tambourcorps der St. Sebastianus-Bruderschaft Lintorf und der Feuerwehrkapelle Wuppertal, zog erstmalig durch Lintorf. Im folgenden Jahr waren es bereits über 1000 Teilnehmer und nicht nur vom TuS.

Die folgenden Jahre sollten im Verein besonders aktiv und turbulent werden. Nachdem am 18.3.1974 mit der Einweihung der Schule mit Turnhalle am Thunesweg schon neue Übungsmöglichkeiten geschaffen wurden, folgte mit der Einweihung des Schulzentrums und der folgenden Einweihung der Sporthalle im Sommer 1975 der große Aufschwung.

Einen besonderen sportlichen Erfolg erzielt die 1. Feldhandballmannschaft, die im Sommer 1974 den Aufstieg in die Regionalliga, die höchste deutsche Spielklasse, schafft.

In dem Protokoll vom 24.1.1975 wird berichtet über die Durchführung eines 1. Orientierungslaufes im Lintorfer Wald und von der Initiative, einen Trimmpfad im Wald aufzubauen, der dann im Sommer für die Öffentlichkeit freigegeben wird. In der Zwischenzeit hat der Verein 845 Mitglieder, darunter 285 weibliche. Am Ende des Berichtes werde ich auf die aktuellen Zahlen eingehen, interessant ist hierbei die Verteilung auf männliche und weibliche Mitglieder. Mit der Gründung der Ski-Abteilung am 24. 1. und der Tanz-Abteilung am 12. 9. 1975 und deren Entwicklung in den folgenden Jahren sind vermehrt Ehepaare und ganze Familien Mitglieder im TuS geworden und bereichern durch viele gesellige Aktionen das Vereinsleben.

Mit der Größe des Vereins stellten sich auch immer wieder organisatorische Neuerungen ein. Lesen wir 1933 zum ersten Mal von der Anschaffung einer Schreibmaschine, so bringt das Computer-Zeitalter 1976 die von Rolf Falhs, in der Zwischenzeit Leiter der Schwimm-Abteilung, erste - über Computer erstellte - Mitgliederliste mit dem Ausweis von 1176 Mitgliedern. 1981 wird erstmals der Beitragseinzug automatisiert und durch die Sparkasse durchgeführt. 1991 bekommt dann der Verein seinen ersten eigenen Computer, über den die Mitgliederverwaltung und der Beitragseinzug abgewickelt werden und später auch die gesamte Buchführung des Vereins.

Doch bleiben wir in der zweiten Hälfte der 70er Jahre. Wie ein roter Faden zieht sich der Mangel an Hallenübungsstunden durch die gesamte Vereinschronik bis heute einschließlich. Vielfach mußten einzelne Abteilungen einen Aufnahmestop verhängen, und es gibt noch heute teilweise lange Wartelisten zur Aufnahme. Die Sporthalle am Schulzentrum brachte nur vorübergehende Besserung, zumal lange Zeit der TV Angermund auch hier mit seiner 1. Mannschaft den Spielbetrieb abhielt. 1976 wurden dann noch zwei kleine Turnhallen angebaut, die wiederum Erleichterungen brachten.

Gab es in der Sportgeschichte der eigenständigen Gemeinde Lintorf immer wieder gemeinsames Auftreten und Zusammenarbeit des SC Rot-Weiß Lintorf und des TuS 08 Lintorf, um in Rat und Verwaltung die Belange des Sports zu vertreten, so kam es am 1.6.1976 erstmals zu einer ‘Sportehe’. Die leistungsstarken Schwimmer bildeten mit der Schwimm-Abteilung des TV Ratingen eine Startgemeinschaft unter dem Namen SG Ratingen-Lintorf, die trotz einiger Probleme bis heute standgehalten hat und viele sehr gute Schwimmer hervorbrachte.

Nach 12 jähriger Amtszeit wird am 21. 1. 1977 Helmut Manteufel durch Willi Schellscheidt als 1. Vorsitzender abgelöst.

Erneut wird eine Gesundheitsbewegung (Trimm-Trab) des Deutschen Sportbundes aufgenommen, und am 15. Mai 1977 wird der Lauftreff am Hinkesforst gegründet. Volleyball und Basketball finden als Breitensport immer mehr Anhänger und führen 1978 zur Gründung von Abteilungen im Verein.

Am 31.12.1978 findet der 1. Ratinger Sylvesterlauf statt. Er wird vom TuS 08 Lintorf und TV Hösel gemeinsam durchgeführt und entwickelt sich in den Folgejahren zu einem Topereignis in Ratingen.

Ein Modellversuch des Kultusministeriums gibt dem Verein Anfang 1979 die Möglichkeit, einen hauptamtlichen Jugendwart während seiner Praktikumszeit zu beschäf-

75jähriges Jubiläum
18. 9. 1973
Feier im Pfarrsaal von St. Johannes
Von links: Gastredner Eberhard Gienger (Turnweltmeister), Rudi Soumagne (Hauptkassierer), Jochen Meyer (2. Vorsitzender), Willi Schellscheidt (1. Vorsitzender)

tigen. Ein sehr engagierter junger Mann kann in einem halben Jahr viel Neues bewegen und die Jugendlichen begeistern. Leider wird dieser vielversprechende Versuch durch eine Entscheidung des Kultusministeriums nicht mehr fortgesetzt.

Auf der Jahreshauptversammlung 1980 wird die Deutsche Meisterschaft eines Mitglieds gefeiert. Herr Dr. Giehr erringt bei den Deutschen Meisterschaften der Behinderten in der Leistungsgruppe der Erblindeten die Meisterschaft im Diskuswurf.

Am 14. 2. 1983 erfolgt die Gründung einer Segelabteilung, nachdem sichergestellt ist, daß theoretischer und praktischer Unterricht erteilt werden kann.

Ein Höhepunkt des Vereinslebens sollten die Festveranstaltungen zum 75 - jährigen Jubiläum des Vereins werden. Es begann am 11. September 1983 mit einem großen Spielfest für Jung und Alt auf dem Gelände des Freibades. Am 17.9. fanden die Vereinsmeisterschaften der Turner statt. Anschließend gab es mit dem Volleyballspiel der Bundesligisten USC Gießen gegen Fortuna Bonn, die beide Nationalspieler in ihren Reihen hatten, einen sportlichen Leckerbissen in unserer Sporthalle zu sehen. Bei der am folgenden Sonntagmorgen stattfindenden festlichen Matinee im Saal der Pfarre St. Johannes hält der vielfache Deutsche Meister, Europameister und Weltmeister am Reck, Eberhard Gienger, die Festrede. Ein großes Tanzturnier der Senioren der B- und D- Klasse im Haus Anna beschließt die Feiern am Sonntag. Am Dienstagabend, dem 20. 9., kommt es zur „Sensation in Lintorf", wie es in der Festzeitschrift angekündigt wird. Die 1. Hallenhandballmannschaft spielt gegen den mehrfachen Deutschen Meister, Pokalsieger, Europapokalsieger und Weltpokalsieger VFL Gummersbach. Die mit 11 Nationalspielern angetretenen Gummersbacher demonstrierten Handball der Extraklasse. Im Vorspiel standen sich die 1. Damenmannschaft und der Regionalligist SV 04 Düsseldorf gegenüber. Die Ergebnisse von 10 : 23 bei den Damen und 11 : 26 bei den Herren konnten sich wirklich sehen lassen. Fortgesetzt wurde die Sportwoche am 22.9. mit den Spielen der 1. Tischtennismannschaften gegen Gegner aus der Oberliga, die Damen gegen den TTC Simex Jülich und die Herren gegen den TTC RW Gierath. Auch hier wurde toller Sport geboten.

Am Samstag, dem 24. 9., richtete die Leichtathletik-Abteilung die Kreismeisterschaften im Ratinger Stadion aus. Die Feierlichkeiten fanden einen absoluten Höhepunkt und Abschluß mit dem Jubiläumsball am Abend im Haus Anna. Ein festlich geschmücktes Haus Anna, ein internationales Sextett der Spitzenklasse 'Die Amorados' u.a. mit einer fantastischen Mitternachtsshow und die beiden Humoristen 'Ted und Joe' werden allen Teilnehmern in Erinnerung bleiben.

In der folgenden Jahreshauptversammlung am 30.3.1984 tritt Willi Schellscheidt wegen beruflicher Uberlastung als 1. Vorsitzender zurück. Er wird „in Anbetracht seiner Verdienste um den TuS 08 Lintorf zum Ehrenvorsitzenden mit Sitz und Stimme im Vorstand…" ernannt. Lutz Meurer tritt seine Nachfolge an.

Im gleichen Jahr stirbt mit Paul Raspel das letzte Gründungsmitglied des Turnvereins.

Nachdem im Schwimmen eine Startgemeinschaft mit dem TV Ratingen zu einer beachtlichen Stärke geführt hatte, entschlossen sich die Leichtathleten 1986 zur Gründung einer Startgemeinschaft LG Anger. Beteiligt waren neben dem TuS, der TV Hösel und der TuS Homberg, später kamen noch der ASC Ratingen West und der TV Ratingen dazu. Wegen unterschiedlicher Interessenlagen und einiger 'persönlicher' Probleme kam es immer wieder zu Reibereien und schließlich zur Auflösung in der ursprünglichen Form.

1988 erreichte der Verein die 'magische' Grenze von 2000 Mitgliedern, und auf der Versammlung am 25.11.1988 wird mit Karin Fohrn erstmals eine Frau 1. Vorsitzende.

Im Dezember 1990 löst sich die Segel-Abteilung auf und gründet einen eigenen Verein. Im Mai 1991 verläßt fast die komplette Ski-Abteilung den Verein und gründet ebenfalls einen neuen eigenständigen Verein. Über 400 Miglieder gehen dem Verein verloren.

Im letzten Jahrzehnt muß sich der Verein auch einem neuen Gesundheitsbewußtsein stellen und Trendsportarten anbieten. Durch vermehrte Aktivitäten in einigen Abteilungen wird so der Mitgliederverlust schnell überwunden. Einer der größten 'Renner' ist das Mutter und Kind-Turnen, welches innerhalb kürzester Zeit 300 neue Mitglieder bringt. Auch die verschiedensten Fitnessangebote der Turnabteilung finden regen Zuspruch wie Aerobic, Badminton und Gymnastik für Senioren.

Die Wettkampfmannschaft der Startgemeinschaft TuS 08 Lintorf und TV Ratingen im Juli 1995 im Lintorfer Freibad

Nach vierjähriger Amtszeit von Karin Fohrn übernimmt Willi Schellscheidt noch einmal das Amt des 1. Vorsitzenden und hat es bis heute inne.

1992 wird endlich die Geschäftsstelle des TuS in den Räumen der Sporthalle etabliert und mit zwei Damen besetzt, die die Mitgliederverwaltung, Buchführung und Koordination der Vereinskommunikation übernehmen. Gleichzeitig wird der Aufenthaltsraum durch die Stadt umgebaut und durch den Verein verschönert und dient jetzt als Treffpunkt bei sportlichen Veranstaltungen.

In Zusammenarbeit mit dem 'Verein für Gesundheitssport und Sporttherapie' wird eine Koronargruppe gegründet, in der Rehabilitation unter ärztlicher Aufsicht für Herzinfarktpatienten durchgeführt wird.

Am 1.6.1995 stellt der Verein erstmalig eine ABM - Kraft ein, die hauptamtlich die Jugendarbeit im Verein koordiniert und neue Ideen einbringt und umsetzt. Die Arbeitsstelle wird vom Arbeitsamt und vom Landessportbund zu 80% finanziert. Leider geht das Projekt nach einem Jahr zu Ende, da die Dame in einem Düsseldorfer Verein eine hauptamtliche Trainerstelle annimmt.

1997 gehen mit Werner Steingen und Karl Schaefer zwei unserer langjährigen Vorsitzenden für immer von uns. Sie beide haben nach dem 2. Weltkrieg sehr viel für den Aufbau unseres Vereines getan.

1998, im Jahre unseres 90 - jährigen Jubiläums, erhält der Verein eine Auszeichnung vom Deutschen Turner-Bund : den 'Pluspunkt Gesundheit' für sieben hervorragende gesundheitsfördernde Angebote.

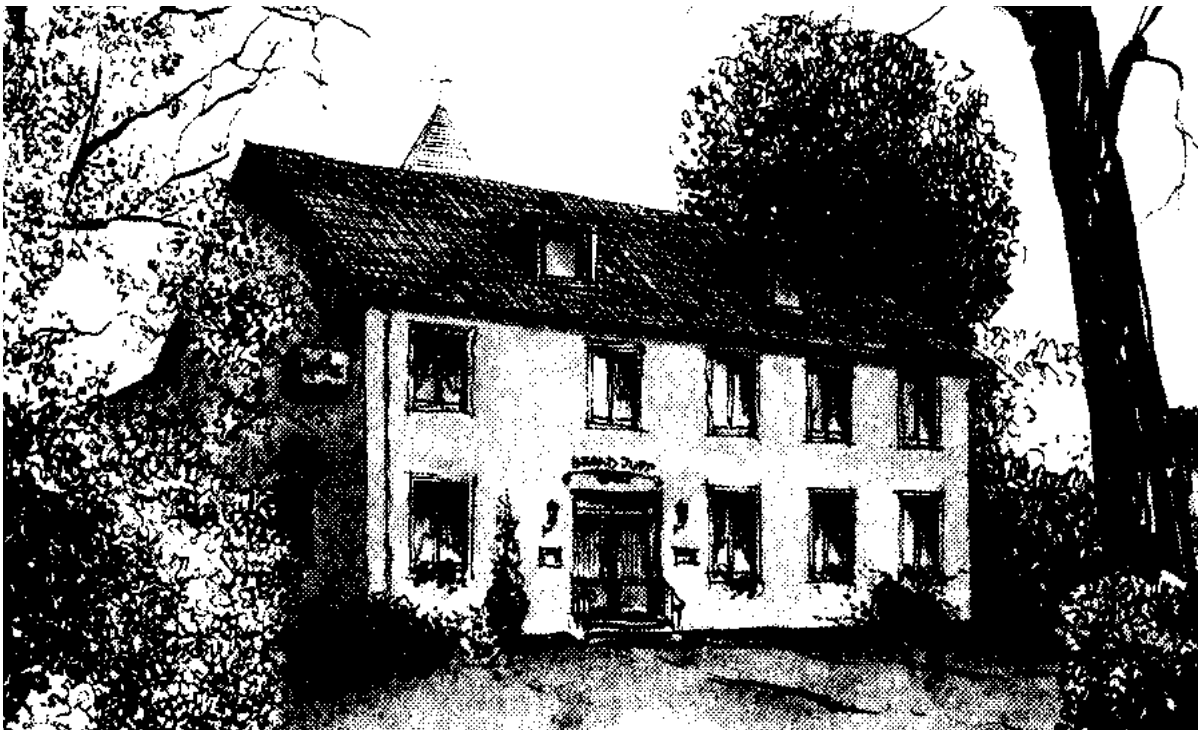
Der Verein hat am 30.6.1998 insgesamt 2.212 Mitglieder, davon 1.342 weibliche (!) und 870 männliche. Insgesamt gibt es 995 Kinder und Jugendliche. Unsere Zukunft ist damit gesichert, und wir sehen hoffnungsvoll in das nächste Vereinsjahrzehnt.

Manfred Haufs

RESTAURANT - CAFE - GARTEN - HOTEL
BRAND'S JUPP
1874

Kalkstraße 49
40489 Düsseldorf-Wittlaer
Telefon 0211/404049
Fax 0211/4790403

montags geschlossen (außer an Feiertagen)
geöffnet: dienstags von 18.00 bis 23.00 Uhr
mittwochs bis sonntags 11.00 bis 23.00 Uhr



Das Künstlerhaus am Niederrhein, dessen ältester Teil aus vor über 600 Jahren stammt, war schon vor vielen Jahren bis über Ratingen hinaus bekannt. Damals trafen sich hier Kaufleute, Fischer, Maler, Schiffer und viele andere Leute aus den verschiedensten Anlässen. So gibt es auch heute ebenso zahlreiche Gründe für einen Besuch im Hause „Brand's Jupp".

So wie ihr Bruder Jean Frohnhoff die Leser der „Quecke“ jahrelang mit seinen Geschichten, Gedichten und Anekdoten in Mundart erfreut hat, berichtet nun seine Schwester ***Christine Herdt*** *seit einigen Jahren in unverfälschtem Böscher Platt „wie et fröher en Lengtörp* ***werklich*** *wor.“ Sie schildert uns dabei Lebensgewohnheiten, Gebräuche und Arbeitstechniken aus einer Zeit, die sie mit ihren fast 90 Jahren noch selbst erlebt hat. Sie schöpft aber auch aus den Berichten und Erzählungen ihrer Mutter, der sie eng verbunden war. Christine Herdt wuchs nämlich als einziges Mädchen unter zahlreichen Brüdern im Lintorfer Norden auf. Noch heute lebt sie im elterlichen Haus, unter einem Dach mit ihrem Sohn Lorenz, der ebenfalls in Mundart für die „Quecke“ schreibt. Viele Namen und Bezeichnungen für Geräte und Tätigkeiten aus dem bäuerlichen Haushalt früherer Zeiten würden eines Tages unweigerlich in Vergessenheit geraten, wenn unsere älteren Mundartautorinnen und -autoren sie nicht in ihren Aufzeichnungen festgehalten hätten.*

Wie fröher för dor Wenkter gesorcht wuden

Fröher hadden alle Lütt en Lengtörp ne Jade.

Dat meste watt jesiehnt on jepott wuden, woren Jemüs on Erpel. Blume woren selten, jett Stockfijule.

Met de Melde fing et em Jade ahn. Wenn et Weeder jut wohr, jowet die i-eschte Melde am Eng vom April.

Dann kume de Dicke Buhne on Eeze, Anfang Juni, wenn et Weeder jut wohr.

Wenn ahn de Dicke Buhne schwatte Dreck wohr, durden et och länger.

För dor Wenkter woren die Staakebuhne dat i-eschte, watt en-jemackt wede konnt.

Et wuden och net so völl Hammerasch jemackt met däm Kooke.

Et joof alles einfache Jerichte, wat doh wohr, wuden jekokt. Koope konnte mär och nit völl und et Jeld wohr knapp.

Enjemackt wuden en Enmacksjläser on stenere Döppe.

Met de Staakebuhne fing et ahn. Wenn die Buhne jrün woren, dann mosten die schün affjeplöckt weede, denn die Buhnebläder sollten nit wiehl weede.

Die Buhne wuden dann jefitzt on met Sault em Stehndöppe enjemackt. Manche Lütt dieden die Buhne och ewes kott affkooke.

Wenn die Buhne em Döppe woren, kom ne Duuk owedrop, met nem Holtbrettche, dat jenau en et Döppe passten. Dann kom noch ne dicke Tonnestehn owedrop.

Met de Staakebuhne wuden och ehn oder twei Rehe Prinzess-Buhne jepott. Dat wohr wat Extrares.

Wenn die affjeplöckt wohren, wuden die opjeschnürt on ongerem Daak tom Drüge opjehange. Wenn dor Frost kom, wuden die Buhne om Söller wiederjedrücht.

Von dänn jedrüchte Prinzess-Buhne wuden em Wenkter dann Schüllezupp jekokt.

En dänn Staakebuhne, die bös teletzt hangebliewen, woren schon Kene dren, die wuden utjedöppt.

Die Kene ongernander met Erpel, de letzte Staakebuhne on met jet Fettiges, dat wohr dann Knösselszopp.

Dat wohr e lecker Eete.

Dann wohr dor Kappes ahn de Reh. De Kappes wuden op en Kappesschaaf geschniede.

Die Kaapesschaaf konnte mer stundewies liehne. De Kappes kom en e jrut Faat onn mosten faß met de Füst enjestampft weede.

Töschedurch wuden och Sault jestreut. Wenn dat Faat jrut jenoch wohr, dieden se och de Kappes met de nackte Füht faßtradde.

Weh et hadden, de dieht och noch en Fläsch Wing dropschödde. Dat jow ne feine Geschmack.

Op dor Kappes kom och widder e Duuk, e Holtbrettche on ne Tonnestehn. De Kappes mosten suh onjefähr 6 Weeke en der Tonn sin, bös mer et i-eschte Mol kooke konnt.

Als letztes wuden en de Stehndöppe et Stellmus enjemackt.

Dat wohr en dreckige Arbeet, denn dann woret butte kault on naht. Omes wud dann dat Stellmus pradjemackt.

Dat Stellmus wuden en dor Kösch op de Eed jeleit. Dann nohm sich jeder, de dobe wohr, ne Pöngel op dor Schuut. Dat Stellmus wuden jeschlett.

Met nem scharpe Zoppemetz wuden die Bläder van de Stengele affjetrocke. Die Bläder wohr Affall.

Die Stellmus-Stengele mosten janz bliewe bös an de Spetz.

Dat Stellmus hadden och en Knoll, et Rüppke seiten se dofür.

Et Rüppke wuden affjeschniede, awer suh, dat die Stengele tesamebliewen.

Doh, wo die Stengele tesame woren, dat wohr et Hälske.

Et Hälske wuden och noch jeschellt, on üwer-krütz ahngeschniede. Die Stengele mosten awer dranbliewe. Dann wuden dat Stellmus jewäsche on met dor Schnittau schön kleenjeschniede.

Enjemackt wuden dat Stellmus wie Buhne on Kappes, met Sault en et Stehndöppe.

Dat Stellmusschleete wohr völl Arbeet, on dröm dieden die Nobere sich uthölpe. Dat wohr dann dor Mus-Omet.

Wenn em Herbst doh Jade affgerümmt wuden, komen die Staake (Buhnestange) op e Holtgestell tom liege on wuden met däm Buhnestrüh afjedeckt.

Onger dänn Staake wuden dann

dor Schaffoh, Kappes, Breetlog, Muhre on Sellerie enjeschlare.

Onger dänn Staake, dot wohr wie en dor Kull, hielt sich dat Jemüs, bös et starke Frost jow.

Wenn mär völl Muhre hadden, wuden die ut- on renjemackt, on op de Erpel en dor Erpelskest em Keller jeleit. Die hielten sich dann bös Weihnachten. Dann wuden die Muhre wiehl on schrömpelich.

Denn, wenn Christ es gebore, hant de Rübe on de Muhre dor Geschmack verlore.

Dat sind für die Lütt hütt böhmische Dörper.

Dann jowet och noch Kuhlmus em Jade.

Dat mosten stonnbliewe em Jade, bös dor i-eschte Frost kom, sonst schmackten dat Mus nit.

Doh jowet och ne Sproch für:

Kotte Kühl met lange Mettwüsch. Dat wohr schon jett.

Die lange Mettwüsch hadden die meste selwer noch fam ejene Färke.

Met däm fresche Jemüs ging et suh bös Eng Januar, dann kom dat dran, wat en de stenere Döppe enjemackt wohr.

Doh mosten mer met durchhaule bös et em Fröhjohr widder Melde jow.

Kann sech dat ehne hütt förstelle, wo mer bold alles om Maat on en de Jeschäfte et janze Johr öwer koope kann?

Christine Herdt

Lengtörper Kall

ahn de Präng stonn oder sette	=	am Rande oder Ende stehen oder sitzen
bölke	=	laut schreien
Bülle	=	Bäulen
Döppe	=	Steintopf
Dösch	=	Tisch
Döschduuk	=	Tischtuch
Döschschout	=	Tischschublade
En fresche Frau es ne Tung öm et Hus	=	eine freche Frau ersetzt den Zaun um das Haus
Enmacks-Döppe	=	Steintopf zum Einmachen, u. a. Bohnen
Fussel	=	einfacher Korn / Alkohol
Jädrud geht met Schöpp on Hack eh-rut	=	Gertrud geht mit Schaufel und Hacke in den Garten
Jedüns	=	keine Umstände, keine Besonderheit
Jolsch	=	unbestimmte flüssige Menge
jörsch	=	sehr mager
He hätte widder ne Esel van de Kest jebürt	=	schwere ungewohnte Arbeit verrichtet, im Vergleich so schwer, wie einen alten, störrischen Esel von einer Kiste zu heben, um an den Inhalt zu kommen
höstig	=	hastig
Ketteplösch	=	Löwenzahn
Knusch	=	Knorpel beim Fleisch
köjje	=	kauen
Konsele	=	Tannenzapfen
kott	=	kurz
krupe	=	kriechen
Kruphuhn	=	kränkelndes Huhn, auch auf Menschen bezogen, die sich nur mühsam fortbewegen können

Lauschäpper	=	jemand, der sich nur dort aufhält und hingeht, wo er nichts zu zahlen hat
Mötsch	=	Mütze
Muthoop	=	Komposthaufen
Nem aule Esel kannste et Danze nit liere	=	einen alten Esel (unwilligen Menschen) kann man das Tanzen (oder gewisse Dinge) nicht lehren
Peeds-Mühler on Fraus-Häng dör-wen nit stell stonn	=	Pferdemäuler und Frauenhände dürfen nicht stille stehen
piel-jrad-op	=	steil nach oben, gerade gehend
Ping	=	Schmerzen
Pitter on Paul brekt de Wutel am Kohn	=	ab Peter und Paul reift das Korn (Roggen)
Plack	=	Ausschlag
Plaggehött	=	eine Hütte aus Grasnarbe zusammengesetzt
Plante	=	Pflanzen
Plümmelmötsch	=	Strickmütze
Pöler	=	Matsch, regennaß
Pohl	=	Pfahl
ponge	=	Gewicht schätzen
pöngele	=	tragen oder schleppen
Prütt	=	abgestandener Kaffee
rabbel-drüsch	=	so trocken, daß es hohl klingt
Regenschur	=	Regenschauer
Rotznas	=	Schnupfen oder Nasenauswurf (auch Kind oder Jugendlicher)
schänge	=	schimpfen
Schlout	=	dürrer Ast
Schluckmaulerrehe	=	Süssigkeiten
Schöök	=	Tierhufe, verwachsene und lange Zehennägel
schure	=	unterstellen bei Regen
schuregele	=	säubern
Schwaatlapp	=	eine Person, die viel Unwichtiges redet
Spöh	=	Speichel, Spucke
Strongsbüdel	=	Angeber
Stroote-Engel sind Husdöwel	=	Straßenengel sind Hausteufel
Tiewe	=	Zehen
tucke	=	ungeübtes Nähen, Zusammengezogenes, -genähtes
Wenn et Bülle rennt, rennt et dreh Dach	=	Wenn es Beulen regnet, regnet es drei Tage
Zipp-Zopp	=	Untereinandergekochtes, Salat, Kartoffelpuree, Speck und Eier
zoppe	=	Eßbares in Trinkbares eintauchen und aufweichen

Lorenz Herdt

De aule Köchedösch.

Wir hadden fröher te Hus ne jrute aule Köchedösch, de stammden noch vom Imesberch, wo minne Vatter von te Hus wor. Do sohten jemäcklich (bequem) tien Lütt dran. De Dösch hat en wittjeschurde Plaat ut Ahornholt on sohr immer appetitlich ut, och ohne Döschdeck. De Dösch hat e Schoot för Metzer, Löpel on Jaffele, och en Schier on de Korketrecker loch dren, aver de wud nit döck benotzt. Am Köchedösch sohten de Vatter, de Motter, sieve Kenger on de Meid. De Vatter soht vör Kopps (Kopfende), su konnt he alles üversenn. De Motter soht never öhm, sie soht em Heed jejenüver, su wor se kott am Kookpott. Die kleenere Kenger sohten op de Bank. En Bank jehut fröher en jiede Köch. Die kleenste Kenger krejen op de Bank noch e Bänkske jesatt, domet se ju-et an de Teller konnten. Et wud noch et Meddeis on Ovends vör on noh em Ete jebett. Die Motter sprok met lauter Stemm et Döschjebett: „Aller Augen warten auf Dich o Herr, und Du gibst ihnen ihre Speise zur rechten Zeit," on wir moßten all metbede. Kom eene te speed tom Ete, dann seid de Motter: „Nu bed dech aver vürher." Su wud us Kenger schon jeliehrt, dat dat Ete, wat öm Dösch stong, wat Besongisch wor, woför wir usem Herrjott te danke hadden. Wenn de Motter e Bru-et anschniet, dann miek se met em Metz vörher e Krütz op em Bru-et, als Dank on dat et us bekume soll.

Wie es et hütt doch angisch, do schmieten de Lütt et Bru-et fott, ohne sech dobei watt te denke, als wör et Affall. Vom aule Bru-et on von de Koschte (Kruste) wud Bruetzupp jekockt, do kom nix öm. Et morjens wor be us schon fröh Dach, do wud öm sieve Uhr Kaffee jedronke, aver kenne Buhnekaffee, do jo-ef et Malzkaffee oder Kakao. Em Wenkter stong never Bru-et, Botter ,Krut on Wu-esch noch en Pann met Broderpel oder Panhas op em Dösch, domet wir watt enne Rebbe hadden. Am schönste wor et immer, wenn de janze Famillich tesame wor. Jieder hat watt te vertelle, die Motter vertellden de Nöichkeite ut em Lade, de Vatter vertellden jet vonne Natur, vom Jade, vom Bande, vom Bosch , vonne Diere, von Bletz on Donner, on wir Kenger vertellden ut de Scholl. Die Kleenste woren manchmol am hülle oder schlabberten met em Ete eröm. Minne Platz wor op de Bank never em Vatter. Wenn et Speck jo-ef oder fett Fle-isch, watt ech nit maut, dann schoof ech et em Vatter op der Teller, dann hätt he et jejete, aver nit jeschängt.Et nommedeis mieken wir Kenger de Schollarbeit am Köchedösch. Henger de Bank wor e jru-et Fenster, do hadden wir ju-et Leed, die elektrische Lamp wud mähr anjemackt, wenn et nüdich wor, et wud immer jespart.

Öm vier Uhr wud widder de Kaffeedösch jedeckt, do jo-ef et Weck on Schwattbru-et , Botter, Appel- oder Muhrekrut on ne Pott Malzkaffee met Melk. Dann konnten wir et widder uthaule bes sieve Uhr tom Ovendete. Em Wenkterdach, wenn die fröhe Ovende komen on wir betiede et Ovendete op hadden, hielt der Vatter die jedrüchte Stake- on Struckbuhne vom Söller, die schott he dann op de Dösch on wir Kenger moßten se dann utlöte (auskernen). Dat woren immer jemütliche Wenkterovende.Dann sohten wir all öm de jru-ete Dösch eröm on et wud dobei jesonge. De Vatter konnt am schönste senge on he konnt och die meeste Lieder. Dann song he die aule Lieder von fröher: „Dort unten im Tale, wo der Ostwind wehte," oder „In einem tiefen, tiefen Tale" oder „Siehst du nicht, da kimmt er." Wir Kenger hant dann jesonge, watt wir ene Scholl jeliehrt hant, all die schüne Volkslieder. Dan stong he op on dieht noch e Schöppke Kohle en de Heed, domet wir et jemütlich warm hadden, dann jing he en der Lade on hätt us e Kömpke Klömpkes jeholt. He verstong et, us immer be ju-ede Laune te haule. Wenn wir die Buhne utjelöt hadden, moßten wir se sortiere. Die schönste Buhne woren die Pootbuhne (Pflanzbohnen), die angere woren die Kookbuhne, dovon wud Buhnezupp jekockt oder suhre Kappes met witte Buhne.

Wenn die Motter de Zopp fedich miek (Mittagessen richten, daher Zoppemetz), sohten wir als kleene Kenger öm de Dösch eröm, dann jo-ef et e Stöck Kohlräbche oder e Mührke, oder e paar Eskes, e Stöckske Biere on Äppel. Dann sohten wir op de Bank on kieken to, on durften die jeschällde Erpel en de Komp met Water schmiete.

Op dem Dösch wud och de Wäsch jebüjelt, do jo-ef et ke Büjelbrett. No de Wäsch wuden de Söck on Strömp op em Dösch utjebrett on sortiert on dann jestoppt. Su wor en user Kengertied de Köchedösch et wichtichste Stöck Möbel. He wud jelacht on jehüllt, jejete, jespellt on jearbed. Als kleene Weterkes moßten wir och schon emol spüle. Weil de Dösch te huch wor, wud ne Stuhl doför jestellt, dodrop kom de Spülkomp, on die Spül (Geschirr) wud op de Dösch jestellt. Ent moßt spüle on ent moßt affdrüje. Su wuden wir schon fröh anjeliehrt, mähr die Brüder bruckten suwatt nit te donn, die sohten dann eröm on woren am „Karl May" lese. Dat wohr doch nit jerecht, oder doch? Et wud aver och am Dösch jespellt: Mühle strieke, Mensch ärjer dech nit oder Schwatte Pitter. Als wir jröter wuden, hätt us de Vatter „Tuppe" jeliehrt. Och konnt mer su schün op em Dösch met de Poppe spiele, op dem jru-ete Dösch konnt mer de Poppekle-ider utbreede, mer konnt die Poppe wäsche on kämme. Vom Fröhjohr an wud butte jespellt. Hadden wir dann die ieschte Blömkes jefonge, Schlüsselblume, Kuckucksblume, oder Maijlöckskes, dann stellden wir se op de Köchedösch, domet se all öhr Freud dran hadden. Wenn sonne Dösch spreke könnt, de wößt völl te vertelle.

Maria Molitor

Jahrtausende Schiffahrt auf dem Rhein und ihre Bedeutung für die Entwicklung des niederbergischen Lebensraums

Als sich der Verfasser dieses Beitrages im Jahr 1990 zur Ruhe setzte, begann er mit dem Bau von Schiffsmodellen von Plattbodenschiffen aus der Zeit von 1650 bis 1850.

Der Wunsch, keinen Kinderkram, sondern ernstzunehmende Modelle zu schaffen, erforderte Originalpläne und Bücher, Bücher und nochmals Bücher aus alter und neuer Zeit. Zu was sich ein Zeitvertreib entwickeln kann, zeigt der nachstehende Artikel:

Ströme, Flüsse und Bäche haben schon immer belebend auf die Uferregionen und ihr Hinterland gewirkt. Die Besiedler dieser Regionen erkannten die Kräfte des fließenden Wassers, lernten sie zu nutzen und in Technik umzusetzen.

I. Vom rhenus fluvius zum Rheinstrom

Der Rhein entspringt in den Schweizer Ostalpen als Vorderrhein und Hinterrhein. Diese vereinen sich bei Reichenau südwestlich von Chur zum eigentlichen Rhein. Von dort fließt er in westlicher Richtung bis zur deutschen Grenze bei Weil am Rhein und bildet nach Norden fließend zunächst bis Karlsruhe die französisch-deutsche Grenze. Sein weiterer Verlauf von Köln bis in die Niederlande hatte seit frühester Zeit für unseren Lebensraum Niederberg große Bedeutung.

Flußbett und nähere Umgebung wichen bis etwa 1275 n.Chr. stark von seinem heutigen Erscheinungsbild ab. Ein geschlossener Verlauf war zumeist nur dort anzutreffen, wo Hochterrassen und Gebirge, wie zwischen Bingen und Remagen, natürliche Einengungen bildeten oder wo es künstliche Begrenzungen durch Uferbefestigungen in Siedlungsräumen gab, wie z.B. bei Köln, Düsseldorf und Duisburg. Entsprechende Ausgrabungen beweisen, daß die Römer während ihrer Besatzungszeit ihr

Modell einer Pavillon-Poon, Mitte 17. Jh., erbaut vom Verfasser für das wissenschaftliche Institut für Schiffahrt- und Marine-Geschichte in Hamburg und für das Schiffahrt-Museum in Senden bei Münster

Lager Colonia Aggripina durch Steindämme vor Überflutung schützten und einen Hafen für ihre Kriegs- und Versorgungsschiffe bauten. Der Truppen- und Gütertransport von Köln zu den Lagern Castra Novesia (Neuss), Castra Gelduba (Gellep), Castra Asciburgium (Essenberg) und Castra Vetera (Xanten), konnte zu Wasser bedeutend schneller und gefahrloser erfolgen als über die Römerstraße, die alle Lager miteinander verband, mittels Tragtieren oder Fuhrwerken. Die im Raum Serm-Mündelheim angesiedelten Germanenstämme der Usipeter und Tengterer waren den Römern auf der linken Flußseite nicht freundlich gesonnen und überschritten oft den Fluß in kriegerischer Absicht. Der römische Feldherr Cäsar erwähnte sie ausdrücklich in seinem Buch „Vom Gallischen Krieg“ als äußerst feindselige und angriffslustige Germanen.

Den Fluß zu überqueren, war in der Frühzeit viel leichter als etwa heute, weil er ohne Dämme und Deiche jeder Niederung folgte, sich oft verzweigte und mit geringer Wassertiefe träge dem Weg nach Norden folgte.

Nördlich von Köln teilte er sich vor Neuss in drei Arme. Den westlichen Arm leiteten die Römer in den Graben um ihren Lagerwall herum. Das war der Ursprung des Neusser Hafens. Südlich der Südbrücke Düsseldorf vereinigten sich die drei Arme, passierten Düsseldorf gemeinsam und trennten sich bei Kaiserswerth wieder, so daß die Barbarossaburg mitten im Fluß lag, was für die Zoll-Erhebung sehr nützlich war. Etwa bei Wittlaer ver-

Kaiserswerth mit der Kaiserpfalz (rechts) nach einem Stich von Merian (1593 - 1650)

einigten sich die Arme wieder und flossen in großen Windungen nach Duisburg.

Das änderte sich durch die Hochflut von 1275 auf drastische Weise. Ausgelöst durch außergewöhnliche Niederschläge in den Alpen und plötzliche Schneeschmelze veränderten die Wassermassen das Flußbett erheblich. Von den drei Armen bei Neuss blieb nur der mittlere Arm über, bei Kaiserswerth blieb nur der westliche Arm, und die Kaiserpfalz stand plötzlich am Ostufer. Duisburg wurde schlimm getroffen. Der Fluß verließ die sanften Windungen, suchte einen geraderen Verlauf und floß von da an in ca. 2 km Entfernung westlich an der Stadt und seinem Hafen vorbei.

Auf die wirtschaftlichen Folgen dieser Katastrophe wird später noch eingegangen.

Gab es am Niederrhein bereits im 15. Jahrhundert ein geregeltes Deichwesen, so wurden in unserer Region derartige Anlagen bis auf einige mangelhafte Anfänge vernachlässigt. Im Jahre 1784 traf Friedrich der Große die ersten Maßnahmen, um die verschiedenen Rheinarme zu einer Stromrinne zusammenzufassen. Bis 1850 beschränkten sich aber die Strombaumaßnahmen auf Uferbauten und den Ausbau der Lein- und Treidelpfade. Nach Einführung der Dampfschiffahrt wurde der Schwerpunkt der Strombauarbeiten vom Ufer in das Strombett verlegt. Durch die Rheinstrombauverwaltung erfolgte eine systematische Regulierung in mehreren Abschnitten. Um 1900 hatte der Rhein von Köln bis zur Mündung eine Fahrrinne von mindestens 150 m Breite und mindestens 3 m Tiefe unter gemitteltem Niedrig.

II. Die Schiffahrt

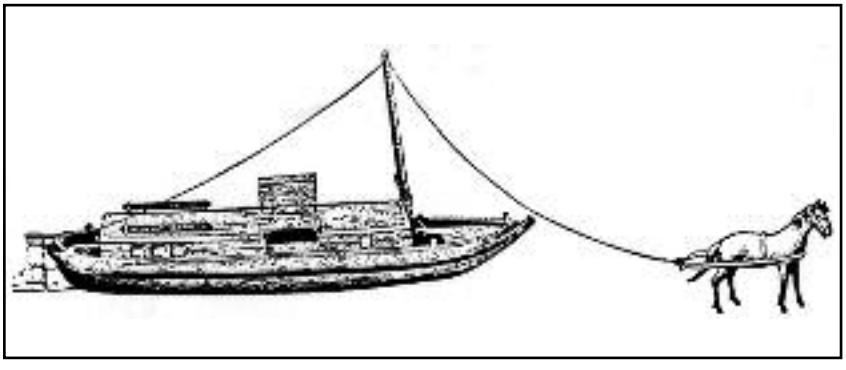
Fließende und stehende Gewässer haben in der Frühzeit die Seßhaftwerdung der Jäger und Sammler gefördert. Das Vertrautwerden der Menschen mit dem Wasser führte zum Kahnbau. Fell-, Rinden- und Binsenboote wurden bereits um 8000 v.Chr. durch Ausgrabungen nachgewiesen. Der Einbaum wurde als erstes Wasserfahrzeug bestätigt und der mittleren Steinzeit zwischen 8000 und 4000 v.Chr. zugeordnet. Seine Herstellung setzte brauchbare Steinwerkzeuge voraus. Wie die Erfindung des Rades auf dem Land, so wirkten sich die Entdeckung von Ruder und Segel auf dem Wasser aus. Der eigentliche Beginn der Schiffahrt auf dem Rhein geschah in der keltisch-germanischen und römischen Zeit. Sein Name ist keltischen Ursprungs. Die Funde und Berichte von germanischen Ruderbooten und römischen Last- und Kriegsschiffen bestätigen einen sehr frühen Schiffsverkehr auf dem Rhein.

Die geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt kann wie folgt zusammengefaßt werden:

Altsteinzeit ca. 8000 v.Chr.
Fellboote eiszeitlicher Nomaden. Deren Existenz kann aus bildlichen Darstellungen auf Funden gefolgert werden.

Mittlere Steinzeit
ca. 8000-4000 v.Chr.
Europa bewaldet sich. Das Material für Einbäume entstand.

Jungsteinzeit 4000-1800 v.Chr.
Die Menschheit wird seßhaft. Ackerbau und Viehzucht beginnen. Siedlungen entstehen. Für Transporte und Tauschhandel werden größere Schiffe benötigt



Niederländischer Treidelkahn, 19. Jahrhundert

Das Weinschiff. Römisches Grabmal aus Neumagen. Landesmuseum Trier.

und gebaut. Etwa um 3000 v.Chr. entstehen Einbäume mit abgeflachtem Boden. Aufgesetzte Plankengänge vergrößern die Boote und gestatten größere Ladung.

Bronzezeit
1800 bis Christi Geburt
Die Landwirtschaft wird zum Haupterwerb und belebt den Handel. Metall und Eisen werden wichtig für den Schiffsbau.

Römische Besatzung am Rhein
50 v. – 375 n. Chr.
In diesem Zeitraum nehmen keltische Schiffer Sprache und Zivilisation der Römer an. Mit den Städte-Neugründungen wächst der Warenhandel. Das erfordert größere Schiffe und verstärkten Schiffsbau. Häfen und Kaianlagen werden vergrößert. Der Transport von Wein aus dem Weinanbau an Rhein und Mosel und der Weinfernhandel aus dem Süden nach England führen per Schiff über den Rhein. In dieser Zeit werden neben den keltischen Schiffen auch Schiffe mittelmeerischer Tradition gefertigt. Das Neumagener Weinschiff vor dem Schiffahrtsmuseum in Emmerich stellt eine Bireme dar, die auf phönizischer Schiffsbaukunst fußt. Diese Schiffe z.B. wurden von zwei Reihen Ruderknechten mit 22 Rudern an jeder Seite bewegt.

Völkerwanderung ab 375 n. Chr.
Die ersten Erschütterungen der römischen Städte am Rhein erfolgten durch die Frankenstürme etwa

um 276 n.Chr. Die um 375 n.Chr. beginnende Völkerwanderung bricht die Herrschaft der Römer am Rhein. Die Blütezeit der Städte geht zu Ende und damit auch die frühe Großschiffahrt. Die einheimische Kleinschiffahrt der Kelten kommt wieder zur Geltung. Sie bauen wie früher die keltischen Schiffe nach, treten in die Dienste germanischer Fürsten und besorgen für sie den Handel zu Wasser.

Als die Friesen im 8. Jh. nach Chr. rheinaufwärts bis zum Oberrhein vordringen, beeinflussen sie den Schiffsbau. Ihre Schiffernachen mit dem flachen Boden können bei Niedrigwasser trockenfallen und bei steigender Flut wieder flott werden. Eine Handelsmetropole der Friesen war der frühmittelalterliche Niederrheinhafen Dorestad (Prov. Utrecht).

Zwischen 750 – 880 n.Chr. verschifften friesische Kaufleute ihre Waren rheinauf und rheinab bis nach England. Ausgrabungen in England förderten zu 90% rheinische Importkeramik zutage. Unter den karolingischen Drehscheibenprodukten dominierte die im einstigen Töpferzentrum Badorf im kölnischen Vorgebirge produzierte Ware.

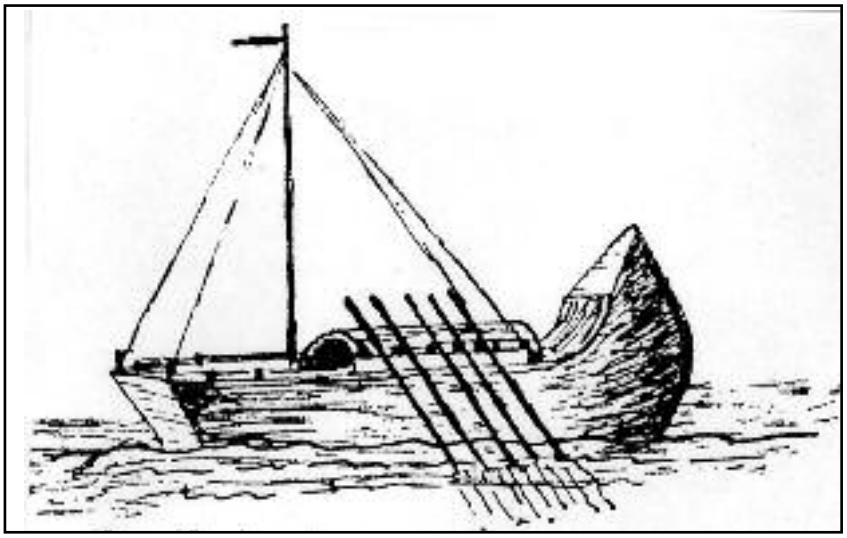
Als die Friesen ihre Handelsfahrten bis nach Skandinavien ausdehnen, dringen die Wikinger in die deutschen Flüsse ein und setzen eine umgekehrte Bewegung der schiffahrtstreibenden Einflüsse in Gang. Sie kamen teils als Seeräuber und brandschatzten die Städte, teils kamen sie als Händler mit guten Absichten.

Mittelalterliche Schiffahrtsentwicklung

Der im Mittelalter zunehmende Handel erforderte größere Transportleistung, und der Schiffsbau am Rhein und seinen Nebenflüssen reagierte mit neuen Schiffstypen.

Aus dem Süden kamen die sog. Oberländer, Schiffe aus vorgefertigtem Bauholz zusammengefügt. Sie wurden nach einer einzigen Talfahrt entladen, zerlegt und verkauft.

Aus dem Norden kamen die niederrheinischen und niederländischen Plattbodenschiffe, die gerudert, gesegelt und getreidelt wurden.

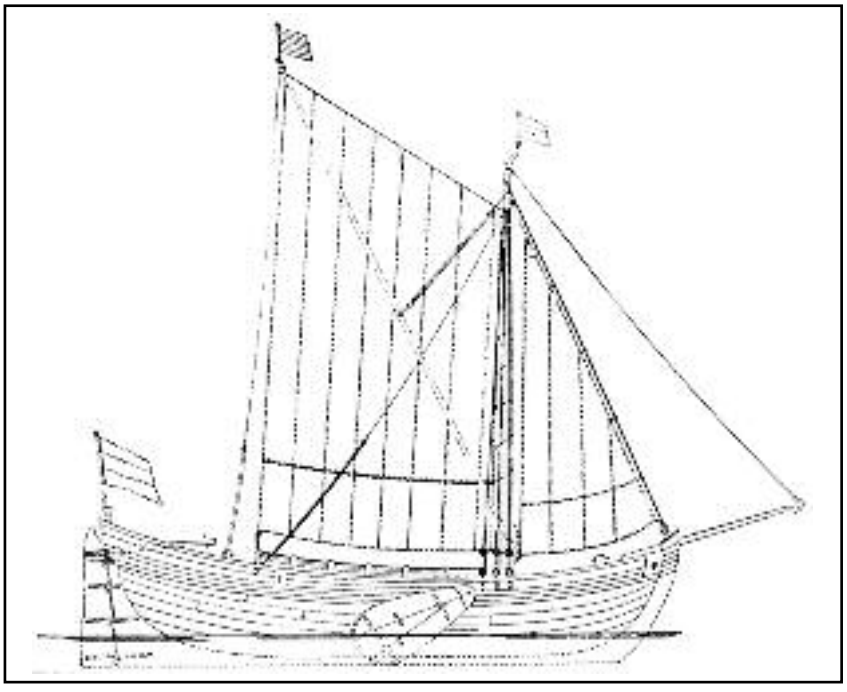


„Oberländer Rheinschiff“ um 1500
Stumpfes Kopfende zum Anlegen, Antrieb und Steuerung durch Stangenruder.
(Modell, Rheinmuseum Koblenz)

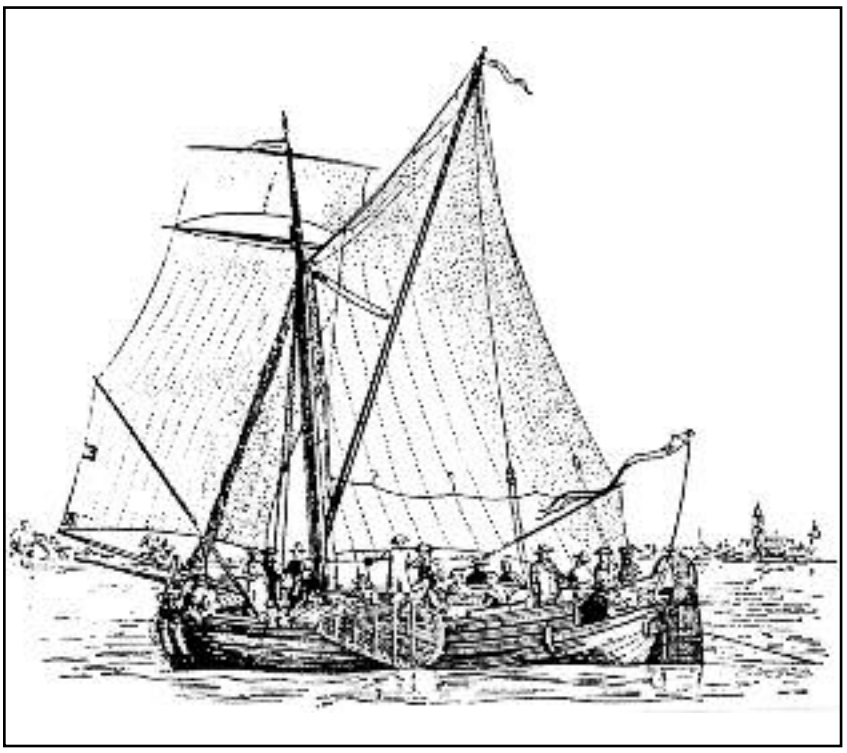
Zu Beginn des 16. Jh. dominierte auf dem Mittelrhein der sog. Bönder. Es war ein Plattbodenschiff holländischen Einflusses. Am Niederrhein herrschte die Aak vor. Schiffe dieses Typs wurden in der Lippe bei Dorsten auf Helling gebaut, daher der Name Dorstener Aak. Diese Schiffe hatten zunächst kein Deck, sondern offene Rümpfe und wurden zum Transport von Massengütern, besonders für Kohletransporte benutzt. Etwa ab 1500 wurde der Mast nicht nur zum Treideln gebraucht. Aus Holland kam das Sprietsegel auf. Auf einer Darstellung von 1531 erkennt man Takelwerk, Blöcke und Flaschenzüge zum Bewegen der Segel, Ruder und Seitenschwerter. Schiffe dieser Art hatten eine Länge bis zu 16 m, eine Breite bis zu 4 m und eine Tragfähigkeit bis zu 80 t. Die Segelfläche war bis zu 25 m^2 groß.

Einfluß der Schiffahrt auf den niederbergischen Raum

Der Einfluß der Städte Düsseldorf und Duisburg auf die Entwicklung des niederbergischen Raumes war bis etwa 1650 unterschiedlich



Flußfrachtschiff aus dem 17. Jahrhundert (Rekonstruktion)



Niederländisches Börtschiff. Um 1800

und gering. Düsseldorf hatte nach Ende des 30-jährigen Krieges unter Auseinandersetzungen der herrschenden Häupter und Einquartierungen fremder Truppen zu leiden und war bei einer Einwohnerzahl von annähernd 4000 Bürgern nicht gerade mit Glücksgütern gesegnet.

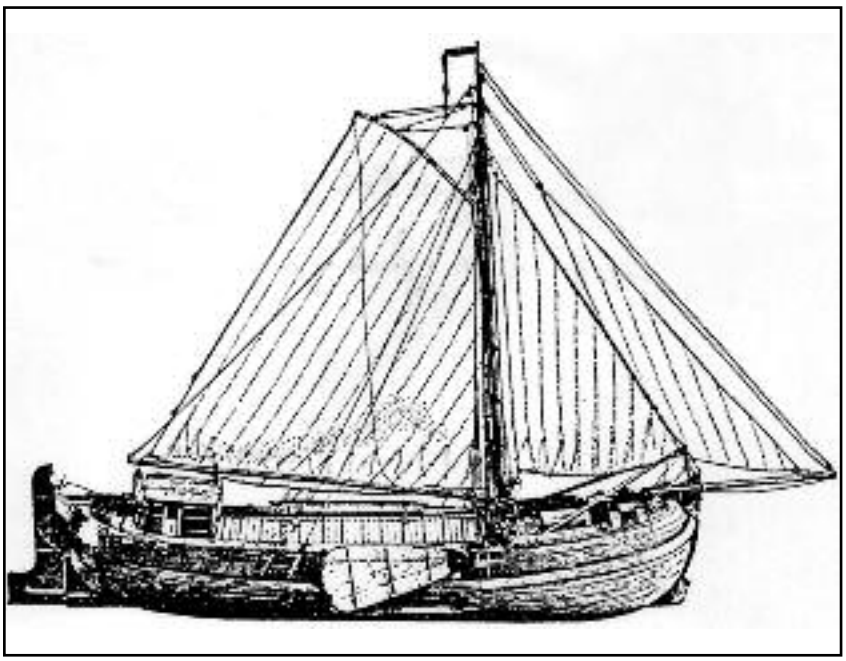
Duisburg hatte durch die Verlagerung des Hafens nach Ruhrort und als Durchgangs- bzw. Endpunkt diverser Handelswege (Bernsteinstraße und Hellweg) eine weitaus größere Bedeutung. Zwar war der Handel mit Flandern, Brabant, England, sowie Gotland, Reval und Nowgorod durch die ständig steigenden Zölle und sich mehrende Zollstellen stark reduziert worden, doch stieg die Nachfrage nach Holz, Kohle und Kalk. Auch war der Schiffbau von Emscher und Lippe mehr und mehr nach Ruhrort verlagert worden, und beide Faktoren nahmen wachsenden Einfluß auf den niederbergischen Raum.

Bis etwa zur Mitte des 17. Jh. verblieb der Handel auf und am Fluß. Die landwirtschaftliche Erzeugung diente fast ausschließlich dem heimischen Bedarf. Auch das Handwerk erzeugte nur für den näheren Verbraucherkreis. 1603 hatten die Holländer die Ostindische Compagnie gegründet und die im ostindischen Raum vorherrschenden Engländer aus vielen Positionen vertrieben. Daraus ergab sich ein wachsender Bau von Großseglern auf holländischen Werften und damit zunehmender Bedarf an Hilfsmitteln aus dem Hinterland. Aus den anfänglichen Familienwerften entstand in kurzer Zeit eine Schiffbau-Industrie der zur Seemacht aufstrebenden Niederländer. Da beiderseits des Niederrheins fast ausschließlich Landwirtschaft betrieben wurde, kam die Stunde der bergischen Nagelschmiede. Außer Sensen und Schaufeln waren plötzlich Schiffsnägel, Ketten, Beschlagteile und Halbzeuge gefragt. Die Verhüttung der heimischen Raseneerze mittels Holzkohle machte einen großen Schritt nach vorne, nachdem es den Engländern um 1640 gelungen war, Koks aus Steinkohle herzustellen. Das ergab hochwertigeren Stahl und Verbesserung der Fertigung. Das betraf die Kleinbetriebe ruhraufwärts wie auch die Betriebe von Velbert / Heiligenhaus bis Solingen. Auch Betriebe entlang der Sieg vergrößerten sich. Der Bedarf an Kalk und Kohle nahm in Holland zu, ebenso an Holz, der bequemer aus den Wäldern östlich des Rheins zu decken war als über See aus Skandinavien. Die Materialtransporte vom Hinterland an die Häfen verlangten nach besseren Wegen und Straßen, die zumeist nach Regenfällen für Fuhrwerke unpassierbar waren. Die Wege wurden zuvor während der Kriegsjahre bis 1648 bewußt vernachlässigt, um umherziehendes Kriegsvolk nicht anzuziehen.

Die Landwirtschaft reagierte auf den wachsenden Bedarf mit vermehrten Rodungen, vermehrtem Anbau von Getreide und Hanf, den die Seilereien forderten. Auch der Flachsanbau wuchs wegen des Bedarfs an Segeltuch. Die Pferdezucht stieg wegen des großen Bedarfs an Treidelpferden. Zwischen Düsseldorf und Duisburg wurden im Jahr bis zu 12.000 Treidelpferde über den Fluß und zurück übergesetzt.

Das Jahr 1674 war durch die Aufnahme der Bört-Schiffahrt (Rangschiffahrt) zwischen den Niederlanden und Duisburg der Beginn einer Blütezeit. Die Börtschiffe richteten einen regelmäßigen Fracht- und Personenverkehr zwischen Nijmwegen, Arnheim und Ruhrort ein. Sie verkehrten zunächst 14-täglich nach Plan, später wöchentlich einmal in beide Richtungen und beförderten zunehmend reisende Kaufleute, die nun nicht nur mit den Händlern im Hafen, sondern auch mit den Erzeugern des Hinterlandes Kontrakte abschlossen. Ruhrort wurde, wie bereits im frühen Mittelalter, Stapelplatz. Das hatte zur Folge, daß Erzeuger aus unserem Raum ihre Güter und Waren direkt an die Stapel-Kaufleute liefern und verkaufen konnten. Die Umschlagplätze für die Fracht- und Börtschiffe waren anfänglich unzureichend, die Wege von Rhein und Ruhr zum Hafen ungepflastert und schlecht zu befahren.

Die Ruhrschlenke bei Kasslerfeld wurde zum festen Umschlagplatz, und die Regierung beschloß, den Ausbau der Wege zu fördern. Neben der Börtschiffahrt wuchs die Zahl der stromaufwärts fahrenden Frachtschiffe. Der Erfolg der Ostindischen Compagnie hatte zur Folge, daß sich in den Häfen Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam die importierten Güter stapelten und auf Absatz warteten. Zucker und Gewürze, Seiden, Porzellane, Edelhölzer und andere



Friesische Tjalk, 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Exoten wurden angelandet, stromab wurden Wein, Bier, Getreide, Tuche, Holz und Eisen- und Stahlwaren verschifft. Bald benutzten auch linksrheinische Kaufleute die Börtschiffahrt und errichteten in Essenberg gegenüber Ruhrort, dem früheren Castra Asciburgium ein Packhaus. Der Duisburg-Ruhrorter Hafen wurde zum Sammelplatz für alle Erzeugnisse des Hinterlandes, der Mark, des Bergischen und des Siegerlandes, des linken Niederrheins und auch des Ratinger Raumes. Im Jahr 1828 lief die Börtschiffahrt bereits nach Plan von Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Nijmwegen nach Duisburg. Hauptsächlichste Schiffstypen waren Tjalk, Poon, Pavillon-Poon, Pleit und Aak. Ohne diese flachbödigen Frachtsegler hätte sich die Handels- und Personen-Schiffahrt auf den Flüssen und Küstengewässern nicht so erfolgreich entwickeln können. Dazu muß erwähnt werden, daß diese kiellosen Flachbodenschiffe nicht nur die nahen Gewässer befuhren. Sie segelten bis in das Mittelmeer und sogar nach Nord- und Südamerika.

Als im Jahr 1816 das erste Dampfschiff flußaufwärts fuhr, leitete dieses Ereignis die Revolution der Schiffahrt ein. Von diesem Zeitpunkt an konnte ein Frachtschiff mit eigener Kraft die Strömung überwinden und war nicht mehr auf Ruderknechte, Segel oder Treidelpferde angewiesen.

Zwar dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, bis technisch ausgereifte Dampfmaschinen in eisernen Schiffen das Ende der alten Schiffstypen einleitete.

Das Zeitalter der Schleppschifffahrt war angebrochen, im Jahr 1842 durch Stinnes und Haniel begründet. Damals fuhr der erste auf einer Ruhrorter Werft gebaute Radschlepper, die „RUHR“, mit vier Holzkähnen und insgesamt 600 t Ladung in 40 Stunden von Ruhrort nach Köln. Damit begann die stürmische Entwicklung an Rhein und Ruhr, und der Duisburg-Ruhrorter Hafen entwickelte sich zum größten Binnenhafen der Welt.

Horst Tournay

Literaturnachweis:

S.W. Petrejus, Scheepsmodellen

Horst Menzel, Die Tjalk

Werner Böcking, Schiffe auf dem Rhein
in drei Jahrtausenden

Werner Jäger, Das Modell einer Poon

Karl Heintges, Duisburg –
Landschaft – Mensch – Wirtschaft

Friedr. Lau,
Geschichte der Stadt Düsseldorf

D. Most,
Die Geschichte der Stadt Düsseldorf

Th. Volmert,
Lintorf von den Anfängen bis 1815

M. Dr. T. Heutama,
Ronde un Plattbodemjachten

Erinnerungen - und die ersten automatischen Waschmaschinen

Als ich nach dem Ende des Krieges 1945 aus der Gefangenenschaft nach Hause kam, war meine Vaterstadt Düsseldorf vom Bombenhagel weitgehend zerstört. Die meisten Bewohner, vorwiegend Frauen und Kinder, waren mit Aufräumungsarbeiten und Instandsetzungen beschäftigt. Viele Männer waren gefallen oder befanden sich noch in Gefangenschaft. Ich war ein Glückspilz: Durch Fürsprache bekam ich eine Stelle als Reparaturschlosser in der Großwäscherei „Langguth“, die zwar durch Kriegseinwirkungen auch stark in Mitleidenschaft gezogen war, aber trotzdem von der englischen Besatzungsmacht für ihre Zwecke beschlagnahmt worden war.

Mit Lkws wurden Uniformen, Decken, Unterwäsche usw. angefahren und nach der Reinigung wieder abgeholt.

Was ich hier an Waschmaschinen, Zentrifugen, Mangeln und Bügelpressen kennenlernte, übertraf alle meine Vorstellungen von einer Großwäscherei. Da gab es z. B. zwei bis vier Meter große Waschmaschinen mit bis zu zwanzig Kammern und große Mangeln, bei denen an jeder Seite vier Frauen nebeneinander standen und die Wäsche eingaben, die dann durch sechs Mulden lief und spiegelglatt die Maschinen verließ.

Das alles war auf zwei Etagen verteilt und wurde von einer großen Dampfmaschine über zahlreiche Transmissionen angetrieben. Es war eine faszinierende Angelegenheit. In dieser Form habe ich sehr viel über Wäscherei gelernt, insbesondere auch von Herrn Langguth persönlich. Ein Außenstehender macht sich keinen Begriff vom Betrieb einer Großwäscherei.

Später konnten auch Privatleute in zahlreichen Annahmestellen Wäsche abgeben und fertiggewaschen wieder abholen, doch das war nicht billig. Die meisten Frauen hatten als Hausfrauen im Keller mit einem Wäschestampfer, oder etwas Begütertere mit einer Bottichwaschmaschine mit Wassermotor ihre Wäsche zu machen. In den meisten Fällen aber gab es Waschmaschinen mit Handbetrieb. Dann hieß es wohl: „Junge, du mußt so lange die Maschine bewegen, bis der Wecker, den ich hier aufgestellt habe, klingelt.“ Wir hatten zu Hause schon eine Maschine mit Wassermotor. Ich hatte am Tage zuvor die Manschetten mit Öl weich zu machen, damit sie auch am nächsten Tag funktionierte. Der Waschtag, oder besser die Waschtage, waren für die Familie schwere Arbeitstage.

Ein ehemaliger Nachbar, der in Hamburg einen Heißmangelbetrieb hatte, wollte diese Einrichtung um eine Wäscherei erweitern, um den Transport von Wäsche zur Großwäscherei zu sparen. Nun gab es in Düsseldorf 1949 eine Ausstellung über Industriewäschereibedarf und dazu zahlreiche Maschinenangebote. Mein Nachbar bat mich, für ihn dort eine kleinere Maschine auszusuchen, da ich ja von Wäscherei eine Menge verstünde. Auf dieser Ausstellung entdeckten wir ein merkwürdiges Gebilde:

1,50 m hoch, 0,80 m breit und fast ebenso tief, auf der Frontseite eine große Glasscheibe von einem Aluring eingefaßt, rechts oben zwei Handventile für Kalt- und Heißwassereinlauf, unterhalb des Fensters ein Knopf zum Ziehen: Wasserablauf. Wir rätselten, was das für ein Gerät sein könnte, und fragten. „Eine Waschmaschine“, war die Antwort. Und der Erbauer stellte sich als Peter Pfenningsberg vor. Mein Nachbar war von dem Gerät angetan, und obgleich ich ihn warnte, erwarb er diese „Waschmaschine“.

Wie sich später herausstellte, paßte sie ihm nach kurzer Zeit auch nicht. Pfenningsberg war in dieser Branche ein völlig unbekannter Name. Wir führten ein langes Fachgespräch über Waschen und Waschmaschinen, was Herrn Pfenningsberg sehr beeindruckte, denn vieles war für ihn Neuland. Als wir die gekaufte Maschine in Mettmann abholten, lernten wir auch die Werkstatt kennen, in der diese Maschinen gebaut wurden: Eine etwas größere Garage. Hier wurden allerdings auch nur vier oder fünf dieser Maschinen hergestellt.

Nach einigen Monaten schrieb mir Herr Pfenningsberg (es gab ja noch kein Telefon), daß er in Lörick bei der Firma Reining, Landmaschinenbau, eine größere Werkstatt gemietet habe. Er möchte sich auch nochmals mit mir unterhalten, denn er beabsichtige, eine neue Waschmaschine zu bauen. Nach diesem Gespräch, es fand 1950 statt, wechselte ich meinen Arbeitsplatz und fing bei Pfenningsberg an; hier sah ich ein neues Aufgabengebiet für mich. In dieser Zeit wurden bei der Firma etwa 10 bis 15 Arbeiter beschäftigt. Alle Maschinenteile wurden bei Fremdfirmen hergestellt und in Lörick zum ersten deutschen Vollwaschautomaten mit dem Namen „Universal“ montiert. Die Maschine war für Gewerbebetriebe vorgesehen. Auch von diesem Typ wurden nur wenige Exemplare gebaut. Manche Kunden interessierten sich für die Maschine, insbesondere ob sie auch im Keller aufgestellt werden könnte. Doch die Maschine war sehr schwer, mußte von vier kräftigen Männern transportiert werden und konnte nur auf einem 30 cm hohen Betonsockel verankert werden.

Weil die Nachfrage nach Waschmaschinen für den Hausgebrauch immer stärker wurde, hatte Pfenningsberg schlaflose Nächte mit der drängenden Überlegung, wie solche Maschinen gebaut werden könnten. Sein Plan war, eine Maschine zu bauen, die in jede Wohnung gesetzt werden könnte. So entwickelte er eine Maschine, die viel leichter, übersichtlicher und konstruktiv gut durchdacht war. Viele Betriebsangehörige beteiligten sich mit Ideen und viel Handarbeit am Bau dieser Maschine.

Als diese Maschine auf den Markt kam, war der Erfolg sehr groß. Diese Maschine konnte fast jeder gebrauchen. Sie erhielt den Namen „Constructa“. Der Name stammte von einer gleichnamigen Bauausstellung 1951. Die Entwicklung der Maschine hatte viel Geld verschlungen, und die finanziellen Mittel der Firma Pfenningsberg waren aufgebraucht. Da übernahm Herr Heinrich Reining, der bis dahin Landmaschinen für Pferdezug, später für Traktoren baute, den Betrieb. 1951 wurde die Produktion des Vorgängermodells „Universal“ eingestellt. Ich nutzte die Gelegenheit und erwarb von Herrn Pfenningsberg sechs „Universal-Maschinen“ zu einem günstigen Preis, dazu noch eine von den allerersten großen Namenlosen, die ich umgearbeitet und der ich ein schöneres Aussehen gegeben hatte.

Mit diesen Maschinen eröffnete ich 1951 auf der Kölner Straße 37 in Oberbilk den ersten Waschsalon mit dem ersten deutschen Waschvollautomaten in Düsseldorf. Da die elektrische Vollheizung damals noch erheblich teurer war, installierte ich im Keller einen Dampfkessel für Heißwasser.

Und das alles geschah zu einer Zeit, da ringsumher noch fast alles in Trümmern lag, auch mein Laden endete mit dem ersten Stockwerk. Doch mein Waschsalon war elegant mit schwarzen Kacheln ausgekleidet, und für alle Vorbeigehenden sichtbar standen die weiß emaillierten Maschinen auf schwarzen Sockeln. Die Eröffnung des Waschsalons schlug wie eine Bombe ein: Trauben von Menschen drängten sich vor dem Schaufenster. So etwas hatte es bisher nicht gegeben. Zu dieser Zeit kam gerade das erste Fernsehen auf, und manche Zuschauer meinten: „Das ist ja wie im Fernsehen.“ Fragen über Fragen mußten beantwortet werden; so wurde diese Einrichtung zu einem Vorzeigeprojekt für die neue „Constructa“. Durch diese Waschanlage wurden zahlreiche Geschäftsaufträge abgewickelt. Da mein Betrieb durch Familienangehörige versehen wurde, brauchte ich meine Tätigkeit im Betrieb nicht aufzugeben.

Am Anfang bauten wir 20 Maschinen im Monat, und Herr Pfenningsberg sprach die Hoffnung aus, demnächst 10 Maschinen am Tag zu bauen. Die Interessenten erkannten bald, daß mit solchen Maschinen ohne großen Aufwand mit Leichtigkeit Wäsche gewaschen werden konnte, und deshalb erreichte die Firma mit der zunächst konkurrenzlosen „Constructa“ einen guten Absatz.

Als das Werk 1958 nach Lintorf verlegt wurde, erhielt es dort die modernste Produktionseinrichtung für diese Arbeiten. Sämtliche Maschinenteile, mit Ausnahme der Motoren und der Elektrik, konnten hier gefertigt werden. Arbeitstäglich wurden in zwei Schichten 800 - 1000 Waschvollautomaten hergestellt.

Das hat Herr Pfenningsberg nicht mehr erlebt, denn er schied im Jahr 1952/53 aus der Firma aus und trat in die Firma Lepper, Honnef, ein. Hier konstruierte er die Waschmaschine „Matura“, die auch heute noch von der Firma Quelle vertrieben wird.

Zu Beginn des Unternehmens waren es nur etwa zehn Mitarbeiter. Als die Produktion in Lintorf beendet wurde, gab es 3000 Betriebsangehörige. Für die meisten war das ein schwerwiegender Arbeitsplatzverlust.

Hans Josef Hadeler

Constructa
Die Geschichte einer deutschen Waschmaschinen-Marke

Vor 40 Jahren verlegte Constructa seine Fertigung nach Lintorf

„Constructa! Jeder kennt Constructa, den meistgekauften deutschen Vollautomaten. Und jeder weiß, Constructa ist der Zeit voraus!". „An Mutti denken: Constructa schenken!". „Gut, daß es eine Constructa gibt!". So lauteten einige Werbespots in der über 45-jährigen Geschichte dieser Firma. In der Tat, Constructa war der erste deutsche Waschvollautomat. 1951 kam diese vollautomatische Maschine auf den Markt und ist heute noch weltweit ein Begriff. Denn der erste deutsche Haushalts-Waschautomat mit Bullauge, der - quasi im Trommelumdrehen - zum Synonym für Waschmaschinen wurde, wäscht auch heute noch vorn mit.

Weniger bekannt ist aber, daß die Constructa-Werke - aufgrund ihres ungeheuren Zuspruchs - vor 40 Jahren (1958) ihre Fertigung - die Verwaltung folgte ein Jahr später- von Düsseldorf nach Lintorf zum Breitscheider Weg verlegten und zum größten Unternehmen Lintorfs wurden. Doch trotz großer Investitionen auf dem Lintorfer Gelände, kam für viele das Ende der Constructa-Zeit in Lintorf zu früh und unerwartet. Wenn auch einige kleinere Bereiche bis 1970 in Lintorf verblieben, so zog die Fertigung nach nur 10-jähriger Tätigkeit vor 30 Jahren (1968) nach Berlin um. Diese Lintorfer Zeit ist nicht nur vielen damaligen Werksangehörigen in guter Erinnerung. Darum sollen an dieser Stelle die vergangenen gut viereinhalb Jahrzehnte der Firma Constructa einmal durchs „Bullauge" betrachtet werden. Dabei sind vor allem die ersten Jahre der Constructa-Werke - und hier speziell die Jahre in Lintorf - besonders berücksichtigt worden. Betrachten wir sozusagen im Schnellwaschgang diese Zeit. Es ging immer rund bei Constructa, nicht nur in der Fertigung, Verwaltung und Werbung, sondern auch in Sport und Kultur.

1. Die ersten Jahre der Constructa-Geschichte bis 1958

Constructa: Das ist die Geschichte einer großen deutschen Marke, die das Bild der Waschmaschine geprägt hat.

Das ist aber auch die Geschichte einer Gesellschaft, die sich aus den Trümmerlandschaften der 50er Jahre auf Hochtouren zur Überfluß-Gesellschaft der 80er wandelte und heute - oftmals im Schleudergang - zur Multimedia-Gesellschaft zusammenwächst.

In den 50er Jahren ging es wieder bergauf. Alle krempelten die Ärmel hoch, um das zerstörte Deutschland wieder aufzubauen. Der Marshall-Plan unterstützte den Westen des geteilten Landes. Im Osten allerdings gingen Zwangsbewirtschaftung und Demontage von Fabriken weiter.

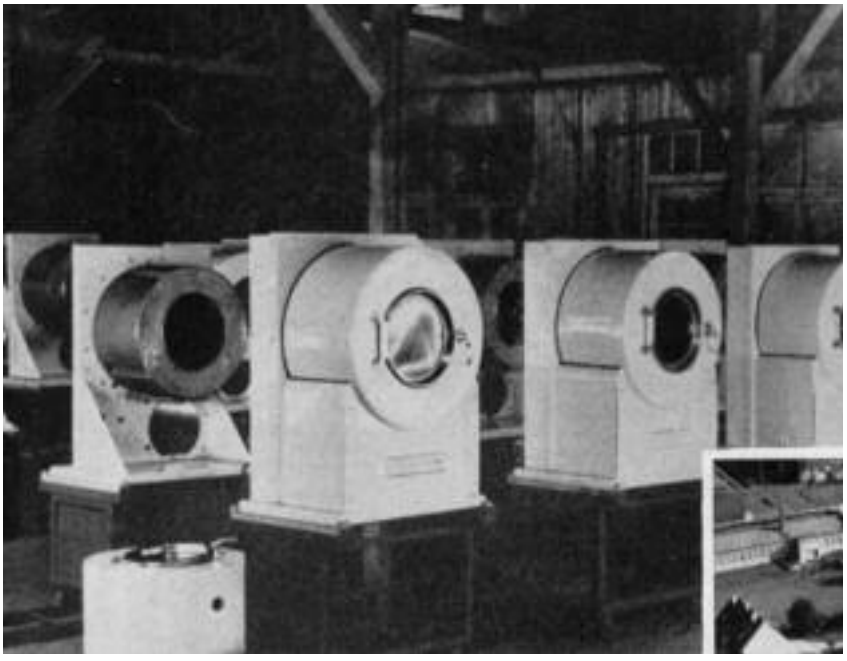
„Wohlstand für alle" versprach Wirtschaftsminister Ludwig Erhard, der Vater des Wirtschaftswunders.[1)] Und Konrad Adenauer, der Gründungs-Kanzler der Bundesrepublik, setzte auf die feste Bindung an den Westen.

„Made in Germany" wurde schnell wieder ein Begriff für Qualität. Ein neues Selbstbewußtsein machte sich breit. Das zeigte man gern - vor allem zu Hause. Mit Schalensesseln, Nierentisch und Tulpenlampen. Und die Frauen, die tüchtig am wachsenden Wohlstand mitarbeiteten, ließen sich nur allzu gern von elektrischen Haushaltgeräten helfen. Waschmaschinen und Küchen-Mixgeräte waren die Schlager des Weihnachtsgeschäftes.[2)]

---

1) CONSTRUCTA-NEFF VERTRIEBS-GMBH (Hrsg.): 45 Jahre Constructa, Die Geschichte einer deutschen Marke, München 1996, S.6

2) Ebd., S.10



Die erste „Werkshalle"; eine Baracke in Düsseldorf-Oberkassel

Hannover 1951: Zum erstenmal nach dem Kriege wehten Fahnen vieler Nationen über dem damals noch recht kleinen Messegelände in Hannover-Laatzen. Eine Bau-Ausstellung sollte Gelegenheit geben, den Fachleuten zu zeigen, mit welchen Hilfsgeräten, Materialien und Einrichtungsgegenständen das große Wiederaufbauwerk eines zerstörten Landes bewältigt werden kann.[3)]

Auf dieser Ausstellung stand in einer Zelthalle auch eine vollautomatische Waschmaschine ohne Namen. Diese erste deutsche Konstruktion stellte die Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH damals der Öffentlichkeit vor. Die Bau-Ausstellung trug den Namen „CONSTRUCTA", und diesen Namen erhielt fortan auch die vollautomatische Waschmaschine.[4)]

Doch dieser erste deutsche Waschvollautomat war ein zentnerschweres Monstrum, das mit einem 6 kW-Drehstrom-Motor arbeitete und 225 Liter pro Waschprogramm verbrauchte.[5)] Dieses Wunder mit dem Bullauge und dem weißen Blech war allerdings nicht standfest. Es mußte mit vier Steinschrauben auf einem Betonsockel festgeschraubt werden, sonst wackelte es beim Schleudern davon. Der Preis: 2.280,- Mark das Stück - fast so viel wie ein Messerschmitt Kabinenroller; denn diesen Zwitter zwischen Auto und Motorroller bekam man schon für 2.375,- Mark.[6)]

Die Geschichte der Haushaltwaschmaschine mit dem Bullauge begann 1950 in einem „Bastelkeller", einem fensterlosen Raum von etwa 20 Quadratmeter Größe, in Düsseldorf-Oberkassel. Hier bot der Düsseldorfer Unternehmer Heinrich Reining seinem Konstrukteur aus Mettmann, Peter Pfenningsberg, Gelegenheit, seine Idee - den Bau eines Haushalt-Waschvollautomaten - zu verwirklichen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika gab es solche Waschautomaten schon lange, aber für deutsche Verhältnisse reichten diese Geräte nicht aus. Bei diesen Automaten war es erforderlich, die „Waschflotte" in der Maschine selbst aufzuheizen und die Waschtrommel reversieren zu lassen. Haushalt-Trommelwaschautomaten mit direkter Aufheizung waren aber auf dem damaligen deutschen Markt noch unbekannt. Die Forderung lautete deshalb: Konstruktion einer Haushalt-Trommelwaschmaschine mit direkter Aufheizung sowie eines wesentlich einfacheren Trommelantriebes zum Waschen und Schleudern. Obwohl Freunde von dieser geradezu „verrückten Idee" immer wieder abrieten, auch nur einen Pfennig in die scheinbar aussichtslose Sache zu stecken, ließ sich Heinrich Reining nicht beirren und gründete mit einem Stammkapital von 20.000,- DM am 11. Januar 1951 die „Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH", Düsseldorf-Oberkassel, zur Herstellung und zum Vertrieb dieses Waschautomaten. Auf handwerklicher Basis wurde dieser erste Wasch-Vollautomat auf der Bau-Ausstellung „CONSTRUCTA" in Hannover im Juli 1951 zum ersten Mal der breiten Öffentlichkeit vorgestellt.[7)]

Niemand konnte ahnen, welchen Siegeszug dieses Gerät innerhalb weniger Jahre antreten und daß es so viele deutsche Haushalte erobern würde.

An diese Ausstellung erinnert sich einer der damaligen Mitarbeiter: „Die Fachwelt beachtete das Gerät kaum. Bei den Herstellerwerken, die seit eh und je Waschmaschinen herstellten, begegnete man dem Neuling aus Düsseldorf-Oberkassel mit leichter Ironie und Achselzucken. Man glaubte, es mit einer kleinen Gruppe Phantasten zu tun zu haben."[8)]

Dies war umso verständlicher, da der deutsche Wasch-Alltag damals völlig anders aussah als heute.

Ende des vergangenen Jahrhunderts fanden Waschmaschinen im Haushalt eine immer stärkere Verbreitung, und aus dem Waschzuber wurde die Holzbottich-Waschmaschine, die durch ein Gestänge oder einen Wassermotor angetrieben wurde. Bevor 1951 die Constructa auf den Markt kam, wurden solche Waschmaschinen gebaut, die nicht heizten, sondern die Wäsche nur bewegten.

Das Miele Modell Nr. 55 (Elektrische-Holzbottich-Waschmaschine mit Kraftwringer) war in den 50er Jahren die meistverkaufte Waschmaschine. Sie bestand aus einem Bottich aus Eichenholz, Boden aus Pitchpine-Holz, verzinktem Blech, Motor aus Gußmetall, Wringer aus Aluminium, montiert auf Kiefernholz-Fundamentrahmen. Bis in die 60er Jahre baute Miele diese Holzbottich-Maschinen, die unverwüstlich erschienen. Es gab sie auch in einer Ausführung aus verchromtem Kupferblech, als Miele Nr. 155. Beide Maschinen waren allerdings nicht beheizbar. Die Hausfrau nahm die Wäsche, die bereits gekocht war, aus der heißen Lauge heraus, füllte sie in die Waschmaschine ein und goß eimerweise heiße Lauge dazu. Dann übernahm die Waschmaschine das Rubbeln und Reiben. Die Lauge konnte mehrmals wiederverwendet werden, weil sie etwas Kostbares war - zuerst für die weiße Wäsche, dann für die bunte Wäsche. Nach Gebrauch in der Waschküche wurde sie ausgekippt und lief in den Ausguß. In der Küche oder im Badezimmer einer Etagenwohnung, wie heute üblich, war diese Maschine daher nicht zu gebrauchen.[9)]

In den 50er Jahren gab es aber auch noch sehr viele Handanteile beim Waschen, und es war durchaus üblich, daß man die Hemdkragen mit einer Bürste und Kernseife bearbeitete. Auch bestand die Gefahr, daß man sich verbrühte, da die Lauge im Kessel kochend heiß war und die Wäsche nach dem Aufheizen in die Waschmaschine umgetopft werden mußte, um dort dann bewegt zu werden. Anschließend wurde die Wäsche

---

3) HANNS FUNCK, Hannover Messe 1964, in: Constructa-Familie, Werkszeitschrift der CONSTRUCTA-WERKE GMBH, Lintorf, 3. Jg., 2/1964, S.24/25

4) Ebd.

5) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 10

6) SIBYLLE HOFFMANN, Vor 45 Jahren Auslieferung der ersten vollautomatischen Waschmaschine, WDR-Sendung „Zeitzeichen" vom 31.12.1996

7) LEOPOLD BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH. Ihre Entstehung und Entwicklung, in: Constructa-Familie, Werkszeitschrift der CONSTRUCTA-WERKE GMBH, Lintorf, Breitscheider Weg 117, 2. Jg., 4/1963, S.57

8) Ebd.

9) Die Constructa-Werke GmbH, Lintorf 1965, S. 7

in kaltem Wasser von Hand gespült.

Natürlich waren alle genervt, wenn Waschtag war. Das Waschen erstreckte sich mehr oder weniger über zwei Tage. In der Waschküche dampfte es stark, und die Hausfrau war besonders stolz, wenn sie die Wäsche schon recht früh morgens draußen hängen hatte. Weil man den ganzen Tag damit beschäftigt war, gab es irgendwelche Suppen oder Eintöpfe.

Ein Werbeslogan aus dieser Zeit verdeutlicht den Unterschied zwischen der damals herkömmlichen Methode und einem Constructa-Waschautomaten:

„Hier sieht man schon den Kessel dampfen,
nun muß Frau Müller stoßen, stampfen
und kräftig mit dem Knüppel rühren,
dazwischen auch das Feuer schüren.
Constructa weicht die Wäsche ein,
Constructa heizt und wäscht allein,
spült heiß, spült warm, spült zweimal kalt,
dann schleudert sie, dann macht sie halt.
In einer guten Stunde wird,
das alles gründlich durchgeführt."[10]

Trotz aller Werbung, behalfen sich Anfang der 60er Jahre die meisten Frauen immer noch mit den alten Kochkesseln, Wasch- und Wringmaschinen. Das war nicht zuletzt auch eine Frage des Geldes. So lange die Leute noch einen Kessel hatten und aus Gründen der Sparsamkeit an die Wiederverwendung der Lauge und an diese Art von Sparsamkeit gewöhnt waren, verwendeten sie die alten Waschmaschinen einfach weiter.

Heinrich Reining
(1885 - 1961)

Die „Constructa-Waschvollautomaten", wie diese Waschmaschinen genannt wurden, arbeiteten nach dem Zwei-Laugen-Verfahren, faßten 5 kg Trockenwäsche und verfügten bereits über alle Merkmale eines echten Waschvollautomaten, d.h. die zentnerschweren Monster heizten, wuschen und schleuderten alleine, ohne daß die Hausfrau eingreifen mußte.[11]

Eine Neuheit, die heute mit ungeheurem werblichen Aufwand publiziert würde, kam damals somit ohne jede „Geburtshilfe" auf den Markt. Es gab keine Werbeabteilung, die eine Werbekampagne hätte starten, und keinen Werks-Kundendienst, der mögliche Interessenten hätte beraten können. Selbst der Preis von mehr als 2000,- DM für das Gerät schreckte ab, die meisten Familien konnten sich eine solch teure Anschaffung nicht leisten.[12]

Die Bemühungen der Verkaufsabteilung, den Handel für die Constructa-Waschvollautomaten zu interessieren, zogen sich daher über längere Zeit hin. -

Es war für die junge Firma eine schwierige Zeit, und es gehörte - neben finanziellen Mitteln - eine Menge Idealismus dazu, den Mut nicht sinken zu lassen. Man wurde sich bald klar darüber, daß nur mit größeren Stückzahlen wirtschaftlich produziert werden konnte. Man erhöhte deshalb das Stammkapital, richtete eine eigene Forschungsstelle sowie eine Werbeabteilung ein und baute eine größere Werkshalle in Oberkassel.[13]

Diese Entwicklung ist Heinrich Reining zu verdanken. Wer war dieser Heinrich Reining, der trotz aller Schwierigkeiten sich nicht beirren ließ, diesen Waschvollautomaten bauen zu lassen?

Als Sohn eines Maschinenmeisters wurde Heinrich Reining am 24. Mai 1885 in Mülheim geboren. Nach dem Besuch der Realschule begann er seine Lehrzeit bei Thyssen in Mülheim. Dann studierte er auf der Hüttenschule in Duisburg und war Hörer an der Technischen Hochschule in Aachen.[14]

Reining arbeitete als Konstrukteur bei der Firma Tigler in Duisburg-Meiderich und später beim Stahlwerk Hoesch in Dortmund. Schließlich wurde er Betriebsleiter in der Krefelder Stahlwerk AG und 1914 Stahlwerksleiter bei der Firma Rudolf Schmidt & Co. in Wien.

Ein Jahr nach Ende des Ersten Weltkrieges, am 2. Juni 1919, gründete er in Düsseldorf die Heinrich Reining OHG zum Vertrieb von Eisen und Stahl sowie hieraus gefertigter Waren. Im Jahre 1923 wurde Reinings Unternehmen in eine GmbH umgewandelt.

Im Jahre 1936 beteiligte sich Reining am Edelstahlwerk Reckhammer in Remscheid-Lüttringhausen. Nachdem er die Mehrheit der Anteile erworben hatte, übernahm er die Geschäftsführung des Werkes.

Der Ausgang des Zweiten Weltkrieges erforderte einen neuen Anfang. Die Geschäftsräume in Düsseldorf waren während des Krieges zerstört und die Firma deshalb nach Enger bei Bielefeld verlegt worden. Nach dem Kriege bildete der Stamm dieses Betriebes den Grundstock zur Neugründung der „Heinrich Reining KG" in Herford. Aber auch sein Geschäft in Düs-

Ernst August Böcker, Geschäftsführer der Constructa-Werke GmbH seit 1954

---

10) SIBYLLE HOFFMANN, Vor 45 Jahren Auslieferung der ersten vollautomatischen Waschmaschine, „Zeitzeichen" vom 31.12.1996

11) Ebd.

12) LEOPOLD BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH. Ihre Entstehung und Entwicklung, in: Constructa-Familie, Werkszeitschrift der CONSTRUCTA-WERKE GMBH, Lintorf, Breitscheider Weg 117, 2. Jg., 4/1963, S.57

13) LEOPOLD BECHER, Die Entwicklung eines Markenartikels im Spiegel der Werbung, in: Constructa-Familie, 2. Jg., 2/1963, S.19

14) Die Constructa-Werke GmbH, a.a.O., Lintorf 1965, S.13

seldorf baute Reining wieder auf und übernahm zusätzlich in Düsseldorf-Oberkassel die Fertigung von Landmaschinen, die er jedoch zugunsten der Constructa-Entwicklung später wieder aufgab.

Weitere Unternehmen Reinings waren die „Heinrich Reining Zahnradfabrik GmbH" in Velbert und die „Raxa-Export-Union GmbH" in Düsseldorf.[15)]

Die erste Jahresproduktion des Constructa-Waschvollautomaten nahm sich eher bescheiden aus. Bis zum Jahresabschluß 1951 hatte der Maschinenbauer Peter Pfenningsberg 155 vollautomatische Waschmaschinen hergestellt.[16)]

Sie gingen an Gewerbetreibende, Krankenhäuser, Hotels und ein paar Haushalte, „die sich's leisten" konnten. Otto Normalverbraucher konnte sich so viel Luxus noch nicht gönnen. Unerschwinglich war die Neuheit für eine Familie in den Wirtschaftswunderjahren, die durchschnittlich mit 800,- DM im Monat auskommen mußte.

Die Firmenleitung stand 1951 vor der Aufgabe, für ein vollkommen neues Produkt einen Markt zu erschließen. Sie mußte vorausschauend die Entwicklung der Marktchancen, der Kaufkraft der Bevölkerung sowie den zukünftigen Bedarf an arbeitssparenden Maschinen einschätzen und zugleich durch den Ausbau der fabrikationstechnischen Anlagen die Befriedigung der erstrebten Nachfrage vorbereiten. Die Zeitverhältnisse mit steigendem Lebensstandard und zunehmendem Mangel an Dienstleistungspersonal beschleunigten die Entwicklung des Marktes. Die damalige Entwicklung der Constructa-Werke war der sichtbare Beweis für die grundsätzliche Wandlung im Konsumgütergeschäft, besonders was die langlebigen Konsumgüter anging: Aus einem Luxuserzeugnis für wenige wurde ein Massenartikel für alle.[17)]

Nach den anfänglichen Schwierigkeiten begann der Siegeszug der Constructa im Jahre 1954, als Ernst Böcker die Geschäftsleitung übernahm.

Über die Produktionsentwicklung im Gebrauchsgütergeschäft äußerte sich Ernst Böcker bei einer Gelegenheit vor Freunden des Hauses Constructa: „Die Aufgabe der Konsumgüter-Industrie muß es sein, den Luxusartikel von heute zum Massenkonsumgut von morgen zu machen. Vor rund 90 Jahren ließ sich Kaiser Wilhelm noch jeden Sonnabend die Badewanne des Hotels „Russischer Hof" leihweise ins Schloß „Unter den Linden" bringen; heute gehört ein Badezimmer als Selbstverständlichkeit dazu, sogar im Sozialen Wohnungsbau."[18)]

Der eigentliche auch sichtbare Durchbruch bahnte sich etwa in den Jahren 1955 bis 1957 an. Man stelle sich vor, daß in sieben Jahren, also bis einschließlich 1957, knapp soviel Geräte produziert wurden wie 1958, dem Jahr des Umzugs nach Lintorf!

Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: Fertigte man im Jahre 1952 erst rund 600 Geräte, waren es 1954 bereits 3500 Automaten. Die weiter steigende Produktion machte es erforderlich, 1955 eine Fließbandanlage mit einer Kapazität von 140 Geräten pro Tag einzuführen. 1955, vier Jahre nach Produktionsbeginn der Firma von Peter Pfenningsberg, wurden bereits 11.000 Exemplare dieser High-Tech-Haushaltshilfe verkauft. Von Jahr zu Jahr wurden es immer mehr.[19)]

Damit hielt Constructa Einzug in deutsche Haushalte. Das Constructa-Bullauge wurde zum typischen Design-Merkmal. Doch die Konkurrenz schlief nicht. Die übrigen Waschgerätehersteller waren in diesen Jahren selbstverständlich nicht müßig gewesen. Sie erweiterten ihr Fertigungsprogramm auf Waschautomaten, und als erste deutsche Konkurrenten traten etwa ab 1955 Lepper (Matura), Miele und Rondo auf, in den Jahren 1957 bis 1960 folgten Bauknecht, AEG, Cordes und andere.[20)]

Ende der 50er Jahre gab es bereits 31 Waschmaschinen-Anbieter auf dem deutschen Markt. Constructa war die Nummer 1. Sie konnte sich 1957 einen großen Marktanteil sichern und war am Marktanteil in der Bundesrepublik mit 80% beteiligt.[21)] Die Produktion selbst wurde 1957 und auch 1958 verdoppelt. Der Exportanteil stieg ständig, und 30% der Produktion gingen in westeuropäische Länder.[22)]

Die Constructa war nicht mehr aufzuhalten, denn 1958 waren es bereits rund 66.500 und 1962 über 175.000 Automaten, die hergestellt wurden.[23)]

Die Constructa-Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH, Düsseldorf wurde somit zur größten Spezialfabrik für vollautomatische Haushaltwaschmaschinen in Europa. Das Unternehmen war 1957 eine GmbH mit einem Stammkapital von mittlerweile 850.000,- Mark. Waren bei der Gründung Peter Pfenningsberg und die „Heinrich Reining GmbH" Düsseldorf die Gesellschafter, so wird Reining sehr bald alleiniger Firmeninhaber. Daneben betrieb er noch eine Großhandlung mit Edelstahl und Werkzeugen und war an einem Edelstahlwerk maßgeblich beteiligt.[24)] Pfenningsberg war 1954 ausgestiegen.[25)]

An der technischen Weiterentwicklung des Constructa-Automaten wurde unermüdlich gearbeitet. Neben dem 5 kg-Gerät wurde ab 1954 auch ein 3-kg-Gerät gebaut,

---

15) LEOPOLD BECHER, Düsseldorfer Unternehmer-Profile. Heinrich Reining 1885 - 1961, in: Constructa-Familie, 2. Jg., 3/1963, S.46/47

16) Ebd.

17) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 9

18) LEBE, Die Produktionsentwicklung der Constructa-Werke, in: Constructa-Familie, 2.Jg., 3/1963, S. 5

BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH, a.a.O., S.57

19) Ebd.

20) BECHER, Die Entwicklung eines Markenartikels im Spiegel der Werbung, a.a.O., S.19

21) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 13

22) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, Constructa Verwaltungsgebäude fertig - 20 Millionen werden investiert, in: Rheinische Post (im Folgenden abgekürzt: RP) vom 14. 02. 1959

23) LEBE, Die Produktionsentwicklung der Constructa-Werke, a.a.O., S. 5

24) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, a.a.O., in: RP vom 14.02.1959

25) Pfenningsberg baute danach Waschmaschinen bei der Maschinenfabrik Lepper in Honnef unter dem Namen „Matura". Die Waschmaschine „Matura" wurde über die Firma Quelle vertrieben.

und 1956 kamen noch 10- und 7-kg-Geräte hinzu. Constructa führte die stufenlose Temperaturregelung ein, d.h.: Waschen nach Wunsch. Die Frau, die in Beruf und Haushalt genug zu tun hatte, konnte der Maschine jetzt auch empfindliche Textilien anvertrauen. Ein 7 kg-Gerät mit Tastenbedienung und Mengenregelung wurde zum Renner - die Constructa zum Status-Symbol. Ein vollautomatisch arbeitender Wäschetrockner rundete 1957 das Geräteprogramm ab.[26)]

Der ungeheure Anstieg der Produktionszahlen wäre ohne eine gezielte Werbung nicht möglich gewesen. Aus heutiger Sicht betrachtet, läßt sich der Wandel in der Werbung gut nachvollziehen.

Das erste Firmenzeichen wurde entwickelt aus dem Firmen-Namen „Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH", dem Geräte-Namen „Constructa" und einem stilisierten Waschprogrammschalter.

Anzeigen und Prospekte waren zunächst recht bescheiden, von der Nutzung weiterer Werbemittel ganz zu schweigen. Bei der Gestaltung der Anzeigen berücksichtigte man in erster Linie die Wunschvorstellungen der Hausfrau, denn die Mühe des Waschens sollte ihr ja abgenommen werden.

So entstanden die Werbeslogans „Wunschtraum der Hausfrau: eine Constructa" und „Constructa-Ein Waschtag völlig ohne Arbeit!" Mit der Ausweitung des Wirtschaftswunders in der Bundesrepublik wuchs auch das Prestige- und Fortschrittsdenken. Die Werbung erschien mit den Slogans „Constructa-Symbol neuer Bauweise und Lebensform" und „Constructa-Wunder einer neuen Zeit".[27)]

Und diese Zeit war schnellebig. Alles mußte schnell gehen, auch das Waschen. Immer mehr Frauen wurden berufstätig und verdienten mit, weil so vieles nachzuholen war, was durch den Krieg und seine Auswirkungen verloren ging. Jeder wollte möglichst viel vom Leben haben. Da mußte auch die Wäsche - die große und die kleine - „so nebenbei" erledigt werden, was wiederum die Werbung nutzte:

„Constructa weicht die Wäsche ein,
Constructa heizt und wäscht allein, ...
Und nicht nach irgendeiner Mode,
nein, nach der klassischen Methode,
wäscht die Constructa ganz allein.
Sie brauchen nicht dabei zu sein.
Sie können ruhig aus dem Haus,
Constructa schaltet selbst sich aus."[28)]
Darum:
„An Mutti denken: Constructa schenken!"

Die Hausfrau hatte, wenn sie einen Waschvollautomaten besaß, am Waschtag frei, so suggerierte es die Werbung. Was aber machte „Mutti", wenn sie frei hatte? Die so vom Waschtag befreite Frau ging nicht ins Kino, las kein Buch und stand auch nicht am Fließband. Die vom Waschtag befreite Frau widmete sich mit vollem Elan ihren Kindern und dem Gatten.[29)] Haushaltstechnik im Dienste der Liebe, so sah es wenigstens die Werbung.

Kaum ein zweites Spitzenfabrikat der deutschen Industrie hat in der Nachkriegszeit einen ähnlichen Siegeszug angetreten wie die vollautomatische Waschmaschine aus dem Constructa-Werk „Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH"! Gegen Ende der 50er Jahre war die Zahl der Haushalte, Hausgemeinschaften, gewerblichen und landwirtschaftlichen Betriebe, in denen Constructa-Waschautomaten Verwendung fanden, enorm gestiegen. Die heute gängige Automatisierung des Haushaltes konnte durch diese Entwicklung beschleunigt werden.[30)]

Ursache und Wirkung stehen in enger Wechselbeziehung zueinander. Die wachsende Nachfrage hatte eine Vergrößerung der Produktionsstätten notwendig gemacht. Im November 1957 konnte Constructa in Lintorf in einem neuen, vorbildlich ausgebauten Werk die Produktion aufnehmen. Erst damit wurde den Konstrukteuren und Technikern der Rahmen gegeben, der für eine große Serienproduktion notwendig ist.

2. Der Umzug der Constructa-Werke und der Aufbau des Lintorfer Werkes

Bei steter Aufwärtsentwicklung und erhöhter Nachfrage nach Constructa-Waschvollautomaten wurden selbst die inzwischen vergrößerten Produktionsstätten in Düsseldorf-Oberkassel zu klein.[31)]

Die weitere Vergrößerung der Werksanlagen war eine unumgängliche Notwendigkeit. Der Mangel an geeignetem Gelände und an Arbeitskräften innerhalb Düsseldorfs veranlaßte die Unternehmensleitung, in Lintorf geeignete Werksanlagen von den Hoffmann-Werken zu kaufen.

So verlegten 1958 die Constructa-

---

26) BECHER: Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH, a.a.O., S.59

27) LEOPOLD BECHER, Die Entwicklung eines Markenartikels im Spiegel der Werbung, a.a.O., S. 20

28) HOFFMANN, a. a. O., „Zeitzeichen" vom 31.12.1996

29) Ebd.

30) Hans Tischert, CONSTRUCTA-WERK, Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH., Düsseldorf-Oberkassel, in: Stätten deutscher Arbeit, Band 15, Berlin 1959, S. 3

31) BECHER, Düsseldorfer Unternehmer-Profile. Heinrich Reining 1885-1961, a.a.O., S.47

Das Firmengelände im Jahre 1959. Man erkennt die alten, von der Firma Hoffmann erworbenen Fabrikhallen und das neu errichtete Verwaltungsgebäude. Am Bildrand oben rechts die neue B 288 (Krefelder Zubringer)

Werke ihren Produktionsbetrieb von Düsseldorf nach Lintorf (Breitscheider Weg); die Verwaltung folgte ein Jahr später.

Die Niederschrift über die Sitzung der Gemeindevertretung in Lintorf vom 10. März 1958 sagt dazu kommentarlos:"Die Firma Constructa hat am 27.02.1958 ihren Betrieb in Lintorf aufgenommen."[32)]

Welche Gründe bewegte die Constructa-Firmenleitung, sich ausgerechnet in Lintorf niederzulassen? Schon in früheren Jahrhunderten hatte man in Lintorf kleinere Industriezweige aufgebaut, wie den Kalkabbau oder Bergwerke zur Alaun- und Bleigewinnung. Doch blieb Lintorf inmitten seiner Wälder das Dorf der kleinen, wenig begüterten Kötter.

Durch den Bau der Düsseldorf-Mülheimer Eisenbahn erhielt Lintorf im Jahre 1874 eine Eisenbahnstation, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen Aufschwung am Rande des Ruhrgebietes begünstigte. Firmen wurden gegründet und führten somit zum Anstieg der Bevölkerung und zur städtebaulichen Erweiterung der Siedlung Lintorf.

Im Jahre 1889 entstand das Lintorfer Walzwerk. In den Jahren 1888-1892 und 1879-1902 versuchte die „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke" den Bleibergbau wieder rentabel zu gestalten; 1898 wurden die Tonwerke Christinenburg und Adler gegründet, um 1900 das Kleineisenwerk Meisinghaus.

Alle diese Unternehmungen waren nicht von langer Dauer und mußten schon bald wieder schließen oder den Besitzer wechseln.

Besonders das Industriegelände am Fürstenberg (Breitscheider Weg) hat ein wechselvolles Schicksal hinter sich. Am Anfang dieser Entwicklung stand hier die Gründung der Walzwerke Bredt & Co. Eine sinkende Nachfrage führte 1945 zum Verkauf der Stahlblech-Walzwerke an die „Solinger Fahrradfabrik".

Wenige Wochen nach dem Ende des Krieges begann Jakob Oswald Hoffmann auf diesem Grundstück mit den Vorarbeiten zur Errichtung und Einrichtung einer Fahrradproduktionsstätte, die schon sehr bald zu den modernsten der Zweiradbranche zählte.

Aus der ursprünglichen kleinen Fahrradfabrik Hoffmann wurde nach dem Krieg die erste deutsche Motorrollerfabrik. Hier wurde die Vespa nach der Lizenz von Piaggio hergestellt.[33)]

Und dennoch kam es am 25. Juli 1957 zum Zwangsvergleich, der durch rechtskräftigen Beschluß vom 2. August 1957 bestätigt wurde.[34)] Noch im gleichen Jahr konnten Teile des Betriebsgeländes der Hoffmann-Werke am Breitschei-

32) Niederschrift der Gemeinderatssitzung der Gemeinde Lintorf vom 10.03.1958, Stadtarchiv Ratingen: Sitzungsprotokolle der Gemeindevertretung Lintorf 1953-1961, Teil C/P456

33) WOLFGANG WELLING, Constructa-Gelände übernommen: Mannesmann in Lintorf, in: RP vom 12.02.1970

34) THOMAS VON DER BEY, KLAUS THELEN: Vom Fahrrad und Motor roller zur Motorkabine, in: Quecke Nr.66, Lintorf 1996, S.179-192

Das Anfang 1959 bezogene neue Verwaltungsgebäude

der Weg an die „Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH" in Düsseldorf verkauft werden, wodurch wohl eine Zwangsversteigerung abgewendet wurde.

Für Constructa bot sich hier die günstige Gelegenheit, einen Teil der stillgelegten Hoffmann-Werke, insgesamt ein Werksgelände von 40.000 Quadratmetern mit günstigen Bahn- und Straßenverkehrsanschlüssen, zu erwerben.[35)]

Das neue Gelände war in mehrfacher Hinsicht ideal für die Firma Constructa: Die ehemals selbstständige Gemeinde Lintorf liegt im Mittelpunkt einer Anzahl von Rhein-Ruhr-Städten, und man konnte nun Arbeitskräfte aus vielen umliegenden Städten und Gemeinden beschäftigen, wenn auch um den Preis langer Anfahrtswege. Vor allem aber war Bauland vorhanden, so daß das Werk sich jederzeit ausdehnen konnte.

Die verkehrsgünstige Lage zwischen den Großstädten stellt sich aus damaliger Sicht folgendermaßen dar: „Mitten durch die Gemeinde führt die B1, der Nördliche Zubringer von Düsseldorf zur Autobahn, nach Mülheim oder Essen, und die „(1958 gebaute)" B 288, der westliche Zubringer nach Duisburg und Krefeld. In weniger als 2 km Entfernung befindet sich die Anschlußstelle „Düsseldorf-Nord" der Bundesautobahn."[36)]

Eine weitere günstige Bedingung war, daß Constructa in Lintorf in eine vollständig eingerichtete Maschinenfabrik übersiedeln und nach geringen Umstellungen auch die Produktion für Einzelteile aufnehmen konnte.[37)]

Ein mehrgeschossiges Verwaltungsgebäude sollte für Constructa am Breitscheider Weg noch neben den Hoffmann-Werken errichtet werden, um die Verwaltung des Werkes ebenfalls in Lintorf unterbringen zu können.

Daneben konnte die Firma Constructa auch das Gelände Frohnhoff am Löken in ihren Besitz bringen, um hier für ihre Belegschaft die notwendigen Wohnungen zu bauen. Sie mußte schnell zugreifen, da die Erbengemeinschaft Frohnhoff bereits in Verhandlungen mit der Nordland Siedlungsgesellschaft eingetreten war. Größere Wohnungsvorhaben waren zu diesem Zeitpunkt einmal an der verlängerten Speestraße und auf dem Grundstück Erben Frohnhoff am Löken geplant.[38)]

Die Constructa-Werke behielten die Räume in Oberkassel an der Hansa-Allee, und der Firmensitz blieb in Düsseldorf. Auch die Mitarbeiter der Firma sollten zum größten Teil in Düsseldorf wohnen bleiben. Zunächst waren lediglich etwa 200 Arbeiter und Angestellte der Firma in Lintorf ansässig, die übrigen fuhren täglich zum Werk und wieder zurück nach Düsseldorf, mit Charter-Omnibussen, die von der Firma gestellt wurden.

In die von den Hoffmann-Werken übernommenen Werkshallen war man bereits 1957 eingezogen, hatte ein neues Werk eingerichtet und nach und nach die gesamte Produktion nach Lintorf verlagert.

Am 27. Februar 1958 war es dann soweit: die Belegschaft feierte mit 300 Gästen die offizielle Eröffnung in Lintorf, obwohl die Produktion schon seit zwei oder drei Monaten angelaufen war.[39)] 700 Mitarbeiter hatte damals allein das Lintorfer Werk.

Durch den Umzug konnte das Programm auf größere und kleinere Maschinen erweitert werden. Den größten Anteil an der Produktion hatten die kleineren Typen. Die neue Betriebsstätte Lintorf gestattete eine Serienproduktion nach neuesten Gesichtspunkten am Fließband, so daß die Wirtschaftlichkeit trotz der Preissenkung für einige Erzeugnisse gesichert blieb.[40)]

Mit dem vorhandenen Fließband konnten im Monat bei einer Arbeitsschicht 5000 Waschautomaten hergestellt werden. Das Ziel war es aber, wie Geschäftsführer Böcker während des festlichen Teils der Eröffnungsfeier ausführte, in zwei Schichten 10.000 Waschautomaten herzustellen. Wenn auch damit der Bedarf noch nicht gedeckt sein sollte, dann wäre der Platz für ein zweites Fließband vorhanden. Geschäftsführer Böcker, der für den Inhaber der Firma Constructa, Heinrich Reining, sprach, nannte interessante Zahlen aus den USA, wo ja die Automation im Haushalt schon weiter fortgeschritten war als in Deutschland. Dort wurden im Jahre 1956 3,3 Millionen Waschautomaten hergestellt, während der Verkauf

35) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, a.a.O.,in: RP vom 14.02.1959

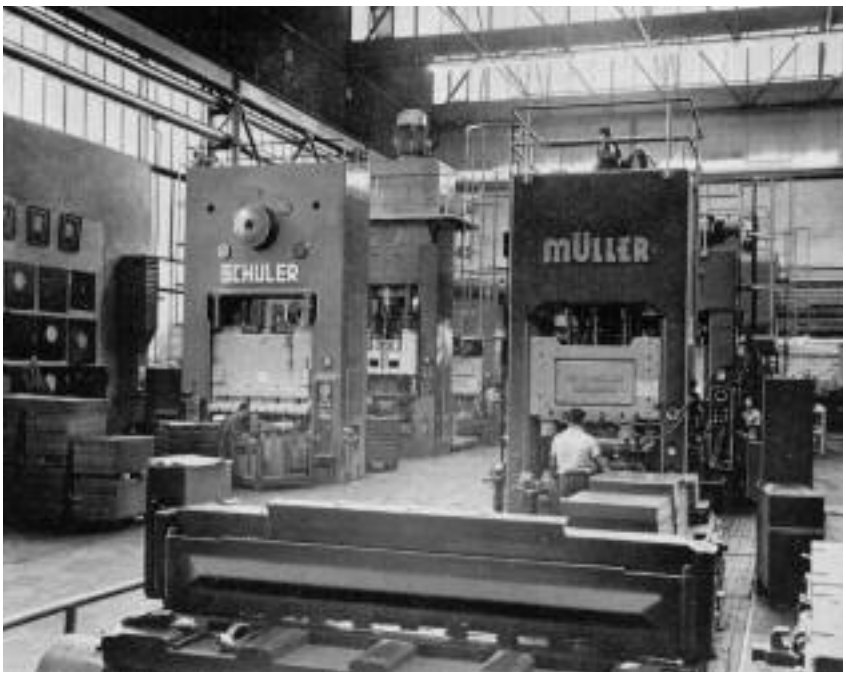
36) Ein Blick auf Lintorf, in: Constructa Familie, 3. Jg., 1/1964, S. 11

37) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, a.a.O.,in: RP vom 14.02.1959

38) Constructa plant viergeschossig, in: RP vom) 22.08.1957

39) Wasch-Automaten entstehen in Lintorf - Gestern feierliche Eröffnung des Constructa-Werkes mit 300 Gästen, in: RP vom 28.02.1958

40) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, a.a.O.,in: RP vom 14.02.1959



Lackiererei

von normalen Waschmaschinen auf ein Minimum zurückging. Das Gleiche erwartete er im entsprechenden Rahmen für Deutschland.[41)]

Gut ein Jahr später, am 6. April 1959, rollten fast ununterbrochen Möbelwagen zum Lintorfer Werk. Die Verwaltung des führenden Deutschen Werkes der Waschmaschinenindustrie zog nach Lintorf um.[42)]

Mit der Fertigstellung des fünfgeschossigen Constructa-Verwaltungsgebäudes am Breitscheider Weg hatte die Firma Constructa endlich die Möglichkeit, auch ihre restliche Belegschaft und die Verwaltung, die bisher noch in den Hallen an der Hansa-Allee in Düsseldorf-Oberkassel tätig war, nach Lintorf zu bringen.

Auf fünf Geschossen war die Verwaltung dieses 1400-Mann-Unternehmens untergebracht. Dazu wurde im Keller die Hollerith-Abteilung[43)] eingerichtet. Neben den 700 schon in Lintorf tätigen Mitarbeitern kamen damit weitere 350 Angestellte und Arbeiter von der Hansa-Allee nach Lintorf. Die restlichen 350 Mitarbeiter waren im Außendienst beschäftigt, so daß das Werk insgesamt 1400 Mitarbeiter zählte. Damit war dieses Werk zum damaligen Zeitpunkt wohl der größte Industriebetrieb im Angerland.[44)]

Schon beim Einzug in den fünfgeschossigen Verwaltungsneubau der Firma Constructa, -so schien es- war er schon wieder zu klein. Bei der Planung des bezogenen Verwaltungsgebäudes wurde zweimal das ursprüngliche Bauvorhaben um 20% erweitert. Als auch das nicht mehr ausreichte, wurde noch ein ganzes Stockwerk aufgesetzt. Für den weiteren Ausbau des Werkes hatte man vorsorglich das Anschlußgelände zum Krefelder Zubringer hin gekauft und plante dort im Laufe der nächsten Jahre weitere Investitionen in Höhe von 15 bis 20 Millionen Mark, um damit den Betrieb noch wesentlich zu erweitern.[45)] Nicht nur die sprunghaft ansteigenden Verkaufszahlen, sondern auch die bauliche Erweiterung zeigt die rasante Entwicklung der Firma Constructa in diesen Jahren.

3. Ein Rundgang durch die Fertigung des Lintorfer Werkes und die drei Säulen: Fertigung, Verwaltung, Kundendienst

Besucher, die 1958 das Lintorfer Werk besichtigen konnten, erlebten für die damalige Zeit eine Fertigung großen Stiles, bei der man sich modernster Arbeitsmethoden bediente.

Das Werk bestand aus Werkshallen mit einem Untergeschoß, wo mit mächtigen Pressen die Gehäuse und Trommeln gepreßt wurden. Weitere Räume wurden benötigt, um aus Hunderten von Einzelteilen das Herz der Constructa, den Steuerautomaten -"ein denkender Automat"[46)], wie man damals sagte- entstehen zu lassen. Eine Montagehalle schloß sich an, in der am Fließband die Waschmaschinen zusammengesetzt wurden.

Wer die Automatisierung des Haushaltes propagiert, von dem erwartet man auch in seiner eigenen Produktion rationelles Arbeiten. Das war nach dem damaligen Stand der Technik mit der Errichtung des Werkes 1957/58 in Lintorf erreicht worden. Man verfolgte den Grundsatz, durch Rationalisierung der Fertigung eine Senkung der Kosten zu erreichen. Endziel sollte eine Preissenkung sein, um möglichst vielen Bevölkerungsschichten den Erwerb einer Constructa zu ermöglichen. Eine Preissenkung beim Modell K 3 auf DM 1580,- (Drehstrom) bzw. DM 1640,- (Wechselstrom) bewies, wie energisch man diesen Grundsatz verfolgte, wobei zu berücksichtigen ist, daß der Preisabbau in dieser Zeit trotz steigender Material- und Lohnkosten erfolgte.[47)]

Das damalige Constructa-Werk in Lintorf, als Europas größte Spezialfabrik für vollautomatische Waschmaschinen, hatte weite Hallen, durch die sich Fließbänder für die verschiedenen Constructa-Modelle zogen. Es war eine Serienfertigung, die aber in jeder ihrer Phasen auf dem Prinzip äußerster Präzision und höchster Qualität aufgebaut war. Beeindruckend erschien auch, wie man in diesem Werk darauf bedacht war, lange Transportwege und jeden Leerlauf zu vermeiden.

---

41) Wasch-Automaten entstehen in Lintorf, a.a.O., in: RP vom 28.02.1958

42) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, a.a.O.,in: RP vom 14.02.1959

43) Das Hollerith-Lochkartenverfahren war ein Verfahren zur Informationsverarbeitung, bei dem gelochte Karten als Informationsträger durch Abtastfedern entsprechend der Lochung sortiert wurden. (bis 100.000 Karten pro Stunde)

44) Ein Werk mit 1400 Mitarbeitern, a.a.O.,in: RP vom 14.02.1959

45) Constructa-Neubau schon wieder zu klein, Das größte Angerländer Industriewerk zog nach Lintorf um, in: RP vom 07.04.1959

46) Wasch-Automaten entstehen in Lintorf, a.a.O.,in: RP vom 28.02.1958

47) TISCHERT, CONSTRUCTA-WERK, a.a.O., S. 4

Montageband

Die Waschautomaten bestanden aber nicht nur aus Teilen, die im eigenen Werk hergestellt wurden. Sehr viele Teile mußten von auswärts bezogen und planmäßig in die Fertigung eingebracht werden.[48)]

Das Werk produzierte nach dem Prinzip der mehrstufigen Fertigung d.h.: Zuerst werden Einzelteile gefertigt. Eine Reihe von Einzelteilen werden zu Gruppen zusammengebaut, und die Gruppen fließen dann am Montageband in das Gerät ein.

Verfolgen wir einmal den Weg der Produktion eines Waschautomaten im Lintorfer Werk:

Die Herstellung des Waschautomaten beginnt in der Vorfertigung, wenn aus dem Halbzeuglager die Blechpakete und Formmaterialien eingeschleust werden. Im Kellergeschoß werden die größeren Teile vorfabriziert. Das fängt mit den Waschtrommeln an, die von zwei Pressen aus einem Stück geformt werden; es folgen die weißlackierten Seitenwände, die ebenfalls selbst gepreßt, mit Kunststoff überzogen und dann lackiert werden. Schließlich werden die zahlreichen Einzelteile aus Stahlblech zugefügt, die in den verschiedenen größeren und kleineren Metallbearbeitungsmaschinen ihre letzte Form bekommen. Verfolgen wir zunächst die Bleche. Sie durchlaufen Scheren und werden zu großen Tafeln (sprich Platinen) und Streifen zugeschnitten. Die Platinen wandern in die Pressenstraßen und werden dort unter Drücken bis zu 400 t zu Verkleidungsteilen, Waschtrommeln, Grundrahmen, Tragrahmen usw. abgepreßt. Dabei muß man bedenken, daß eine Presse fast Eigenheimgröße erreicht und ein Formsatz (sprich Werkzeug) allein so viel kosten kann wie ein gut eingerichtetes komplettes Eigenheim.[49)]

Es muß wohl ein imponierendes Bild gewesen sein, in diesen neuen Werkshallen die bis 500 Tonnen schweren Pressen oder die Buckel-Schweißmaschine arbeiten zu sehen. Beeindruckend waren auch eine moderne vollautomatische Bonderanlage[50)] und die Lackiererei, durch die pausenlos Automaten-Wandungen liefen.[51)]

Die Teile mußten durch die Entfettungs- und Phosphatieranlage, in der sie gesäubert, chemisch angerauht und rostgeschützt wurden. Beim elektrostatischen Lackieren lädt man Teile mit elektrischen Hochspannungen bis zu 120 KV auf und läßt den flüssigen Lack von der Mitte aus zerstäuben, so daß er von dem zu lackierenden Teil angezogen wird und sich gleichmäßig auf der Oberfläche verteilt. Dabei wurden pro Tag etwa eine Tonne Lack und Verdünner verarbeitet. Andere Teile wurden tauchlackiert und in einer Ofenzone getrocknet.[52)]

Interessant war es sicherlich auch, den Werdegang der Trommeln zu verfolgen: Die Waschtrommel wurde aus Bodenblech und Mantel in einer Spezialmaschine zwischen zwei Rollen zusammengeschweißt, anschließend in hydraulischen Pressen alle Öffnungen ausgestanzt und gebördelt[53)], die Dichtkante gebördelt, gedrückt und gelocht und schließlich, wenn die Trommeln zwischengelagert und entfettet waren, in einer

48) FRITZ HOCHGRÄFE, Unsere Arbeitsvorbereitung, in: Constructa Familie, 3. Jg., 2/1964, S. 26-29

49) HANS VAN DEN HEUVEL, Vom System hängt's ab. Ein Bericht über die Vorfertigung und die Bandmontage, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 3/1964, S. 46

50) bondern: gegen Rost mit einer Phosphatschicht überziehen

51) Menschen, die Constructa bauen, in: Constructa-Familie, 1/1962, S. 20

52) VAN DEN HEUVEL, Vom System hängt's ab, a.a.O., S. 46

53) bördeln: Anbringen eines relativ kleinen, hochgestellten Randes an Werkstücken

Der Wagenpark des Constructa-Kundendienstes war 1963 auf über 1100 Volkswagen angewachsen

großen Schweißmaschine in Sekundenschnelle alle Halter und Winkel angeschweißt.[54]

Der nächste Bereich bestand aus der Baugruppen-Vormontage. Die Teile, die hier eingebaut wurden, setzten sich meist schon aus ganzen Elementen zusammen, die in anderen Abteilungen des neuen Lintorfer Werkes vorbereitet waren.

Das Gehirn des Waschautomaten war ein Programmsteuergerät, das mittels Schrittmagneten und Synchronmotor Schaltelemente betätigte. Es speicherte die Waschprogramme und erteilte die Ausführungsbefehle zur richtigen Zeit.[55] Dieser Steuerautomat, nahm der Hausfrau sämtliche Schaltvorgänge ab. Die Hausfrau brauchte nur Wäsche einzufüllen, Seifenpulver hineinzuschütten und auf den Knopf zu drücken. Alles andere übernahm dann die Maschine. Dieser damals wohl sehr moderne Steuerautomat war in einem kleinen schwarzen Kasten untergebracht und zeigt besonders deutlich, wie sehr sich doch die Technik bis heute verändert hat. Ein winziger Elektromotor trieb eine Reihe von merkwürdig geformten Kunststoff-Programmscheiben an, die sich in 75 Minuten, der Dauer eines Waschvorganges, einmal um ihre Achse drehten. In 75 Minuten betätigten die Rädchen nacheinander einzelne Kontakte, die wiederum die Waschvorgänge auslösten.[56]

Sämtliche Teile wurden dann am Fließband zu einem Waschautomaten zusammengesetzt, wo auf kleinen, sich automatisch fortbewegenden Wagen je ein Waschautomat stand. Am ersten Platz wurde die Bodenplatte auf den Wagen gelegt, am letzten Platz die fertige Constructa abgehoben. Zwischendurch mußten der kräftige Elektromotor, die Waschtrommel, die je nach Größe bis zu zehn Kilo Wäsche faßte, die Laugenpumpe, der Steuerungsautomat und die Schalter eingebaut werden. Das Fließband wurde von einem Motor angetrieben, der die miteinander verbundenen Wagen langsam an jedem Montageplatz vorbeizog. Es hatte eine Nutzlänge von etwa 160 m bei über 100 Montagewagen und stieß fast jede Minute einen fertigen Automaten aus.[57]

Danach kam die Maschine zum Prüfstand. Auf dieser Anlage liefen ständig rund 20 Waschautomaten. Zweimalige Waschvorgänge mußten fehlerlos durchgeführt sein, ehe eine Maschine im Prüfbericht ein „sehr gut" bekam und hinaus in die Welt wanderte. Vom Prüfstand aus ging's in das Lager, und dort schloß sich gleich das Eisenbahngleis an, über das die Apparate abtransportiert wurden.

Ähnlich erfolgte die Montage am zweiten Fließband, wo auf einem 50-m-Band die M 5-Automaten gefertigt wurden.[58]

Die zweite große Säule des Betriebes neben der Fertigung war die Verwaltung. Ohne planvolle Verwaltungsarbeit ist jedes große Unternehmen in seiner Entfaltungsmöglichkeit gehemmt. Eine große Hilfe dabei waren damals die Lochkartenmaschinen, die im Vergleich zur menschlichen Arbeitsleistung in unvorstellbar kurzer Zeit Zahlenmaterial aller Art auswerteten.

Diese Lochkartenabteilung hatte wesentliche Aufgaben im Rahmen des Unternehmens zu erfüllen. Mit Hilfe damals moderner elektronischer Lochkartenmaschinen war man in der Lage, wichtiges Zahlenmaterial mit großer Geschwindigkeit und Genauigkeit zusammenzutragen und auszuwerten. Die gesamten Löhne wurden mit dieser Anlage ermittelt. Für diese Arbeit benötigten die Maschinen etwa sechs Stunden einschließlich der Errechnung der Lohnsteuer und Sozialabzüge.[59]

1963 waren die deutschen Haushalte von allen Haushalten im damaligen EWG-Bereich am reichhaltigsten ausgerüstet. Aber von einer Sättigung konnte man noch lange nicht sprechen: Rund 40 Prozent aller Haushalte hatten noch keinen elektrischen Kühlschrank, rund 45 Prozent besaßen noch kein Fernsehgerät, etwa 68 Prozent hatten noch keine elektrische Waschmaschine bzw. keinen Waschvollautomaten.[60]

Andererseits gab es eine Vielzahl von Fabrikaten, die alle ihren Marktanteil behaupten und möglichst vergrößern wollten. Darum hatte Constructa als dritte Säule neben der Fertigung und Verwaltung die Werbeabteilung und vor allem den Kundendienst eingerichtet. Den damaligen Werbefachleuten von Constructa war bewußt, daß „Der Kampf um den Käufer erst beginnen" und neben verstärkter Werbung auch der Ser-

54) VAN DEN HEUVEL, Vom System hängt's ab, a.a.O., S.47

55) KARL HILGERS, Die gewissenhafte Arbeit in unseren eigenen Laboratorien, in: Constructa-Familie, 6/1962, S. 86-87

56) Wasch-Automaten entstehen in Lintorf, a.a.O., in: RP vom 28.02.1958

57) VAN DEN HEUVEL, Vom System hängt's ab, a.a.O., S. 48

58) Ebd., S. 49

59) Was die Verwaltung leistet, in: Constructa-Familie, 6/1962, S. 88

60) LEOPOLD BECHER, Der Kampf um den Kunden, in: Constructa-Familie, 2.Jg., 2/1963, S.18

vice eine immer wichtigere Rolle im Kampf um die Gunst des Verbrauchers spielen würde.[61)]

Dabei fingen Werbung und Service nicht außerhalb der Fabrikmauern an, sondern jeder Mitarbeiter hatte seine Aufgabe zu erfüllen, nämlich beim Verbraucher um Sympathie und Vertrauen für Constructa zu werben, u.a. durch gewissenhafte Arbeit. „Constructa-Träger des Fortschritts", das war nicht ein hohles Schlagwort, im Überschwang eines aufwallenden Gefühls geboren. Mit zum Konzept gehörte auch, den Konkurrenten voraus zu sein. Dies konnte beispielsweise auf der Kölner Frühjahrsmesse 1963 mit der Einführung der Kochautomatik erneut unter Beweis gestellt werden.

Einen guten Kontakt zu Händlern und Käufern boten neben den Messen die Werksvertretungen. 1965 gab es 22 solcher Verkaufsbüros im ganzen Bundesgebiet, in denen rund 170 Vertreter und Bürokräfte sozusagen an vorderster Front standen.[62)]

Wie die Werksleitung erkannt hatte, war es mit dem Produzieren, Werben und Verkaufen allein nicht getan. Darum wurde der Kundendienst in Deutschland aufgebaut.

Für ein hochtechnisiertes Haushaltsgerät ist ein schnell erreichbarer und einwandfrei funktionierender Kundendienst unerläßlich. Schon als die Constructa-Werke ihre ersten Haushalt-Waschvollautomaten herausbrachten, war man sich dessen voll bewußt. Man verpflichtete zunächst sogenannte Vertragswerkstätten zur Übernahme des Constructa-Kundendienstes. Erst im Laufe der Zeit stellte man eigene Kundendienstmonteure ein. Noch im Jahre 1955 bestand der ganze betriebseigene Kundendienst aus 14 Monteuren! Dann aber wurde mit zunehmenden Absatz der Constructa-Automaten auch der Kundendienst mehr und mehr aufgebaut. 1965 hatte der Kundendienst über 1300 Mitarbeiter. Damit war die Constructa-Kundendienst-Organisation die größte ihrer Art in Deutschland.[63)]

Anfangs fuhren Monteure bzw. besonders ausgesuchte Facharbeiter innerhalb der Stadt Düsseldorf noch mit der Straßenbahn oder dem Omnibus. Das erste Kundendienstfahrzeug, ein „Lloyd" (auch Leukoplastbomber genannt), wurde 1953 angeschafft. Ein Jahr später wurde dann der erste Volkswagen eingesetzt, der der Stammvater des 1965 weit über 1000 Volkswagen umfassenden Fuhrparks des Kundendienstes wurde.[64)]

Die Kundendienst-Verwaltung war nicht in Lintorf, sondern im Werk Düsseldorf-Oberkassel untergebracht.

Die Tätigkeit des Constructa-Kundendienstes erstreckte sich auf Aufstellungsberatung, Inbetriebnahme, Wartungsdienst und Wäsche-Sonderdienst. Hatte sich der Kunde zum Kauf eines Constructa-Automaten entschlossen, übernahm der Kundendienst die Inbetriebnahme, und der Kundendienst-Monteur führte im Beisein des Kunden die erste Probewäsche durch. Im ersten Jahr war die Wartung kostenlos.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden: Lohnt sich denn ein so großer Kundendienst überhaupt? Er ist doch immerhin ein bedeutender Kostenfaktor. Doch der Kunde beurteilt nicht nur Qualität und Preis, sondern auch die zusätzlichen Dienstleistungen. Dadurch wird der Kundendienst -neben Technik und Vertrieb- zum dritten tragenden Pfeiler im Gebrauchsgütergeschäft. Das bedeutet, daß die Constructa-Automaten durch den Kundendienst eine Aufwertung erfuhren, die selbst durch höchste technische Perfektion nicht erreichbar war.

Da ein großer Teil der Automaten exportiert wurde, waren in vielen Ländern Kundendienst-Mitarbeiter tätig. In Österreich und Holland wurden bei Werksvertretungen Kundendienste unter eigener Leitung aufgebaut.

In anderen Ländern unterhielten Vertragspartner selbstständige Kundendienste nach dem Vorbild von Constructa.

1963 standen die Constructa-Automaten in Südamerika, Moskau, Belgrad, Bagdad, Jerusalem, ja, man konnte sagen, in fast allen Ländern der Erde.[65)]

Ausstellungsstand der Peter Pfenningsberg GmbH auf der Hausrat- und Eisenwarenmesse in Köln 1953 oder 1954. Zum Angebot gehörte auch noch der gewerbliche Waschautomat „Universal" (links im Bild)

61) Ebd.

62) RAINER SCHUSTER, Verkaufen will gelernt sein, in: Constructa-Familie, 4. Jg., 3/1965, S. 55-57

63) LEOPOLD BECHER, ROLF SCHLEMMRICH, Die Constructa Kundendienst-Organisation, in: Constructa-Familie, 2. Jg., 3/1963, S. 41-43

64) Ebd.

65) Ebd., S. 44

4. Das Produktangebot und die Werbung der Firma Constructa Ende der 50er und in den 60er Jahren

Constructa hielt Einzug in deutsche Haushalte. Das Constructa-Bullauge wurde zum typischen Design-Merkmal. Die Constructa blieb Deutschlands meistgekaufte vollautomatische Waschmaschine.

Der Kunde ließ aber von Zeit zu Zeit den Wunsch nach Neuerungen erkennen, Neuerungen nicht nur äußerlicher Art, sondern echte Verbesserungen wurden erwartet. Mit dem Umzug nach Lintorf konnten auch andere Möglichkeiten genutzt werden. Von Anfang an hatte man im Constructa-Werk die Verbraucherwünsche sehr sorgfältig registriert und auch darauf reagiert. Aus Wünschen und Forderungen, aus Versuchen und Planungen entstand dann 1958 eine umwälzende Neuerung des Waschverfahrens. Die Constructa-Werke führten an Stelle des Zweilaugen-Verfahrens das Strömungsverfahren ein.[66)]

Die Einführung des Strömungsverfahrens (die Werbung publizierte es zunächst als „das 3fach wirksame Constructa-Waschverfahren") bewirkte insbesondere eine Waschmitteleinsparung bis zu 30 %, eine Stromersparnis bis zu 50 % und eine weitgehend natürliche Wäschebehandlung. Die Werbung unterstrich dies mit dem Slogan „Constructa wäschegerecht, kostengerecht, preisgerecht", und „Ein großes Glück: das neue Constructa-Waschverfahren", ferner mit „Constructa-Wunschtraum einer ganzen Familie".[67)]

Die Arbeitsweise des Constructa-Strömungsverfahrens:

1. Phase = Vorweichen plus zusätzlichem Reinigungsgang
2. Phase = Vorwäsche - Der dabei gelöste Schmutz wird jedoch nicht mehr bis zum Ende der Vorwäsche in der Flotte belassen, denn ein Teil der Waschmittel umhüllt den gelösten Schmutz und trägt ihn an die Laugenoberfläche, wo er dann abgeströmt wird.
3. Phase = Hauptwäsche
4. Phase = Fünf Spülgänge
5. Phase = Das Trockenschleudern[68)]

Inzwischen war die Constructa in der Bevölkerung zu einem festen Begriff geworden, und man konnte darangehen, den Namen CONSTRUCTA zu einem echten Bestandteil des Markendenkens zu machen. Die Schlagworte „Gut, daß es eine Constructa gibt!", „Es gibt nur eine Constructa!", „Die echte Constructa soll es sein!" und „Das bietet ihnen nur Constructa" standen nun im Vordergrund und bestimmten weitgehend auch das Gesicht der Werbung.[69)]

Der erste Constructa-Film, der auch in Lichtspieltheatern vorgeführt wurde, entstand im Jahre 1955 mit dem Titel: „Ganz nebenbei", 1956 folgte der erste Fabrikfilm „Flirt mit einer Maschine". Wieder ein Jahr später kam der Farbfilm „Immer auf der Höhe" und 1958 der Film „Konstruktion und Forschung", in dem das neue Constructa-Waschverfahren erläutert wurde. Als letzter Film entstand 1959 „Große Wäsche kinderleicht".[70)]

Als das Werbefernsehen eingeführt wurde, nutzten auch die Constructa-Werke diese neue Möglichkeit sofort. Mit 20- und 30-Sekunden-Sendungen wurde die Werbung für Constructa in die entferntesten Winkel des Landes hineingetragen.

Höhepunkte der Werbung waren die beiden großen Messen in Hannover (Hannover-Messe, Frühjahr) und Köln (Hausrat- und Eisenwaren-Messe, Frühjahr und Herbst), auf denen das Constructa-Automaten-Programm und oft auch Constructa-Neuheiten gezeigt wurden.

Inzwischen wurde das Produktionsprogramm erweitert, und zwar 1958 mit dem Modell L3, einem auf Laufrollen freistehenden Waschautomaten ohne Schleudergang. Das Modell L3 kam unter den Schlagworten „wäschegerecht - kostengerecht - preisgerecht" für 1.280,- DM auf den Markt. Ein Jahr später folgten die Modelle K4 und K6 und 1960 das Modell K3 Standard.[71)]

Die neu konstruierten Constructa-Waschautomaten K3 und K5 waren hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit, des Wascherfolges und der Leistung unübertroffen. Der Stromverbrauch wurde auf 2,7 bzw. 3,7 kWh reduziert. Diese Geräte waren anschließbar an Wechselstrom, wodurch die Aufstellung im Etagenhaushalt erleichtert wurde.

Der Waschmittelverbrauch wurde bis zu 30% gegenüber den früheren K 3- und K 5-Modellen gesenkt. Dabei konnten nunmehr sämtliche handelsüblichen Waschmittelsorten, einschließlich der stark schäumenden, Verwendung finden. Schaumhemmende Zusätze oder eine besondere Programmschaltung waren nicht mehr erforderlich.[72)]

So hervorragend die Waschwirkung der damaligen synthetischen Waschmittel war, so hatten sie doch den Nachteil, daß sie sich biologisch schlecht abbauen ließen. Riesige Schaumberge bildeten sich auf den Flüssen, an Schleusen und Wehren und wurden somit zur Allgemeingefahr. Darum kam am 1. Oktober 1964 das Gesetz über Wasch- und Reinigungsmittel.[73)]

Die Constructa-Modelle K3 und K5 konnten an Stelle einer Verankerung auch in den meisten Fällen auf den Fußboden aufgeklebt werden. Ein Sockel war dabei nicht erforderlich.

Ein anderer Sinn und Zweck dieser durchgreifenden Verbesserungen wird offenbar, wenn man erfährt, wie von vornherein versucht wurde, den geringsten Raum für den Einbau der Waschautomaten zu

---

66) TISCHERT, CONSTRUCTA-WERK, a.a.O., S. 4

67) LEOPOLD BECHER, Die Entwicklung eines Markenartikels im Spiegel der Werbung, in: Constructa-Familie, 2. Jg., 2/1963, S. 21

68) Wir alle sollten die Arbeitsweise des CONSTRUCTA-Strömungsverfahrens kennen, in: Constructa-Familie, 8/1962, S. 117

69) BECHER, Die Entwicklung eines Markenartikels im Spiegel der Werbung, a.a.O., S. 22

70) Ebd., S. 23

71) BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH, a.a.O., S.59

72) TISCHERT, CONSTRUCTA-WERK, a.a.O, S. 7

73) LEOPOLD BECHER, Von dem Waschen. Die Seifenpulver und synthetischen Waschmittel, in: Constructa-Familie, 4. Jg., 3/1965, S. 59

Neubauten für Werkswohnungen an der Duisburger Straße

schaffen und dafür die Waschküche alter Art wegzulassen. So wurde die Constructa im gewissen Sinne auch zum Symbol einer modernen Bauweise und damit auch Teil einer neuen Lebensform.

Auf der Kölner Hausrat- und Eisenwaren-Frühjahrsmesse wurden 1960 die ersten freistehenden Waschvollautomaten mit Schleudergang vorgestellt, nämlich die Modelle K 3 fs und K 4 fs, d.h.: Kein Betonsockel, keine Steinschrauben mehr. Die Constructa hatte „abgespeckt", so daß sie auch in Mietwohnungen stehen konnte. Damit wurde Constructa etagenfähig, mit Schukostecker und elektrischer Laugenpumpe. Ein weiterer Vorzug der freistehenden Modelle war die erhöhte Schleuderzahl von 700 bzw. 850 UpM.[74)]

Ein Jahr später wurden Modelle gefertigt, deren Innen- und Außentrommel aus Edelstahl „rostfrei" waren. Diese Geräte kamen mit der Zusatzbezeichnung „chroma" auf den Markt.

Seit langem erwartet stand dann der erste Constructa-Spülautomat im Mittelpunkt der Ausstellungen der CONSTRUCTA-WERKE GMBH auf der Kölner Frühjahrsmesse 1962.

Der vollautomatische Geschirrspüler Constructa SP war das erste Gerät mit einer eingebauten automatischen Enthärtungsanlage, das einzige Gerät mit einem auf örtliche Wasserhärte einstellbaren Zählwerk, das automatisch arbeitete. Es war auch das einzige Gerät mit einem besonderen Vorspülprogramm für Geschirr, das zu einem späteren Zeitpunkt mitgereinigt werden soll. Es versteht sich fast von selbst, daß mit diesem Geschirrspüler auch ein neuartiges Constructa-Spülsystem (Wechselstrahlverfahren) vorgestellt wurde.[75)]

Am 18. Juni 1962 erreichte Constructa eine für alle Constructa-Freunde wichtige und erleichternde Nachricht: Das Constructa-Strömungsverfahren der CONSTRUCTA-WERKE wurde gesetzlich geschützt.

Das Constructa-Strömungsverfahren war mit Beschlußfassung vom 15. Juni 1962 auf Antrag vom 12. Oktober 1957 unter Nummer 1.115.706 vom Deutschen Patentamt patentiert worden.[76)]

Dieses nunmehr patentierte Constructa-Strömungsverfahren war schon seit 1958 in allen Constructa-Waschvollautomaten anstelle des Zweilaugen-Verfahrens angewendet worden.

Aufsehen erregte 1963 die Einführung der Kochautomatik, mit der man seit Anfang 1963 alle Constructa-Waschautomaten ausrüstete. Damit wurden erstmalig in einem deutschen Haushalts-Waschautomaten Kochtemperaturen von 100° Celsius erreicht. Der letzte Wunschtraum, den die Hausfrau mit dem Gedanken an Wäschepflege verband, war in Erfüllung gegangen: „Die neue CONSTRUCTA 100, der erste Vollautomat, der Kochwäsche wirklich kocht!"[77)]

Die Produkt-Palette bestand damit aus 11 Geräten. Darunter: Die Constructa 100 - eine technische Sensation. 600.000 Haushalte besaßen jetzt eine Constructa.[78)]

Vollautomatische Waschmaschinen, -so konnte man auf der Kölner Messe 1964 feststellen- die vor rund 14 Jahren durch die Constructa-Werke auf dem deutschen Markt eingeführt wurden, waren nach einem Siegeszug ohnegleichen zum Allgemeingut der deutschen Waschmaschinen-Industrie geworden. Das war wohl mit die wichtigste Erkenntnis dieser Kölner Messetage, daß Constructa den Vollautomaten nicht mehr allein anbot, sondern eine ganze Reihe leistungsfähiger Konkurrenten hatte.

Dennoch wurde eindeutig festgestellt, daß Constructa nach wie vor einen technischen Vorsprung hatte. Es handelte sich hierbei um zwei Punkte:

1. Die Kochautomatik.

2. Die im Herbst 1963 bekanntgemachte Rollenhydraulik. Rollenhydraulik bedeutet: Beweglichkeit vor und nach dem Waschen; Standfestigkeit beim Schleudern mit 850 UpM. Auch diese Drehzahl bot in Vollautomaten nur ein Fabrikat.[79)]

Auf der Herbstmesse 1964 wurde dem Fachhandel „eine Constructa, die nicht waschen kann, der Haushalt-Bügler" vorgestellt. In

---

74) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 18

75) DANO, Das elektrische Spülmädchen. Ein Geschirrspüler mit „CONSTRUCTA-Pfiff, in: Constructa-Familie, 4/1962, S. 63. Das elektrische CONSTRUCTA-Spülmädchen. Ein Bildbericht über die Frühjahrsmesse 1962 in Köln, in: Constructa-Familie, 5/1962, S. 68-69

76) ERNST BÖCKER, Wer testet Waschvollautomaten? Ein Hinweis auf einige Tatsachen, in: Constructa-Familie, 7/1962, S. 98 Das Constructa-Strömungsverfahren ist in diesen Tagen patentiert worden, in: Constructa-Familie, 7/1962, S. 101

77) BECHER, Die Entwicklung eines Markenartikels im Spiegel der Werbung, a.a.O., S. 22

78) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 18

79) HENNING BERNITT, Kölner Messe im Blickpunkt, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 1/1964, S.3

Der im Mai 1963 gewählte Betriebsrat umfaßte 17 Personen
(10 Arbeiter und 7 Angestellte)

Von links nach rechts stehend:
Willy Höller, Franz Becker, Werner Vogt, Willi Schwarz, Alfred Kunkel, Hans Lamers, Kurt Brunner, Hans Vobis, Willi Heinemann, Detlev Riedel, Artur Kipp, Alfons Brosge

Von links nach rechts sitzend:
Willi Fernholz, Brunhilde Müller, Hans Deckstein, Fritz Dix, Willi Helten

Zukunft sollte es dann heißen: Wasch und bügle mit Constructa.[80)]

Constructa kam mit immer mehr Innovationen auf den Markt. Die sensationelle Neuheit 1965: Die erste Wasch-Kombination, die wäscht, spült, schleudert und mit Frischluft trocknet. Die Constructa completta war eine große Hilfe für Frauen, die mit Haushalt, Kindern und Beruf gleich dreifach ihren „Mann stehen" mußten.

Dann: Die Constructa garant - der erste ein- und unterbaufähige Waschvollautomat. Diese Maschine faßte 4 kg Wäsche, hatte 950 Schleudertouren und war - dank ihres Baukastensystems - ungewöhnlich servicefreundlich. Außerdem ließ sie sich formschön in die neue Einbauküche einfügen - ohne sichtbare Zu- und Abflußleitungen.[81)]

Und Ende der 60er Jahre gab's die ersten Constructa-Geräte mit Bio-Waschprogrammen.

5. Die 60er Jahre im Lintorfer Constructa-Werk

Slogan:

„Constructa! Jeder kennt Constructa, den meistgekauften deutschen Vollautomaten!"

Slogan:

„Sehen sie, alle 50 Sekunden verläßt eine Constructa geprüft und verpackt das moderne Fließband.

Alle 50 Sekunden wird eine Hausfrau stolze Besitzerin einer neuen Constructa. Millionen andere werden nicht ruhen, bis auch sie diese vollautomatische Waschmaschine besitzen."[82)]

Diese Werbeslogans zeigen, daß Constructa durch den Umzug nach Lintorf völlig andere Produktionszahlen aufweisen konnte, was durch Rationalisierungen und Betriebserweiterungen ermöglicht wurde.

Die Tagesproduktion konnte innerhalb von zwei Jahren von 430 auf 1.000 Geräte gesteigert werden. Und bald mußte man rund um die Uhr im 3-Schichten-Betrieb arbeiten, um der Nachfrage gerecht zu werden. Alle 55 Sekunden lief 1961/62 eine verpackte Constructa vom Fließband.[83)] Ein damaliger Mitarbeiter erinnert sich, daß in einer Schicht bis zu 952 Maschinen hergestellt wurden.[84)]

Doch nicht nur die Waschautomaten, die in Lintorf gebaut wurden, sondern auch Lintorf selbst hatte sich in dieser Zeit stark verändert. Lintorf war 1958 noch ein beschaulicher Ort und hatte damals rund 7500 Einwohner. Während die Constructa-Werke am 27. Februar 1958 offiziell in Lintorf ihren Betrieb aufnahmen, eröffnete im gleichen Monat der erste „Freiwahl-Selbstbedienungsladen" für Lintorf am damaligen Klosterweg.[85)]

---

80) KARL-WILHELM WINKELS, Eine Constructa, die nicht waschen kann. Der neue Constructa-Bügler, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 3/1964, S. 43/44

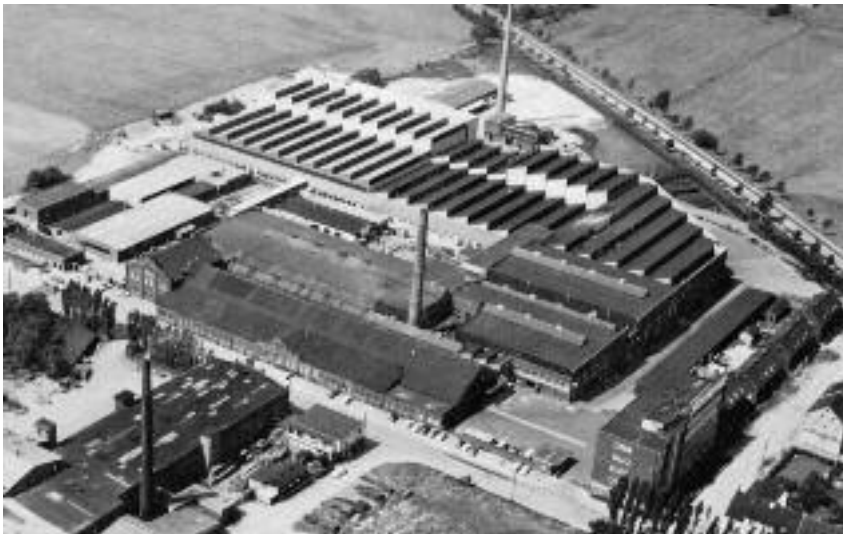
81) 45 Jahre Constructa, a. a. O., S. 22

82) HOFFMANN, a. a. O., „Zeitzeichen" vom 31.12.1996

83) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 18

84) Gespräche mit dem Ehepaar Fleischer am 20.05. und 06.07.1997

85) Neu für Lintorf: Selbstbedienung, in: RP vom 01.03.1958



Das Betriebsgelände im Jahre 1965 mit den neuen Hallen und dem neu errichteten Schornstein am Kesselhaus

Zwei Jahre später, am 04. Dezember 1960, wurde das Haus Anna eingeweiht, was sich nicht nur auf das kulturelle Leben in Lintorf auswirkte, sondern auch für die Constructa-Mitarbeiter wichtig war, wie später noch zu berichten sein wird.

Eine rege Bautätigkeit hatte Lintorf erfaßt und veränderte den Ort schon rein äußerlich enorm, sicherlich auch durch die Ansiedlung von vielen Constructa-Mitarbeitern. Lag die Einwohnerzahl Lintorfs 1960 bei 7.638, so hatte sie am 31. Dezember 1963 mit 9.197 bereits die 9000-er Grenze überschritten und stieg im Jahre 1966 über die 10.000 Marke (4. April 1966). Trotz des Umzugs der Constructa-Werke im Jahre 1968 lag die Einwohnerzahl am Ende dieses Jahres bei 10.613.[86)]

Das Bemühen, für Constructa-Betriebsangehörige geräumige und schöne Wohnungen zu schaffen, zeigte sich in der Siedlung Am Löken, wo 1960 32 Wohnungen bezogen wurden und in dem Wohnungsbauprojekt an der Duisburger Straße. Dort konnten etwas später im ersten Bauabschnitt etwa 30 weitere werkseigene Wohnungen bereitgestellt werden.

Die schon beim Umzug nach Lintorf angekündigte Erweiterung der Betriebsfläche war im Juli 1960 fertiggestellt. Die neuen Hallen wurden im September bezogen, da der Umzug während der Betriebsferien geschah. Damit konnte das Constructa-Werk Lintorf seine Produktion -von rund 12.000 Waschautomaten im Monat- wesentlich steigern. An die bestehenden Werkshallen waren neue Gebäude angefügt worden, durch welche die Produktions- und Lagerfläche des Lintorfer Werkes verdoppelt wurde. Zum Bauprojekt gehörte aber auch die Verbesserung und Vergrößerung der Sozialräume.[87)]

Die teilweise in Stahlkonstruktion, teils in Stahlbetonbauweise errichteten Hallen konnten die moderne Förderanlage des Fließbandes aufnehmen. Im Pressenhaus wurden zusätzliche Blechpressen montiert und der Maschinenpark bedeutend erweitert.

Mit der Fertigstellung der neuen Hallen konnten rund 300 zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen werden. Bereits vor diesem Zeitpunkt waren bei dem Lintorfer Werk rund 1300 Arbeiter und Angestellte tätig. Das Werk war damit der größte Arbeitgeber und der stärkste Gewerbesteuerzahler in Lintorf.[88)]

Am 8. Februar 1961 wurde das Unternehmen in CONSTRUCTA-WERKE GMBH, Düsseldorf umbenannt.[89)]

Wenn auch der Siegeszug der „Constructa" nicht aufzuhalten war, machte sich dennoch der verstärkte Konkurrenzkampf bemerkbar. Der weitsichtige Unternehmer Heinrich Reining wußte: Sollte das bisher Erreichte gehalten werden, war es erforderlich, das Unternehmen auf eine breitere finanzielle Basis zu stellen. Er führte Verhandlungen mit der Siemens Electrogeräte AG, München, die wohl elektrische Waschmaschinen, aber keine Waschvollautomaten herstellte.[90)]

Am 30.Juni 1961 veräußerte Reining die Constructa-Werke, die sein überragender Erfolg waren, an den größten Elektrokonzern Deutschlands, an Siemens. Planvolles unternehmerisches Denken und eine ausgeprägte soziale Einstellung seinen Mitarbeitern gegenüber veranlaßten ihn, die Constructa-Werke dem Siemens-Elektrounternehmen zuzuführen. Er meinte, er sei in einem Alter, in dem man „sein Haus bestellen" müsse. Knapp drei Monate später, am 29. September 1961, verstarb Heinrich Reining plötzlich im Alter von 76 Jahren.[91)]

Alle kannten Heinrich Reining als erfolgreichen Kaufmann und Unternehmer, aber in seinen geschäftlichen Unternehmungen zeigte sich nur ein Teil seines Wesens. Zu dem wahren Bild Reinings gehörte auch seine Hilfsbereitschaft jedem gegenüber, der in Not war und mit der Bitte um Hilfe zu ihm kam. Sein Verständnis für seine Mitarbeiter und seine Bereitschaft, ihre Leistungen anzuerkennen, zeigten ihn als echten Menschenfreund. Er war ein heiterer, geselliger Mann, der es verstand, die Menschen in seinen Bann zu ziehen.

Bei der Übernahme der Constructa-Werke durch das Haus Siemens zählte das Unternehmen rund 3500 Mitarbeiter bei einer Monatsproduktion von rund 20.000 Constructa-Wasch- und Trockenautomaten.[92)]

Nach der Übernahme des Werkes wurde im Juli 1962 verständlicherweise in der Betriebsversammlung die allgemeine Lage des Unternehmens erörtert. Man stellte fest, „daß in keiner Weise Anlaß zum Pessimismus gegeben sei. Im Gegenteil: Herr Becker (Betriebsratsvorsitzender) unterrichtete die Belegschaft über die Ergebnisse von Prüfungen der Erzeugnisse durch neutrale Forschungsinstitute. Mit Genugtuung hatte die Versammlung zur Kenntnis genommen, daß das Constructa-Waschverfahren als Strömungsverfahren nunmehr patentrechtlich geschützt ist."[93)]

Als erstes Gerät nach der Übernahme durch Siemens brachten die Constructa-Werke 1962 eine Waschkombination, die M5, heraus.

Am 11. Januar 1963 feierte die CONSTRUCTA-WERKE GMBH ihr zehnjähriges Bestehen. Den Stamm der Belegschaft bildeten nur wenige Mitarbeiter, die teilweise aus der Heinrich Reining GmbH, einer Unternehmung des Firmengründers, übernommen wurden. Immerhin waren es bereits 46 Jubilare, die über zehn Jahre im Dienst des Hauses standen.[94)]

---

86) Niederschriften der Gemeinderatssitzungen der Gemeinde Lintorf, Stadtarchiv Ratingen: Sitzungsprotokolle der Gemeindevertretung Lintorf 1953-1961, Teil C/P456
THEO VOLMERT: Lintorf - Berichte, Bilder, Dokumente 1815-1974, Lintorf 1987, S. 229 und S. 298

87) Constructa verdoppelt Betriebsfläche, Rund 300 neue Arbeitsplätze - Neue Hallen werden im September bezogen, in: RP vom 23.07.1960

88) Ebd.

89) BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH, a.a.O., S.59

90) Ebd.

91) BECHER, Düsseldorfer Unternehmer-Profile. Heinrich Reining 1885-1961, a.a.O., S.47

92) BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH, a.a.O., S.59

93) Betriebsversammlung am 27. Juli 1962, in: Constructa-Familie, 9/1962, S. 135

94) Unsere Jubilare, in: Constructa-Familie, 2.Jg., 1/1963, S.12

Es klang fast wie ein Märchen: Erst vor zehn Jahren begann man in einer kleinen Montage-Werkstatt in Düsseldorf-Oberkassel mit dem Bau des ersten Waschvollautomaten. Innerhalb von zehn Jahren entstand aus einem handwerklichen Betrieb ein Industrieunternehmen mit über 3000 Mitarbeitern.

„Dies war nur möglich, weil der unternehmerische Geist einer klugen kaufmännischen Geschäftsleitung es verstand, dem Unternehmen hervorragende Techniker zu verpflichten, dem Ganzen einen eigenen Stempel aufzudrücken und den Namen CONSTRUCTA zu einem Begriff werden zu lassen."[95)]

Nicht nur die Constructa-Automaten, sondern auch die Menschen, die das Constructa-Unternehmen mit ausmachten, waren für die Fachhändler und für die Kunden ein Begriff. Constructa-Mitarbeiter haben es in sich, sagte man sehr selbstbewußt: „geweckt und gefördert durch einen Geist, der alle - bis in die Familien hinein - formt und bindet."[96)]

Diese Constructa-Mitarbeiter und -Mitarbeiterinnen kamen jeden Tag aus den unterschiedlichsten Orten zur Arbeit nach Lintorf, mit zum Teil sehr langen Anfahrtwegen. Sie trugen mit dazu bei, daß Lintorf z.B. 1963 erheblich mehr Einpendler (1.934) als Auspendler (1.257) hatte. (Vergleich zu 1950: Auspendler: 820 / Einpendler: 439)[97)]

1963 wurde auch die Geschäftsleitung erweitert. Das lag aber nicht nur an den ständig wachsenden Produktionszahlen. Der Aufsichtsrat hatte mit Bedauern dem Wunsche des Herrn Böcker stattgegeben, ihn aus Gesundheitsgründen zum 31. Dezember 1963 von der Geschäftsführung der CONSTRUCTA-WERKE GMBH zu entbinden.

Darum wurde die Geschäftsleitung um die Herren Bielitz, Mohr und Dr. Vox erweitert.[98)]

Mit dem bisherigen Geschäftsführer Ernst Böcker schied ein Mann aus dem Unternehmen aus, der maßgeblich die Constructa-Werke geprägt hatte.

Obwohl durch Konkurrenz-Unternehmen ein gewisser Preisdruck entstanden war, hatte die Produktion 1964 Mühe, der Nachfrage gerecht zu werden. „Die augenblickliche turbulente Situation in Fertigung und Vertrieb ist kennzeichnend für die große Nachfrage nach unseren Geräten", schrieb dazu die Werkszeitschrift.[99)] Erfreulich war vor allem das aufstrebende Exportgeschäft.

Der Umsatz des Lintorfer Werkes stieg kontinuierlich und relativ stark an. Die Marktforscher waren der Meinung, daß sich diese Entwicklung mit mehr oder weniger großen Schwankungen noch einige Zeit fortsetzen würde. Man mußte sich deshalb Gedanken darüber machen, wie der weitere Ausbau des Werkes dieser Entwicklung gerecht werden konnte.

Bis dahin waren, um die Automaten bauen zu können, viele Teile von auswärts bezogen worden, die im eigenen Werk billiger und schneller hätten gefertigt werden können. Es fehlte aber an Kapazität, besonders in der Vorfertigung.

Um die Produktion zu erhöhen und die Fertigungstiefe[100)] zu vergrößern, damit wirtschaftlicher zu arbeiten und von Zulieferanten unabhängiger zu sein, wurde 1964 beschlossen, eine neue Halle zu bauen. Sie sollte alle Maschinen aufnehmen, welche nötig waren, sowohl die neuen als auch die bisher auswärts gefertigten Schweiß-, Stanz- und mechanischen Teile herzustellen und das dafür benötigte Material lagern zu können. Die Maschinen mußten natürlich in einer vernünftigen, dem Fertigungsfluß entsprechenden Weise, einander zugeordnet sein. Deshalb waren auch, bis auf die großen Ziehpressen, alle in der alten Halle stehenden Maschinen umgestellt worden.[101)]

Die neue Halle hatte eine Gesamtfläche von 5.130qm und zwei verschiedene Höhen. Der hohe Teil war 11 Meter hoch und für die Erweiterung des Lagers und später eventuell der Zieherei gedacht, der niedrigere mit 6,20 Meter Höhe für die Erweiterung der mechanischen Fertigung und des Werkzeugbaues.[102)]

Die Bauzeit war mit sieben Monaten verhältnismäßig gering. Trotzdem konnten am 1. Juli 1965 schon die ersten Maschinen in die neue Halle gestellt und angeschlossen werden. Die Versorgung mit Elektrizität, Wasser und Luft wurde so geplant, daß sie möglichst universell und Maschinen-Umstellungen, die durch Änderung von Teilen immer wieder erforderlich sind, ohne große Schwierigkeiten und Kosten durchgeführt werden konnten.

Auch der Musterbau hatte mit dem Neubau eine schöne neue Werkstatt bekommen. Beheizt wurde die Halle durch eine moderne Deckenstrahlungsheizung, die von 170° C heißem Wasser durchflossen wurde und der Halle auch bei tiefsten Außentemperaturen die richtige Raumtemperatur gab.[103)]

Neben der Halle entstand der sogenannte Kopfbau, ein Gebäude, in dem in drei Fluren die Büros der Fertigung und technische Büros untergebracht waren. Im zweiten Flur, zu ebener Erde, konnte ein neuer und freundlicher Eßraum entstehen. Der Kopfbau war im Sommer 1966 bezugsfertig.

Des weiteren kam noch ein Anbau an das Kesselhaus mit einem neuen Kessel hinzu, um die neuen Gebäude auch mit genügend Heißwasser für die Raumheizung versorgen zu können. Die Leistung des neuen Kessels betrug 6 Millionen WE pro Stunde. Das erforderte einen neuen Schornstein, der

---

95) BECHER, Die CONSTRUCTA-WERKE GMBH, a.a.O., S.59

96) Menschen, die Constructa bauen, a.a.O., S. 38

97) Ebd.
VOLMERT: Lintorf - Berichte, Bilder, Dokumente 1815-1974, a.a.O., S. 227 und S. 281

98) Geschäftsleitung wurde erweitert, in: Constructa-Familie, 3/1963, S. 50

99) HENNING BERNITT, Kölner Messe im Blickpunkt, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 1/1964, S.4
Betriebsratsversammlung am 24. Juli 1964, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 2/1964, S.57

100) Geringe Fertigungstiefe bedeutet: Zu viele Teile werden von Fremdfirmen bezogen und selbst zu wenig hergestellt.

101) HANS SCHMID, Neubauten in unserem Lintorfer Werk, in: Constructa-Familie, 4. Jg., 3/1965, S. 52

102) Ebd., S. 53

103) Ebd.

nach den modernsten Gesichtspunkten der Luftreinhaltung konstruiert und etwa 55 Meter hoch war. Er steht auch heute noch direkt neben der Autobahn nach Krefeld. Die Kosten allein für den Schornstein betrugen etwa 100.000,- DM, was den Kosten eines damaligen Eigenheims gleichkam.[104)]

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Neubau der Halle und der Erhöhung der Vorfertigungs-Kapazität stand die sogenannte Flußumkehrung in der Montagehalle. Aus dem bisherigen, in kreisähnlicher Form angelegten Montageband, über das fast alle Typen der Maschinen laufen mußten, waren drei gerade, übersichtliche Montagebänder geworden, die eine wesentlich höhere Kapazität hatten. Zwei Bänder davon erhielten je einen modernen Prüfstand mit automatischer, zum Teil elektronischer Steuerung. Diese Prüfstände ermöglichten es, die Qualität der Waschautomaten noch zu verbessern. Dadurch, daß man auf jedem der Bänder nur ein oder zwei Typen fertigte, wurde auch ein kontinuierlicher Bandablauf mit wesentlich weniger Umstellungen und damit auch weniger Verlustzeiten ermöglicht.[105)]

Mit diesen Umbauten glaubte man für die nächsten Jahre gerüstet zu sein. Auf dem zum Werk gehörenden Gelände hatte man aber die Möglichkeit -wenn die Marktsituation es erforderte- die Fertigungsstätten um mehrere tausend Quadratmeter zu erweitern. Im Februar 1965 war die Zahl der Mitarbeiter auf über 3600 angestiegen.[106)]

Am 22. November 1965 schließlich besuchte der damalige nordrheinwestfälische Wirtschaftsminister Kienbaum die Constructa-Werke in Lintorf.[107)]

Es schien alles in bester Ordnung. Doch schon seit einiger Zeit war eine gewisse Unruhe zu verspüren, und Gerüchte waren im Umlauf, daß Constructa von Lintorf wegziehen würde, obwohl doch in den Jahren 1965/1966 sehr stark investiert wurde. Um die Bevölkerung zu beruhigen, war am 12. April 1967 ein Zeitungsartikel mit den Schlagworten „Produktion soll erhöht werden" und „Von Entlassung keine Rede" herausgekommen.[108)]

In diesem Artikel hieß es: „Die Constructa-Werke GmbH, Lintorf, beabsichtigt, ihre Produktion im Vergleich zum Vorjahr zu erhöhen. Das erklärte in einer Pressebesprechung Josef Unzeitig, Geschäftsführer und kaufmännischer Direktor der Gesellschaft. Damit dürften eindeutig alle Gerüchte wiederlegt sein, die von einer Einschränkung der Produktion in Lintorf oder gar von einer Verlegung großen Stils nach Berlin (Siemens) sprechen. Tatsache ist weiterhin, daß bei der Siemenstochter Constructa Rationalisierungsmaßnahmen vorgenommen werden."

Allerdings sollten die beiden Entwicklungsabteilungen vereint werden, da sowohl bei Constructa als auch im Hause Siemens in Berlin Waschmaschinen gebaut wurden.

---

104) Ebd., S. 54

105) Ebd.

106) Die Constructa-Werke GmbH, Hrsg.Constructa-Werke GmbH, Lintorf, 1965, S. 3 (Redaktion: Leopold Becher)

107) Position der Verbraucher stärken. Wirtschaftsminister besuchte die Constructa-Werke, in: RP vom 23.11.1965

108) Constructa ist optimistisch: Produktion soll erhöht werden. Von Entlassung keine Rede. Rationalisierung, in: RP vom 12.04.1967

So wurde das Entwicklungsbüro im Zuge der Rationalisierung allein in Berlin weitergeführt. Dafür sollten der gesamte Werkzeugbau und die mechanische Werkstatt in Lintorf konzentriert werden.

Der Grund lag auch in der wirtschaftlichen Flaute, und die Nachfrage nach Haushaltsgeräten aller Art hatte sich seit Mitte Dezember des Jahres 1966 verringert. Der Rückgang betrug 10 bis 20% gegenüber dem Vorjahr. Seit Anfang März 1967 meldeten jedoch die Händler eine spürbare Belebung des Absatzes. Die Direktoren erklärten übereinstimmend, Constructa wolle in diesem Jahr ihre Produktionszahlen gegenüber 1966 sogar noch erhöhen, sofern die wirtschaftliche Entwicklung „keinen Strich durch die guten Absichten macht."[109)]

Rund 1500 Beschäftigte waren zu der Zeit in dem großen Lintorfer Werk, das über ein Gelände von 100.000 qm verfügte, tätig. 30 bis 40% davon waren mittlerweile Ortsansässige, die anderen erreichten die Firma per Pendelverkehr. Die Rationalisierungsmaßnahmen sollten letztlich dem einen gelten: wettbewerbsfähig zu bleiben, um den Arbeitsplatz jedes einzelnen zu erhalten.

Um der Schwemme der billigeren italienischen Waschmaschinen pari bieten zu können, wurde ein neues Modell, ein Waschvollautomat entwickelt, dessen Preis unter 1000,- Mark lag. Damit sollte Constructa auch bei Käuferschichten, die keinen Wert auf eine luxuriöse Ausführung legten, konkurrenzfähig bleiben.[110)]

Nach wie vor blieben die Gerüchte, daß die Produktion von Waschmaschinen in Lintorf eingestellt werde. Die Folgerung allerdings, die Siemens AG werde das Constructa-Werk überhaupt aufgeben, wollte man zu diesem Zeitpunkt noch nicht glauben.

Kenner der Lintorfer Verhältnisse waren der Ansicht, daß die Siemens AG den Waschmaschinen-Bau voraussichtlich in Berlin konzentrieren werde. Das Lintorfer Werk würde dann Zulieferer von Einzelteilen, hieß es. Diese Entwicklung war um so wahrscheinlicher, als das Werk zu dieser Zeit etwa 40 Facharbeiter suchte. Die Zahl der Arbeiter hatte sich bei der

Der Constructa-Männergesangverein „Frohsinn"

Constructa bis dahin kaum verringert, während ein großer Teil der Angestellten aus dem Betrieb ausgeschieden war. Man ging davon aus, daß insgesamt knapp 600 Arbeitnehmer von der 1966 beschlossenen Rationalisierung betroffen waren.

In einer Presseerklärung vom 20. März 1968, in der von „Constructa stellt um" die Rede ist, gab sich Constructa optimistisch.[111)]

Doch schon gut eine Woche später (29. März 1968) wurde die Verlagerung von Lintorf nach Berlin bekannt. Dies war bei der Hauptversammlung durch den Vorstand der Siemens AG in München mitgeteilt worden.[112)]

Constructa-Wasch- und Spülautomaten sollten künftig nur noch in Berlin produziert werden. Die Produktion in Lintorf würde stillgelegt. Zu diesem Zeitpunkt lief in Lintorf noch ein Fertigungsband. Die Verlagerung der Produktion nach Berlin sollte allerdings keinen wesentlichen Einfluß auf die zukünftige wirtschaftliche Entwicklung haben, da die Herstellung von Einzelteilen auch weiterhin im Lintorfer Constructa-Werk sein sollte. Für die Facharbeiter aber schien auf Dauer die Vollbeschäftigung im Lintorfer Werk garantiert zu sein.

Doch im Mai 1968 wurden die schlimmsten Befürchtungen zur Gewißheit.

Constructa-Haushaltsmaschinen sollten ab 1. Januar 1969 nur noch in Berlin produziert werden. Die Siemens-Electrogeräte GmbH verlegte damit den Lintorfer Betrieb mit etwa 1000 Beschäftigten

109) Ebd.

110) Ebd.

111) Constructa stellt um, in: RP vom 20.03.1968

112) Verlagerung von Lintorf nach Berlin, in: RP vom 29.03.1968

in die deutsche Hauptstadt. Die technische Abteilung der Constructa GmbH Lintorf gehörte schon seit dem 1. Januar 1968 zu der Siemens GmbH. Davon getrennt bestand die Constructa Vertriebsgesellschaft. Nur sie sollte mit 50 bis höchstens 80 Betriebsangehörigen weiter in Lintorf verbleiben. Die Konzentration der Produktion bei Siemens bedeutete für die Gemeinde Lintorf den Verlust des ehemals größten Gewerbebetriebes. Mit diesem Schritt der Siemens-Electrogeräte GmbH war zwar seit einiger Zeit gerechnet worden. Bis dahin hatte die Constructa GmbH aber lediglich verlauten lassen, daß der Fertigbau von Haushaltsgeräten in Lintorf eingestellt, aber weiterhin Einzelteile im dortigen Werk produziert würden.[113)]

Die Verlagerung des technischen Betriebes von Lintorf nach Berlin vollzog sich in drei Phasen. Im Juli 1968 bereits konnte die sogenannte Montage-Linie 2 verlegt werden. Im November schloß sich die Montage-Linie 1, der Rest des Steuerungsbaus, sowie die Lackiererei an. Im Dezember und im Januar 1969 folgten dann die Verlagerung der Vorfertigung einschließlich Dreherei, der Bonderanlage und des Werkzeugbaus. In entsprechender Reihenfolge wurden auch Lager, Revision, Verwaltung und Betriebswerkstatt nach Berlin übergesiedelt.[114)]

Die sehr günstige Lage auf dem Arbeitsmarkt im Raum Ratingen machte es den Arbeitnehmern, die nicht mit nach Berlin übersiedeln wollten leicht, einen neuen Arbeitsplatz zu finden. Was die Beschäftigungssituation der Arbeitnehmer betraf, so strebte die Siemens-Gerätebau GmbH dagegen an, möglichst viele Arbeitskräfte nach Berlin mitzunehmen.

Knapp 1000 Arbeitsplätze sollten der Gemeinde Lintorf durch die Konzentration der Haushaltsgeräte-Produktion in Berlin zunächst verlorengehen. Rund 800 Arbeitnehmer wollte Siemens für das Berliner Werk übernehmen.[115)]

Den Betriebsangehörigen, die sich bereit erklärten, in Berlin weiterzuarbeiten, machte die Siemens-Electrogeräte GmbH in einer Betriebsvereinbarung attraktive Angebote. Wohnungen sollten gestellt und die Umzugskosten erstattet werden. Auch veranstaltete das Werk kostenlose Fahrten nach Berlin und zurück zur Besichtigung des Arbeitsplatzes und der Wohnungen. Für den Fall höherer Mieten in Berlin war ein Mietausgleich bis zu drei Jahren zugesagt. Schließlich wurde in Berlin eine einmalige Sondervergütung von 1500,- Mark bei Dienstantritt gewährt. Hinzu kam ein Dienstalters-Zuschlag von 50,- Mark pro begonnenem Beschäftigungsjahr bei Siemens oder Constructa. Helmut Bandel, Ortsbeauftragter des DGB in Ratingen meinte: „Dieser Sozialplan ist sehr gut."[116)]

In einer Presseverlautbarung hieß es: „Für Mitarbeiter, die nicht nach Berlin wollen, aber bis zum Zeitpunkt der Fertigungsverlagerung im Betrieb Lintorf bleiben, ist eine Hilfe des Hauses Siemens bei der Beschaffung neuer Arbeitsplätze vorgesehen."[117)] Arbeitnehmer erhielten, wenn sie bis zur Betriebsverlagerung bei Siemens blieben, 500,- Mark Sonderzahlung und ebenfalls Dienstalterszuschlag. Arbeitnehmer, die das 60. Lebensjahr vollendet hatten und zehn Jahre dem Betrieb angehörten, erhielten die Leistungen der firmeneigenen Altersfürsorge.

Wer nicht mit nach Berlin ging und eine Werkswohnung in Lintorf hatte, stand bis zum 30. September 1970 unter Kündigungsschutz.

Völlige Unklarheit bestand Mitte Mai 1968 darüber, wie das Constructa-Werk in Zukunft genutzt werden sollte. Auch die Gemeinde wollte dabei, nach Aussage des damaligen Amtsdirektors Overmans, ein Wort mitreden: „Constructa war ein sauberes Werk. Das spielt für uns bei den weiteren Überlegungen eine Rolle."[118)]

Die Siemens Electrogeräte GmbH verlegte den Lintorfer Betrieb mit etwa 1.000 Beschäftigten nach Berlin. Damit wurden Constructa-Haushaltswaschmaschinen ab dem 1. Januar 1969 nur noch in Berlin hergestellt. Die Constructa-Vertriebsgesellschaft und die Werbeabteilung mit etwa 80 Beschäftigten blieben bis 1970 und zogen dann nach Düsseldorf an die Börnestraße. Bis zum 31. Dezember 1971 haben sie hier weitergearbeitet. Aber dann haben auch sie dort ihre Arbeit eingestellt und alle Unterlagen nach München abgegeben.[119)]

Die Fußballmannschaft

113) HANS WENDEROTH, Siemens konzentriert in Berlin, Lintorf verliert 1000 Arbeitsplätze, in: RP vom 14.05.1968

114) Ebd.

115) Siemens möchte viele Mitarbeiter mitnehmen. Der Sozialplan für die Umsiedlung nach Berlin, in: RP vom 15.05.1968

116) Ebd.

117) WENDEROTH, Siemens konzentriert in Berlin, a.a.O., in: RP vom 14.05.1968

118) Siemens möchte viele Mitarbeiter mitnehmen, a.a.O., in: RP vom 15.05.1968

119) Gespräche mit Herrn Johannes Bollien

6. Gesellschaftliche und soziale Einbindung der Mitarbeiter

Im Laufe der letzten zwei Jahre konnte ich mit vielen ehemaligen Constructa-Mitarbeitern sprechen. Sie alle erzählten von einer „guten Zeit" bei Constructa. Das Gefühl, bei Constructa Verantwortung im Betrieb zu haben, klang bei allen Gesprächen durch. Einige erzählten aber auch sehr selbstbewußt, daß sie stolz darauf seien, bei Constructa gearbeitet zu haben.

Hier spürt man immer noch, wie eine unternehmerische Idee umgesetzt wurde, um etwas Gutes mit Freude zu schaffen und mit ebensolcher Freude zu verkaufen.

Einerseits gute und gewissenhafte Arbeit einzufordern, andererseits aber die Firma als Familie zu sehen, die miteinander auskommen muß, diese Philosophie ist nicht zuletzt auf den Firmengründer Heinrich Reining zurückzuführen.

Schon in den Anfängen, noch unter dem Namen „Peter Pfenningsberg GmbH Maschinenfabrik", empfand es Heinrich Reining als notwendig, die Mitarbeiter eng an das Unternehmen zu binden.

Dabei war nicht nur der Firmenleitung klar, daß der gute Name eines Produktes mitverkauft wird. Die gewissenhafte Arbeit jedes einzelnen aber schafft diesen Namen. Er ist das unsichtbare Aushängeschild eines jeden Unternehmens. Und so lange kann man nicht aus Überzeugung von einem Mitarbeiter sprechen, solange er nicht bereit ist, mitzudenken und mitzuarbeiten.[120)]

„Ein gutes Betriebsklima - das heißt: ein Betriebsklima, in dem sich der einzelne zum eigenen und des Ganzen Vorteil wohlfühlen und entfalten kann - hängt nun nicht nur von irgendwelchen höheren Stellen oder von den „anderen" ab, sondern von jedem einzelnen selbst. Die Einstellung des einzelnen zum Betrieb, zum Mitmenschen, zur Gesellschaft, zum Kollegen, zum Untergebenen und zum Vorgesetzten - sie bestimmt im wesentlichen das sogenannte „Betriebsklima"", so hieß es einmal in der Werkszeitschrift.[121)]

Diese Werkszeitschrift sollte ein echtes Bindeglied sein zwischen den Familien der Mitarbeiter und dem Unternehmen. Solche Überlegungen führten zu dem Entschluß, die 1962 erstmals veröffentlichte Werkszeitschrift - CONSTRUCTA-FAMILIE - zu nennen und an alle 3500 Mitarbeiter des Unternehmens auszugeben.

Um den Mitarbeiter besser einbinden zu können, wurden auch eine Reihe von sozialen Leistungen angeboten. Hier seien nur einige erwähnt.

Der eher abgelegene Standort des Lintorfer Werkes ließ den Arbeitsweg für viele Mitarbeiter zum Problem werden, bei dessen Lösung die Personalabteilung durch Verhandlungen mit den öffentlichen und den für Constructa fahrenden privaten Busunternehmen nach besten Kräften mitzuwirken bemüht war. Es gab Firmenbusse, die die Mitarbeiter von Styrum, Mülheim, Krefeld und Düsseldorf abholten. Auch eine Umgestaltung der Fahrpläne konnte erreicht werden, durch die die Anfahrtszeiten erheblich gesenkt wurden.[122)]

Sinngemäß läßt sich Gleiches auch über die Ausgabe des Mittagessens in der Kantine sagen, das firmenseitig subventioniert wurde. Da das Werk über keine eigene Werksküche verfügte, war man auf selbstständige Lieferanten von Kantinenverpflegung angewiesen.

Der Wirt Herr Mentzen vom Gasthaus nebenan fuhr mit einem Wagen durch die Hallen und verkaufte Getränke, Würstchen etc. Wenn Überstunden geleistet wurden, bekam man sogar kostenlos Verpflegung gestellt, auch dies über Herrn Mentzen. Wenn länger gearbeitet wurde, erhielt man 3,- DM-Gutscheine, die man bei Herrn Mentzen eintauschen konnte.[123)]

1963 lag der Tarifurlaub bis zum vollendeten 25. Lebensjahr bei 15, bis zum vollendeten 30. Lebensjahr bei 18 und nach dem vollendeten 30.Lebensjahr bei 21 Werktagen. Dabei ist zu beachten, daß in je 6 Urlaubstagen ein Samstag mitgerechnet werden mußte, und die Arbeit war nicht immer leicht.[124)]

Darum war unter ganz bestimmten Voraussetzungen die Verschickung von Mitarbeitern in ein betriebseigenes Erholungsheim möglich. Hierbei hatte vor allem auch der Werksarzt, Herr Dr. Hartwig, ein gewichtiges Wort mitzureden.

Dieses Ferien-/Erholungsheim der Firma Constructa lag in Cobbenrode im Sauerland. Hier durfte man sich bis zu drei Wochen aufhalten, ohne daß der Urlaub angerechnet wurde, das Gehalt wurde weitergezahlt. Einige Mitarbeiter sahen den Aufenthalt in Cobbenrode sozusagen als „Dankeschön" für die geleistete Arbeit.[125)]

Die soziale Aufgeschlossenheit des Unternehmens zeigte sich auch in der Gewährung von Vorschüssen und Darlehen. Hierzu wäre noch anzumerken, daß diese Unterstützungskasse Zuwendungen an die Mitarbeiter des Hauses zahlte, die unverschuldet, vor allem durch längere Krankheit, in Not geraten waren.[126)]

Bei der Betriebsversammlung am 28. Februar 1964 konnte wieder für alle Mitarbeiter eine Jahresprämie und zum 1. Mai ein Maigeld zur Ausschüttung zugesichert werden.[127)]

Nicht zuletzt der gute Ruf, den eine Firma durch vorbildliche Lehrlingsausbildung erwerben und der mit zu einem guten Öffentlichkeitsbild beitragen kann, veranlaßte die Firma Constructa, Lehrlinge auszubilden. Dabei konnte festgestellt werden, daß im Betrieb -neben anderen jungen Leutenschon eine Anzahl von Lehrlingen ihren beruflichen Werdegang be-

---

120) HELMUT SCHNELL, Unsere Personalabteilung, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 1/1964, S. 5-9

LEOPOLD BECHER, Einmal Rang bitte! in: Constructa-Familie, 2.Jg., 1/1963, S. 2

121) Miteinander oder gegeneinander, a.a.O., S. 34

122) HELMUT SCHNELL, Unsere Personalabteilung, a.a.O., S. 5-9

Gespräche mit Herrn Johannes Bollien

123) Gespräche mit dem Ehepaar Fleischer am 20.05. und 06.07.1997

Gespräche mit Herrn Johannes Bollien

124) HEINZ SCHLAPE, Freistellungsanträge, in: Constructa-Familie, 2. Jg., 2/1963, S. 30

125) Gespräche mit dem Ehepaar Fleischer am 20.05. und 06.07.1997

126) Betriebsversammlung am 27. Juli 1962, in: Constructa-Familie, 9/1962, S. 135

127) Letzte Meldung: Betriebsversammlung am 28.2.1964, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 1/1964, S. 9

Im renovierten Backsteinbau der früheren Hoffmann-Werke hat jetzt die Firma Paas Spedition GmbH ihren Sitz

gonnen hatten, weil der Vater dort arbeitete.[128)]

Die einmal im Jahr stattfindende Jugendfahrt hatte 1963 bereits schon eine Tradition. 1963 fuhren die Jugendlichen mit dem Omnibus in das Schwalmtal und in die Hinsbecker Schweiz.[129)]

Eine der vielen sozialen Einrichtungen der Constructa-Werke war aber auch die Kinder-Weihnachtsfeier, die alljährlich in der Rheinhalle in Düsseldorf für die Kinder der Betriebsangehörigen veranstaltet wurde. Im Dezember 1963 waren es einige Hundert Kinder, die daran teilnahmen.[130)]

Bald nach der Firmengründung ging Heinrich Reining daran, den Bau von Wohnungen für Mitarbeiter voranzutreiben und konnte schon früh Mietwohneinheiten zur Verfügung stellen.

Die stürmische Aufwärtsentwicklung des Werkes machte es jedoch erforderlich, für den Wohnungsbau einen eigenen Träger zu bilden. So entstand eine neue Gesellschaft, die „Constructa-Wohnungsbau GmbH". Sie wurde mit beachtlichen finanziellen Mitteln ausgestattet, damit sie ihren Auftrag, Constructa-Werkssiedlungen zu bauen, erfüllen konnte.[131)]

Neben den Wohneinheiten in Düsseldorf wurde 1959, nach Kauf des Baugeländes von den Erben Frohnhoff, eine Wohnsiedlung von 19 Häusern mit 38 Wohneinheiten in Lintorf Am Löken geschaffen.

1961 errichtete die Firma Constructa am Lökesfeld insgesamt 36 Wohnungen und am Bleibergweg wurde ein Mietshaus mit 8 Wohnungen bezogen; ein weiteres mit insgesamt 24 Wohneinheiten wurde hier kurz danach bezugsfähig.

Drei Häuserblocks mit 34 Mietwohnungen entstanden an der Duisburger Straße, und kurze Zeit später wurde eine Siedlung mit 90 bis 100 Mietwohneinheiten An den Dieken bezugsfertig.

Diese Wohnungsbau-Gesellschaft beteiligte sich aber auch an der Finanzierung eigener Bauvorhaben der Mitarbeiter. Bis 1962 wurden 7c-Darlehen in Höhe von 3/4 Millionen DM an Belegschaftsmitglieder gewährt.[132)]

Nicht nur die Firma, sondern auch die Belegschaftsmitglieder selbst zeigten Hilfsbereitschaft gegenüber anderen. So konnte auf der Betriebsversammlung vom 27. Juli 1962 über die Sammelaktion zugunsten der 1962 Flutgeschädigten in Hamburg berichtet werden, zu der von den Belegschaftsmitgliedern jeweils 1,- DM gespendet wurde. Die Geschäftsleitung gab noch einen ansehnlichen Betrag hinzu, so daß eine Summe von 10.000,- DM abgeführt werden konnte.[133)]

Das gesellige Beisammensein und die gemeinsamen Aktivitäten außerhalb der Arbeitszeit wurden gefördert. Es gab regelmäßige Zusammenkünfte und kleine Feiern im Haus Anna. Artur Kipp hatte sich als Betriebsratsmitglied u.a. dafür eingesetzt.

Es gab aber auch Sportgemeinschaften und den Constructa-Gesangverein. Damit wurde ein weiterer Versuch unternommen, ein Bindeglied zwischen dem Werk, der Geschäftsleitung, den Mitarbeitern und den Familienmitgliedern zu schaffen, was die Mehrzahl der Betriebsmitglieder erfreute.

Der Constructa-Gesangverein war ein Männerchor. Das erste öffentliche Auftreten fand am 19. Mai im Lintorfer Haus Anna statt. Gegründet wurde dieser Werkschor MGV „Frohsinn" aber schon ein paar Jahre früher, am 30. August 1956 in Düsseldorf. Man hatte sich vorgenommen, „das deutsche Lied zu pflegen und zu fördern" und sich dem Werk bei besonderen Anlässen zur Verfügung zu stellen. 1961 wurde keinem geringeren als Quirin Rische - „einem Stern vom westdeutschen Komponisten- und Dirigentenhimmel" - die Leitung des Werkschores übertragen.[134)] Rische dirigierte damals 6 Chöre. Die Zahl der Sangesbrüder stieg von anfangs 20 auf etwa 40 Mitglieder an.

Bei zahlreichen Betriebs- und Stiftungsfesten sowie öffentlichen Konzerten konnte dieser Chor sein Können unter Beweis stellen. Insbesondere das alljährlich stattfindende Stiftungsfest erfreute sich sowohl innerhalb der Belegschaft, als auch in der breiten Öffentlichkeit außerordentlicher Beliebtheit.

Es gehörte zur Tradition des Constructa-Männergesangsvereins, in jedem Jahr eine Sängerfahrt zu

---

128) HUBERT SCHMIDT, Die Jüngsten der Constructa-Familie, in: Constructa-Familie, 7/1962, S. 99

129) E. SCH., Constructa-Jugend am Niederrhein, in: Constructa-Familie, 3/1963, S. 49

130) Rückblick auf die Kinder-Weihnachtsfeier 1963, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 1/1964, S. 16

131) Wohnungen für Mitarbeiter, in: Constructa-Familie, 1/1962, S.4

132) Ebd.

133) Betriebsversammlung am 27. Juli 1962, in: Constructa-Familie, 9/1962, S. 135

unternehmen. Am 10. Juli 1965 starteten morgens gegen 5 Uhr 50 Sangesbrüder mit dem Autobus zunächst bis nach Hannover und von dort aus mit dem Flugzeug nach Berlin. Hier traf man mit dem Werkschor „Deutsche Einigkeit" der Duisburger Kupferhütte zusammen. Unter der Leitung von Quirin Rische gaben beide Chöre gemeinsam im Tiergarten ein erstes Chorkonzert, und am Sonntagvormittag sangen die Chöre in der Konzertmuschel des Berliner Zoologischen Gartens.[135)]

Zum Programm gehörte auch die Besichtigung der Werksanlagen der Siemens-Electrogeräte AG in Berlin. Hier wurden Kühl- und Waschgeräte nach modernen Fertigungsmethoden hergestellt. Eifrig suchten die Constructa-Sänger nach Unterschieden gegenüber den Lintorfer Produktionsanlagen und Arbeitsmethoden.

Sein zehnjähriges Bestehen feierte der Lintorfer Constructa-Werkschor mit einem Chorkonzert im „Haus Anna". Diese Veranstaltung war schon Wochen vorher ausgebucht und wurde außerdem von dem befreundeten Männergesangverein „Eintracht 02" Lintorf und dem zu Besuch weilenden Berliner Siemenschor 1907 gestaltet.[136)]

Große Erfolge konnten die Betriebssportler aufweisen: Fußball, Tischtennis, aber auch Kegeln wurden gefördert.

Willi Helten war für den gesamten Betriebssport verantwortlich.

Alle vierzehn Tage trafen sich die „Star-Kegler" zu einem Kegelabend in Breitscheid.

Doch bekannter war die Fußball-Werksmannschaft der CONSTRUCTA-WERKE, die im Jahre 1961 Kreismeister des Bezirkes Düsseldorf wurde. Sie löste damit die Fußballmannschaft der Auto-Union, Düsseldorf, die 1959/60 und 1960/61 den Kreis- und den Niederrheinmeister stellte, ab.[137)]

Mit der gewonnenen Kreismeisterschaft hatten die Constructa-Fußballer die schwere Aufgabe, den Bezirk Düsseldorf bei der Niederrhein-Meisterschaft zu vertreten. Diese Aufgabe hatten die Fußballer vorbildlich gelöst und konnten damit den wertvollen Niederrhein-Pokal für den Betriebssport Düsseldorf erringen. Der Spielführer der Werksmannschaft, Sportsfreund Schillings, wurde durch die Verleihung der silbernen Ehrennadel noch besonders ausgezeichnet. Diese Mannschaft hatte durch vorbildliche Kameradschaft und überdurchschnittliche Einsatzbereitschaft diesen Sieg errungen.

Aber auch unter den einzelnen Abteilungen wurde eifrig Fußball gespielt, wie ein Fußball-Match am 8. Mai 1962 im Lintorfer Stadion zwischen Abteilung Verkauf gegen die übrige Verwaltung der Constructa-Werke bewies.

Da war natürlich das Fußballspiel das Tagesgespräch der Woche. Zum Spielschluß konnte die Mannschaft der Verwaltung noch ein Tor erzielen und gewann 3:2.[138)]

Als Anerkennung für die gewonnene Niederrhein-Meisterschaft erlaubte es die Geschäftsleitung, 1962 eine zweitägige Fahrt nach Antwerpen durchzuführen. Ganz im Zeichen der Völkerfreundschaft und der sportlichen Fairneß verlief das Fußballspiel mit der Antwerpener Mannschaft.

Auf der Platzanlage des belgischen Betriebes begann das Spiel mit folgender Aufstellung: Schellscheidt, Pulz (2.Hbz. Hoffmann), Roland, Karstedt, Kronwald, Wurow, Backhaus, Hajek, Kaspari, Schillings, Theyssen.

Auch dieses Spiel konnten die Constructa-Fußballer mit 2:4 für sich gewinnen.[139)]

Am 12. Juni 1965 veranstaltete die Betriebssportgemeinschaft sogar ein Sportturnier für die Freunde des Fußballspiels und des Tischtennis. Die Fußballmannschaft wurde dabei, ohne auch nur einmal ein Tor einstecken zu müssen, Pokalsieger.

Während die Fußballspieler im Regen um das Leder kämpften, spielte die Tischtennis-Mannschaft in der Lintorfer Turnhalle Am Weiher um den begehrten Pokal. Hier siegte ebenfalls die Constructa-Werksmannschaft. Damit ging auch der Tischtennispokal in den Besitz der Constructa-Mannschaft über.

Am Abend trafen sich auf Einladung der BSG Constructa alle Sportler mit ihren Begleiterinnen im Saal der Gaststätte „Zum Rosenkothen" in Tiefenbroich. Nach der Siegerehrung wurde kräftig das Tanzbein geschwungen.[140)]

Auch bei einem Fußballturnier im Juli 1965 in Neroth in der Eifel konnte der Pokal gewonnen werden. Dies war innerhalb von sechs Wochen der dritte Pokal, nach den Siegen der Fußballer und Tischtennisspieler am 12. Juni in Lintorf, den die erfolgreiche Betriebssportgemeinschaft erringen konnte.[141)]

An diesen Beispielen läßt sich erkennen, daß das Betriebsklima sehr gut war. Viele Mitarbeiter haben auch heute noch den Lintorfer Betrieb der Firma Constructa in guter Erinnerung, vor allem durch die sehr gute soziale Einstellung. Doch auch die Zusammenarbeit zwischen Firmenleitung und Mitarbeitern war sehr gut. „Die Zusammenarbeit von Mitarbeitern und Geschäftsleitung war einmalig",

---

134) Ein neuer Männerchor stellt sich vor, in: RP vom 05.05.1962

Ein neuer Männerchor stellt sich vor. CONSTRUCTA-Werkschor unter Quirin Rische vor dem ersten Konzert, in: Constructa-Familie, 5/1962, S. 70

Export in „Frohsinn". Der Constructa-MGV „Frohsinn" zu Gast beim Schubert-Quartett Holzminden, in: Constructa-Familie, 3. Jg., 3/1964, S. 44/45

135) LEOPOLD BECHER, Berlin läßt grüssen! Der Constructa-Männergesangverein gab ein Chorkonzert in Berlin, in: Constructa-Familie, 4. Jg., 3/1965, S. 50/51

136) Berliner Sänger beim Fest des Constructa-Werkschores, Ein ausgewogenes musikalisches Programm, in: RP vom 31.10.1966

137) WILLI HELTEN, Betriebssport. Fußballspiel um die Niederrhein-Meisterschaft 1961/62 in Solingen, in: Constructa-Familie, 4/1962, S. 54

138) FRIEDHELM KUX, Fußball-Match am 8. Mai im Lintorfer Stadion zwischen Verkauf und Verwaltung der Constructa-Werke, in: Constructa-Familie, 6/1962, S. 89

139) GÜNTHER HARTMANN, Betriebssport. Treffen S.O.A.T. Antwerpen - Constructa Lintorf, in: Constructa-Familie, 7/1962, S. 107

140) GÜNTHER HARTMANN, Große Erfolge unserer Betriebssportler, in: Constructa-Familie, 4. Jg., 3/1965, S. 62/63

141) Fußballturnier in Neuroth/Eifel, in: Constructa-Familie, 4. Jg., 3/1965, S.42

Das ehemalige Verwaltungsgebäude der Constructa GmbH mit der dahinter neu errichteten Halle für Post-Express

erinnert sich ein ehemaliger Mitarbeiter und ist der Meinung, daß man dies in den heutigen Firmen so nicht mehr vorfindet.[142)]

„Wir haben gedacht, wir könnten unseren Lebensabend bei Constructa beenden, keiner wäre von selbst gegangen", so die Meinung eines Ehepaares, das bei Constructa gearbeitet hat.[143)]

7. Constructa nach der Lintorfer Zeit

Ende der 60er Jahre waren die Jahre des intensiven wirtschaftlichen Wachstums und des Wirtschaftswunders vorbei. Der Umzug nach Berlin machte aber deutlich, daß man durch Konzentration der Haushaltgeräte-Produktion versuchte, trotzdem vor der Konkurrenz zu bleiben.

Der Wettbewerb war gewaltig. Vor allem aus Italien wehte ein scharfer Wind, und die Waschmaschinen-Preise „gingen in den Keller". Da es Anfang der 70er Jahre keine wirklichen technischen Neuigkeiten gab, überboten sich die Waschmaschinen mit der Anzahl ihrer Programme. Das ging bis zu 20 Varianten. Constructa warb mit dem einzigen unterbaufähigen Waschvollautomaten, mit Kochautomatik und Intervall-Programm zum Weich-, Glatt- und Bügelfertig-Schleudern.[144)]

Daneben blieb der Service nachahmenswert. Für den Fall des Falles verfügte Constructa über das dichteste Kundendienst-Netz Deutschlands. Anruf genügte!

Die 70er Jahre machten die Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums deutlich, und die Ölkrise mahnte zum Umdenken. So ist es nicht verwunderlich, daß zum 25-jährigen Bestehen der Firma Constructa eine ganz neue Frontlader-Reihe mit Waschkraftwähler und Spartaste zur individuellen und wirtschaftlichen Pflege auch kleinerer Wäschemengen herauskam.

Gegen Ende der 70er Jahre entwickelte Constructa Ideal-Lösungen für die immer kleiner werdenden Neubau-Wohnungen: Waschmaschinen und Schleudern in Niedrigbauweise, damit sie unter's Waschbecken passen, und den nur 45 cm schmalen Toplader. Natürlich drehte sich auch die Werbung um diese Raumspar-Geräte und um die kindersichere Öffnungstaste.[145)]

Die 80er Jahre waren auf Wirtschaftlichkeit programmiert. Auch an Constructa ging das Computer-Fieber nicht spurlos vorüber. Der erste Waschvollautomat mit Dialog-Elektronik stellte - je nach eingegebener Wäscheart, -menge und Sonderwünschen - automatisch das beste und wirtschaftlichste Programm zusammen, „aus über 1.000 Möglichkeiten."[146)] Rote oder grüne LED-Anzeigen signalisierten, was zu tun war, und informierten, was gerade lief.

1988 hatte Constructa eine ganz neue, besonders ökonomische und ökologische Waschmaschinen-Generation geschaffen. Sie sparte bis zu 50% Wasser, 40% Energie, 50% Zeit und jede Menge Waschmittel gegenüber 10-Jahre-alten Maschinen. Constructa entwickelte das neue Original-Multi-Sparsystem, das hieß: Die Wäsche wurde jetzt mit viel weniger Wasser sauber, weil sie zusätzlich von oben geduscht wurde. Außerdem paßte die Mengenautomatik den Wasserstand exakt der eingefüllten Wäschemenge und -art an.[147)]

In den 90er Jahren haben sich die Weltmärkte verändert. Milliarden wurden für Kommunikation ausgegeben.

Um den veränderten Werten, Wünschen und Ansprüchen gerecht zu werden, ging Constructa in den 90er Jahren ganz neue Wege.

Die ökonomischen und ökologischen Verbrauchswerte, die individuelle Programm-Vielfalt, die Zeitvorwahl (für's Waschen zum günstigen Nachtstromtarif) und die Constructa-Sicherheitsgarantie gegen Wasserschäden gehören zum Stand der neuen Technik.

1993 brachte Constructa den völlig neu entwickelten Typ des Frontladers auf den Markt: Die „Constructa viva". Kein Riesen-Geräte-Programm, sondern 3 Modelle, die sich im wesentlichen nur durch die Höhe der Schleuderzahl unterscheiden.

Dies ist Constructa-Qualität mit umweltschonender Technik und mit vernünftigen Verbrauchswerten, aber ohne kleinlichen Wassergeiz. Denn inzwischen weiß man, daß Waschmittelreste in der Kleidung zu allergischen Hautreaktionen führen können.

---

142) Gespräche mit dem Ehepaar Fleischer am 20.05. und 06.07.1997

143) Gespräche mit dem Ehepaar Fleischer am 20.05. und 06.07.1997

144) 45 Jahre Constructa, a.a.O., S. 28

145) Ebd., S. 32

146) Ebd., S. 38

147) Ebd., S. 42

Auch auf den Service ist Verlaß, denn die Constructa-Organisation nutzt das dichteste Kundendienst-Netz in Europa.[148)]

Heute zeigt Constructa mehr als nur Wäschepflege. Constructa bietet Lösungen zum Waschen, Trocknen und Geschirrspülen. Ein Programm mit vielen Ideen, die dem sinnvollen Fortschritt dienen und zeigen, welch hohen Maßstäben sich eine Pionier-Marke verpflichtet fühlt.

47 Jahre, nachdem die erste vollautomatische Waschmaschine in den Handel kam, steht „das Ding mit dem Bullauge" in 80% aller deutschen Haushalte.[149)]

8. Die Lintorfer Constructa-Anlagen von 1972 bis heute

Nach dem stufenweisen Abbau der Belegschaft der Constructa-Werke in Lintorf bis zum 31.12.1968 und dem Umzug der Produktion nach Berlin, herrschte zunächst noch völlige Unklarheit darüber, wie das Constructa-Werk in Zukunft genutzt werden sollte.

Firmen wie die Düsseldorfer Maschinenfabrik Jagenberg zeigten zwar Interesse am Kauf des Constructa-Geländes, doch die Fabrikations- und Lagerflächen blieben leer.

Bewegung in die Nachfolge der Fabrikhallen kam noch einmal, als 1970 die neugegründete Mannesmann-Röhren-Gesellschaft, die aus dem Zusammenschluß der beiden großen Röhrenhersteller Thyssen und Mannesmann entstand, von der Firma Siemens das Constructa-Gelände in Lintorf übernommen hatte und dort ihre Abteilungen für Neubau-Planung und Neubau-Ausführung unterbringen wollte.

Die Constructa-Vertriebsgesellschaft, die noch in Lintorf geblieben war, siedelte im Februar 1970 nach Düsseldorf um. Gleichzeitig geschah der Umzug der Firma Mannesmann nach Lintorf.

Aber auch Mannesmann blieb dort nur einige Jahre. Danach schien es so, als wären die Fabrikanlagen der Constructa-Werke, aber auch der Hoffmann-Werke, in Vergessenheit geraten. Die Anlagen standen still. Wucherndes Unkraut und eingeschlagene Scheiben boten ein trauriges Bild.

Nach Jahren des Verfalls der verlassenen Gebäude und Werkshallen stellte das Denkmalamt der Stadt Ratingen auf der Grundlage einer gutachterlichen Stellungnahme des zuständigen Rheinischen Amtes für Denkmalpflege vom 12. Juli 1994 einige Gebäudeteile der Wittener Gründungsfirma A. Bredt & Co. und der späteren Hoffmann-Werke am Breitscheider Weg 115-117 unter Schutz.[150)]

Die Gebäude der ehemaligen Hoffmann-Werke wurden entsprechend den Auflagen restauriert. Als Blickfang zogen nun die restaurierten Werke Gewerbeinteressenten in Scharen an. So entstand ein stiller Boom im unbekannten Gewerbegebiet der Hoffmann-Werke.[151)]

Zwischen 1996 und dem ersten Quartal 1998 wurden dort mehr als 20.000 Quadratmeter Nutzfläche reaktiviert, insgesamt 17 Unternehmen angesiedelt und 347 Arbeitsplätze geschaffen.[152)]

Während der traditionsreiche Backstein-Bau der ehemaligen Hoffmann-Werke am Breitscheider Weg 115 in Lintorf 1995 einen neuen Eigentümer durch die Ansiedlung der Spedition Paass erhielt und somit zwischenzeitlich einzelne Gebäude „an den Mann gebracht" wurden[153)], konnte zunächst für das Bürogebäude und die dazu gehörigen Hallen des ehemaligen Constructa-Geländes am Breitscheider Weg 117 kein Käufer gefunden werden. Sie standen immer noch leer.

Mit dem Erwerb des Bürohauses der Constructa-Werke am Breitscheider Weg 117 aus einer Mannesmann-Konkursmasse hat Wilhelm Paaß mit seinen beiden Söhnen Michael und Alexander einen weiteren Baustein für die Entwicklung des Gewerbegebietes gelegt.

Das Bürohaus hat Paaß von Grund auf renovieren lassen und nach den Wünschen der Mieter eingerichtet. Drei Firmen haben die Räume bereits bezogen: Der Express-Dienst „Deutsche-Post-Express", das Pharma-Unternehmen „Innoval" und „TIP-Trailer", der bundesweit größte Vermieter von LKW-Sattelaufliegern. TIP zog von Gelsenkirchen nach Ratingen, weil die Lage am Breitscheider Autobahnkreuz so verkehrsgünstig ist. Eigens für Post-Express wurde eine 1600 Quadratmeter große Umschlaghalle mit 36 Toren an das Bürohaus angebaut.[154)]

Und das könnte so weitergehen, denn es ist noch viel zu tun: Hinter dem Haus gibt es noch viele Fabrikhallen der ehemaligen Lintorfer Constructa-Werke, die reaktiviert werden müßten. Zwischen den schon sanierten Objekten am Breitscheider Weg 115 und 117 befinden sich ebenfalls noch alte Fabrikgebäude des ehemaligen Constructa-Geländes, die teilweise in beklagenswertem Zustand sind. Sie stehen in scharfem Kontrast zu den bereits sanierten Gebäuden. Ein abgerundetes Bild wird sich erst dann ergeben, wenn auch diese Flächen für den Gewerbepark erschlossen werden.[155)]

Michael Lumer

---

148) Ebd., S. 48 und S. 52

149 HOFFMANN, a. a. O., „Zeitzeichen" vom 31.12.1996

150) VON DER BEY, THELEN: Vom Fahrrad und Motorroller zur Motorkabine, a.a.O., S.179-192

151) ULLI TÜCKMANTEL, Stiller Boom im unbekannten Gewerbegebiet der Hoffmann-Werke, in: RP vom 17.06.1998

152) Ebd.

153) Kein Käufer vorhanden. Ehemaliges Mannesmann-Gebäude in Lintorf steht immer noch leer, in: Der Ratinger vom 22.01.1997

154) Eine Etage ist noch frei. Drei Firmen nutzen Bürohaus Breitscheider Weg 117, in: Ratinger Wochenblatt vom 18.06.1998

155) Hiermit möchte ich mich bei allen ehemaligen Constructa- Mitarbeitern bedanken, die zum Gelingen dieses Aufsatzes beigetragen haben. Mein besonderer Dank gilt Herrn Johannes Bollien, bei dem ich jederzeit Informationen und Tips einholen konnte.

Die Paass Spedition GmbH

Eine Unternehmensansiedlung in Ratingen-Lintorf

Die Geschichte der Ratingen-Lintorfer Neuansiedlung Paass Spedition GmbH begann im Jahre 1994. Mit dem Kauf des Betriebsgeländes der ehemaligen Solinger Fahrradfabrik und späteren Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann von der Nürnberger Diehl KG, einem internationalen Rüstungskonzern, am 19. Dezember 1994 wurde ein neues Kapitel lokaler Gewerbe- und Industriegeschichte eingeleitet.

Der ehemalige Landwirt Wilhelm Paaß - zu Beginn der 1970er Jahre zum Kaufmann ausgebildet - wurde erstmals 1974 als Subunternehmer im Speditionsgeschäft tätig. Mit der Anschaffung eigener Lastkraftwagen im Jahre 1979 begann sein selbständiges Speditionsgeschäft, das zunächst nur auf Frachtstückgut ausgerichtet war und von 1982 an allein auf den Transport von Zeitungen und Zeitschriften deutscher Großverlagshäuser wie Axel Springer und Heinrich Bauer, später auch Gruner & Jahr umgestellt wurde. Wurden anfänglich nur Zeitschriften von 200 t-Gesamtgewicht im Paaß'schen Speditionsgeschäft monatlich umgeschlagen, so werden heute im gleichen Zeitraum annähernd 3.000 Einzeltitel in Form von Zeitungen, Illustrierten und Werbeprospekten mit einem Gewicht von 6.000 t an Pressehandlungen in Nordrhein-Westfalen verteilt.

Bei der Suche nach einer verkehrsgünstig liegenden Speditionshalle im Schnittpunkt des Rhein-Ruhrgebietes und im Umfeld von Düsseldorf und Ratingen wurde dem Solinger Spediteur auch das Gelände mit leerstehenden Gebäuden und Werkhallen am Breitscheider Weg 115-117 angeboten. Mit seiner Entscheidung zum Erwerb des neuen Firmengeländes, für das bereits schon in der Vergangenheit ein denkmalrechtliches Verfahren zur Unterschutzstellung der vorhandenen Gebäudeteile eingeleitet worden war, wurde zugleich auch die Um- und Übersiedlung des Hauptfirmensitzes von Solingen an den Wirtschaftsstandort Ratingen beschlossen.

Auf der Grundlage einer gutachterlichen Stellungnahme des zuständigen Amtes für Denkmalpflege vom 12. Juli 1994 stellte das Denkmalamt der Stadt Ratingen einige Gebäudeteile der Wittener Gründungsfirma A. Bredt & Co und des späteren Eigentümers Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann unter Schutz. Das quer zur Straße stehende Verwaltungsgebäude, der eingeschossige, entlang des Breitscheider Wegs gebaute Werkhallenvorbau mit Pultdach wie auch das neben dem Verwaltungsgebäude errichtete Pförtnerhaus und das daran anschließende Transformatorenhaus zählen heute zu den geschützten Gebäuden. Alle übrigen Gebäudeteile wie die hinter dem eingeschossigen Vorbau liegende Satteldachhalle und das in den 1950er Jahren erbaute viergeschossige Verwaltungsgebäude, das im Mai 1997 ebenfalls von Wilhelm Paaß und seinen Söhnen erworben wurde, waren von der Unterschutzstellung nicht erfaßt.

Die zunächst nur vorläufig erteilte Unterschutzstellung vom 20. Januar 1995 wurde durch die endgültige Unterschutzstellung vom 30. Juni 1995 aufgehoben und die Gebäude in die Denkmalliste der Stadt Ratingen eingetragen.

Nach der denkmalgerechten Erhaltung der unter Schutz gestellten Gebäudeteile nahm die Solinger Fachspedition im September 1995 ihren Betrieb in Ratingen-Lintorf auf. Mit dem weiteren stetigen Aus- und Umbau der angrenzenden Werkhallen und des quer zur Straße errichteten viergeschossigen Verwaltungsgebäudes wurde hier bis heute ein moderner Gewerbe- und Industriepark mit Büros, Lagerräumen und Werkstätten geschaffen. Sechzehn Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe von der Tischlerei bis hin zum Paket-Express-Dienst ließen sich bis heute auf dem neuen, 21.000 m² großen Industriehof am Breitscheider Weg nieder.

Die Paass Spedition GmbH wie auch die Gebrüder Paass Immobilien GbR, neue Eigentümer und Vermieter auf dem ehemaligen Betriebsgelände der Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann, stoppten mit ihrer Industrieansiedlung den äußeren Verfall der verlassenen Gebäude und Werkhallen und wurden so zu einem gelungenen Beispiel einer neuen Industrieansiedlung im Ratinger Norden.

Klaus Thelen

Wilhelm Paaß (links) mit seinen Söhnen Michael (Mitte) und Alexander

Paass
Spedition GmbH

Paass
ZEITSCHRIFTEN-FACHSPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung
Telefon 0 21 02 / 93 43 - 0 ● Fax 0 21 02 / 93 43 19

Vino Wein Welt
Internationaler Wein-Fachmarkt
Verkauf an Endverbraucher
nur: Do + Fr 15-20 Uhr · Sa 10-14 Uhr
Tel.: 0 21 02 / 3 71 59

Jeromin
Nail Atelier für Hände & Füße
Telefon 0 21 02 / 7 31 0 66 · Fax 0 21 02 / 39 96 57

Metallbau
Bauschlosserei
Gerhard Tieck
Telefon 0 21 02 / 93 27 87 · Fax 0 21 02 / 93 27 88

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG
Telefon 0 21 02 / 70 31 28
Fax 0 21 02 / 70 31 34

THOMAS BONGARTZ ROHRHANDEL
Rohre und Rohrzubehör in allen Werkstoffen
Stahlprodukte aller Art
Telefon 02 11 / 41 47 32 · Fax 02 11 / 41 47 92

TekrAm
Technology Europe GmbH
Telefon 0 21 02 / 30 28 - 0
Fax 0 21 02 / 30 28 - 22

CYBER DRIVE
Technology Europe GmbH
Telefon 0 21 02 / 38 00 - 0
Fax 0 21 02 / 38 00 - 22

Breitscheider Weg 115 · 40885 Ratingen-Lintorf

POOL HAUS

Whirlpool für Garten und Haus

SCHWIMMBÄDER
BADAUSSTATTUNG GMBH

Telefon 0 21 02 / 93 01 33
Fax 0 21 02 / 93 01 36

Malermeister Korb I Sohn

Fachbetrieb

für exklusive Malerarbeiten

Telefon 0 21 02 / 3 14 92
Fax 0 21 02 / 70 36 68

Tischlerei
Manfred Frey

Möbel und Innenausbau
Neuanfertigung · Ergänzung · Reparatur
Tel. + Fax 0 21 02 / 39 96 72

ABCP-Schutzprodukte GmbH

Arbeitschutzausrüstung von Kopf bis Fuß · Hebezeuge, Rundschlingen und Gurte
Behälter zum sicheren Umgang mit Gefahrstoffen
Gefahrstoffschränke für sichere Lagerung von Gefahrstoffen

Telefon 0 20 54 / 97 02 03 · Fax 0 20 54 / 97 02 05

Breitscheider Weg 115 · 40885 Ratingen-Lintorf

TIP

TIP Trailer Rental GmbH · Telefon 0 21 02 / 38 04-0 · Fax 0 21 02 / 38 04-44

Kurier- und Expressdienstleistungen

Deutsche Post

EXPRESS

Telefon 0 21 02 / 30 90
Fax 0 21 02 / 30 91 05

iNNOVALL MEDICA GmbH
Telefon 0 21 02 / 30 29 00
Fax 0 21 02 / 30 29 79

Ferdinand Freiligrath

(1810 - 1876)

Zeichnung um 1841

1848 - 1998
150 Jahre Revolution von 1848

Schwarz-Rot-Gold

In Kümmernis und Dunkelheit,
Da mußen wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurra, die Schwarz, du Rot, du Gold!

Refrain:
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Da ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter haun und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!

Ja, die das Banner ihr gestickt,
Ihr Jungfern unverdrossen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln gossen:
Nicht, wo man singt oder tanzt,
Geschwungen sei's und aufgepflanzt! -

Denn das ist noch die Freiheit nicht,
Die Deutschland muß begnaden,
Wenn eine Stadt in Waffen spricht
Und hinter Barrikaden:
»Kurfürst, verleih! Sonst - hüte dich! -
Sonst werden wir - großherzoglich!«

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Die ungeteilte, ganze,
Wenn man ein Zeughaustor erbricht,
Und Schwert sich nimmt und Lanze;
Sodann ein weniges sie schwingt,
Und - folgsamlich zurück sie bringt!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn man, statt mit Patronen,
Mit keiner anderen Waffe ficht
Als mit Petitionen!
Du lieber Gott: - Petitioniert!
Parlamentiert, illuminiert!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf den Thronen laßt!

Die Freiheit sit die Nation,
Ist aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auktion
Von dreißig Fürstenhüten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals die Republik!

Die eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!
Das ist der große letzte Strauß -
Flieg aus, du deutsch Panier, flieg aus!

EXPERIMENTIERTHEATER Lintorf:

Auf der Suche nach dem Sinn des Leidens

Gerade ein Krieg, wie ihn unser Volk vor fünf Jahrzehnten erleben mußte, bringt Leid und Elend mit sich. Da gibt es die Schrecken von Bombennächten und Feuergefechten, die Verbrechen eines unmenschlichen Regimes und als Folgeerscheinungen dann Hunger, Krankheit, Obdachlosigkeit.

Wie aber können wir mit einer solch ereignisträchtigen und aufwühlenden Vergangenheit umgehen? Wie war oder wird es uns je möglich sein, uns mit der Vergangenheit angesichts der historischen Erfahrung von über fünfzig Millionen Kriegstoten, der Zerstörung eines ganzen Kontinents und den unglaublichen Vorfällen in den Konzentrationslagern angemessen auseinanderzusetzen? Die Art und Weise, wie dem Elend gedacht werden sollte, ist und bleibt eine viel diskutierte Thematik. Daß man aber überhaupt die Geschichte heranziehen muß, um die Gegenwart verstehen und retten zu können, steht fest, und tun wir es nicht, drängen wir das Geschehene einfach weg, so laufen wir Gefahr, blind zu werden und eine Wiederholung des Grauens zu ermöglichen.

Die Geschichte ist kein abgeschlossenes Kapitel. Immer wieder schafft sie es doch, uns einzuholen und uns mit ihrer Häßlichkeit zu konfrontieren. „Geschichte macht dick / macht schwer beladen / ist Gegenwartsgewirre und Vergangenheitsgepäck / aus Blut und Ekel, Kot und Dreck." Der niederrheinische Kabarettist Hanns Dieter Hüsch bringt die Sache in seinem Vers auf den Punkt; die Verbindung der Geschichte zu unserer Jetzt-Zeit ist offensichtlich und nicht zu leugnen. Sie wird immer dann offenbar, wenn wir wieder merken, daß es Menschen gibt, die nicht aus der Vergangenheit gelernt haben. Die aktuellen Nachrichten zeigen tagtäglich Verletzungen der Menschenrechte, Kriege und Verfolgungen, Folter und Terror. Straf- und Konzentrationslager mit unmenschlichen Zuständen und Methoden existieren 1998 immer noch in vielen Ländern der Erde, Berichte von „amnesty international" lesen sich wie lange erschütternde Listen von Diktaturen und faschistischen Regimen; sie sind Zeugnisse dafür, daß es das Leiden immer noch gibt, daß Unrecht immer noch praktiziert wird - und das nicht im Schulbuch, sondern in der Gegenwart, Tag für Tag.

Das Lintorfer EXPERIMENTIERTHEATER, ein junges Ensemble am Kopernikus-Gymnasium Lintorf und mittlerweile ein fester Bestandteil der Ratinger Stadtteil-Kultur, hat sich die Frage nach dem Sinn des Leidens gestellt. Nach dem Erfolg des Stückes „Noch einmal davongekommen…" des amerikanischen Dramatikers Thornton Wilder im Februar und März 1997 wurden wieder neue Stücke gelesen und besprochen, bis die Wahl endlich feststand: für das Frühjahr 1998 sollte die Inszenierung von „Synchronisation in Birkenwald" erarbeitet werden. Das Stück wurde unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges geschrieben und erschien im Jahre 1946 im Münchner Kösel-Verlag. Autor ist der österreichische Neurologe und Psychiater Viktor E. Frankl, der im September 1997 in Wien verstorben ist.

Viktor E. Frankl
1905 - 1997

Frankl, Jahrgang 1905, mußte als strenggläubiger Jude selbst die Erfahrung von Verschleppung und Mißhandlung erleben. Nach der Annexion Österreichs 1938 waren auch die österreichischen Juden nicht mehr vor dem Terror der Nazis sicher. Man brachte Frankl und seine Familie ins KZ. Er selbst überlebte das berüchtigte Vernichtungslager Auschwitz, seine Frau sowie seine beiden Eltern wurden zu Opfern des Massenmordes.

Als angesehener Arzt und Wissenschaftler hat sich Viktor Frankl dem Sinn des menschlichen Daseins gewidmet. Er wurde zum Begründer der sogenannten Logotherapie (griech. Logos = der Sinn), eine Richtung der Psychologie, welche natürlich auch den Sinn der negativen Erfahrungen im Leben erforscht und aufweist. So hat Frankl seine eigene Geschichte zum Objekt der Untersuchung erklärt und sie in seinem einzigen Dramentext verarbeitet. In der „Synchronisation in Birkenwald" geht er wichtigen Fragen nach: Wie kann die menschliche Seele mit der extremen Erfahrung von Tod und Leid umgehen? Hat das Leiden einen Sinn? und: Kann der Mensch Mensch bleiben?

Im Klappentext des Buches heißt es u.a.: „[...] die dramatische Skizze „Synchronisation in Birkenwald", will nicht Mitleid erregen oder Anklage erheben. Noch weniger geht es um die Sensation des Grauens. Worauf es dem Neurologen Frankl ankommt, ist, zu beschreiben, durch welche Phasen der Entmenschlichung die KZ-Häftlinge gehen mußten und wie es doch einigen von ihnen möglich war, innerlich zu vollbringen, was das „Buchenwald-Lied" forderte: „Wir wollen trotzdem JA zum Leben sagen [...]"

Der Ort „Birkenwald" ist ein Gefangenenlager. Dieses ist von Frankl erdacht und dient hier lediglich als Symbol, als ein Bild.

Dabei benutzt er ein Wortspiel und setzt den Namen aus „Buchenwald“ und „Birkenau“ zusammen.

Im Lager Birkenwald kauern sich verlauste und hungrige Häftlinge um einen Kohleofen in einer Baracke zusammen und warten auf ihre letzte Stunde. Die Hoffnung auf Nahrungsmittel, Wärme oder gar Befreiung wird von Zynismus und Galgenhumor abgelöst. Der Hunger nach Antworten quält sie mehr als der nach Kartoffeln und Brot. Die eigentliche Synchronisation, also die metaphysische Gleichzeitigkeit, entsteht, als die Geister der drei Philosophen Kant, Spinoza und Sokrates über dem Lager schweben und das Geschehen auf der Erde quasi als Spiel im Spiel vor dem Publikum wirken lassen. Der ostpreußische Professor Immanuel Kant, der antike Athener Sokrates und der niederländische Linsenschleifer und Gelehrte Benedictus Baruch de Spinoza beobachten und kommentieren aus dem Überirdischen heraus das, was sich ihren Augen darbietet. Die Handlung läuft also synchron ab, wobei der Zuschauer durch spezielle Beleuchtungstechniken darauf hingewiesen wird, welcher Part der Bühne momentan aktiv ist. Die Spannungen und Kommunikationsformen zwischen den beiden Ebenen Erde und Paradies machen den Reiz des sinnschweren Stückes aus.

Kant: Was planen Sie, Sokrates? Was für ein Stück? Sokrates: Ich will den Leuten ein Bild aus der Hölle vorführen und ihnen beweisen, daß der Mensch auch noch in der Hölle ein Mensch bleiben kann. So, wie wir auch hier im Himmel noch Menschen geblieben sind, irgendwie - oder nicht ?

Natürlich hat sich uns die Frage nach der Art der Inszenierung gestellt. Wir sind zu dem Ergebnis gekommen, daß wir aus dem Originaltext kein simples Anti-Nazi-Stück machen wollten. Unsere Absicht war es, dem Drama einen klassischen, nahezu zeitlosen Charakter zu verleihen. Ebenso, wie Frankl es auch gewollt hätte. Kein Wächter des Lagers Birkenwald trägt auf der Bühne eine Hakenkreuzarmbinde, keine SS-Rune oder ähnliche Erkennungszeichen sind zu sehen. Ebenso haben auch die Häftlinge weder rote oder gelbe Winkel aufgenäht noch haben sie besondere jüdische Namen; sie heißen simpel Hans, Karl oder Paul … Durch den Verzicht auf vereinfachende Symbolik prangern wir das Unrecht im Allgemeinen an, benutzen zwar die Schrecken des Nationalsozialismus als historisches Beispiel, wollen uns aber nicht nur auf diese Zeit festlegen oder beschränken.

Die Aufführungen im gut gefüllten Stadttheater Ratingen im Januar des Jahres wurden ein großer Erfolg. Begleitet wurden die beiden Theater-Abende von der Ausstellung „Gesichter im Widerstand“ des Düsseldorfer Künstlers Norbert Mauritius. Der Maler zeigte im Foyer Portraits verschiedenster Widerstandskämpfer oder Regimegegner, die zu je drei Bildern aus originalen Gestapo-Aktenfotos in eindrucksvoller Weise interpretiert wurden. Durch die spezielle Darstellungstechnik gelang es ihm somit, die damaligen Gefangenen nach über fünfzig Jahren zu rehabilitieren. Die Lintorfer Buchhandlung an der Speestraße präsentierte ausgewählte Literatur, passend zum Thema.

Insgesamt hat es noch drei Gastspiele mit der „Synchronisation in Birkenwald“ gegeben. Der SPD-Kreistagsabgeordnete Dankwart Bredt aus Ratingen organisierte eine Aufführung in Ratingens Partnerstadt Beelitz in Brandenburg und im März ist es uns gelungen, im Festsaal des Theodor-Fliedner-Krankenhauses in Lintorf aufzuführen. Unter dem Titel „…trotzdem Ja zum Leben sagen“ haben wir Kranke und Gesunde, im Publikum vereint, in den Bann des Stückes gezogen. Gerade in einem Krankenhaus ist die Frage nach dem Sinn des menschlichen Leidens nicht abwegig.

Im Sommer hatten wir dann die Gelegenheit, das Frankl-Drama auf der Bühne des Rheinischen Landestheaters in Neuss zu präsentieren.

Das ExperimentierTheater Lintorf hat an allen Abenden sehr viel Aufmerksamkeit und Nachdenklichkeit erregt, vor allem aber wurde mit dem Publikum über Aussagen und Wirkungen des Textes diskutiert, und es hat sich gezeigt, wie tief doch der Bedarf am Umgang mit der Vergangenheit sitzt.

Ich denke, daß das Ensemble mit den Präsentationen seiner Ergebnisse auch weiterhin einen Beitrag zur Ratinger Kultur leisten wird.

Bastian Fleermann

v.l.: Spinoza, Sokrates und Kant auf der Suche nach dem Sinn des Leidens - Januar 1998 im Stadttheater Ratingen

Häftlinge des Lagers Birkenwald unter der Aufsicht ihres Kapo (links)

Ein Kammerchor in Tiefenbroich?

Ja, und den gibt es schon seit dreizehn Jahren. Aber wieso ist er hier nicht so bekannt? Nun, das hat mit seiner Geschichte zu tun… 1986 war es. Ein junger Mann aus Tiefenbroich, Christoph Seeger, hatte gerade sein Musikstudium an der Essener Kirchenmusikschule aufgenommen. In dieser Zeit gab es ein Gespräch zwischen ihm und Johannes Kohlhaus aus Angermund, dessen Vorstellung seiner gerade aufgenommenen Weihnachtsschallplatte „Musica variata" bevorstand. Man beschloß ein gemeinsames Experiment: die Schallplattenvorstellung mit einem Chorkonzert und bzw. Dudelsack-und Orgelkonzert in der Klosterkirche Knechsteden zu verbinden. Nur, der angehende Kirchenmusiker Christoph Seeger hatte keinen Chor!

Den rekrutierte er schnell nach einer Umfrage in der Kirchengemeinde St.Marien in Tiefenbroich. Einige Sängerinnen und Sänger des etablierten Kirchenchores und interessierte Mitglieder der Gemeinde ließen sich für dieses Unterfangen begeistern, und so konnte nach einigen Wochen intensiver Proben das geplante Konzert in Knechsteden stattfinden.

Der Erfolg dieses Konzertes begeisterte sowohl die Mitglieder der doch eigentlich zusammengewürfelten Singgemeinschaft, wie auch den jungen Musikstudenten. Man beschloß spontan, als dessen ‚studienbegleitende Chorgemeinschaft' weiter zusammenzubleiben. Das Repertoire wuchs in den nächsten Monaten, und es folgten rasch Chorkonzerte in den Pfarrkirchen „St. Marien" in Tiefenbroich und „Franz von Sales" in Düsseldorf-Wersten mit Werken von Mozart, Händel, Vulpius u.a.

Den ersten Auftritt vor einem größeren Publikum erlebte man am 21. Juni 1987 im Rahmen der Bundes-Gartenschau in Düsseldorf. Unter dem Thema „350 Jahre Dietrich Buxtehude" gab man zusammen mit einem Jugendorchester in der bis auf den letzten Platz gefüllten Werstener Pfarrkirche ein Konzert mit Werken von Buxtehude (Alles was ihr tut etc), Hassler, Händel u.a.

Dieses Konzert wurde für den Chor zu einem Schlüsselerlebnis. Die Singgemeinschaft beschloß, als Chor nun weiter fest zusammenzubleiben und gab sich den Namen „Kammerchor Tiefenbroich".

1988 wurde dem Kammerchor eine besondere Aufgabe übertragen. Zum 700jährigen Jubiläum der Stadt Düsseldorf übernahm der Kammerchor die musikalische Begleitung der Schiffsprozession auf dem Rhein, die bei strahlendem Wetter stattfand und auf alle begleitenden Schiffe übertragen wurde.

Christoph Seeger befand sich inzwischen in den erfahrenen Händen des Diözesanmusikdirektors Karl Görner und von Josef Heiermann, deren Einfluß sich sowohl auf die musikalische Entwicklung unseres Musikstudenten auswirkte, als auch indirekt auf die musikalische Reife des Kammerchores. Christoph Seeger hatte für diesen Chor inzwischen nicht nur den Mut zu chorischen „Grenzgängen" wie Händels Allegro-Satz aus dem „Messias" in englischer Sprache oder Zimmermanns „Nunc Dimittis", sondern er besaß, wie sich nun zeigte, ein feinfühliges Gespür der Menschenführung bzw. Begeisterungsfähigkeit in der Umsetzung seiner Ziele. Er formte in dieser Zeit den 20-köpfigen Chor zu einem ausgewogenen, stimmgewaltigen und feinfühligen Klangkörper, der schnell seine Fans in Tiefenbroich und Düsseldorf hatte, die diesem auch zu Konzerten z.B. ins Kloster Mariental bei Wesel oder nach Osnabrück folgten.

1991 fand das Studium des jungen Musikers zwar seinen erfolgreichen Abschluß, nicht aber seine musikalische Entwicklung. Zur Fort- und Weiterbildung besuchte er weiterführende Seminare, die ihn u.a. zu Allister Thompson (King's Singers) und Prof. Sund (Schweden) führten, deren Ergebnisse immer im Kammerchor ihren Niederschlag fanden. Selbstredend, daß Christoph Seeger sich inzwischen auch zu einem ausgezeichneten Organisten entwickelte. Seine Orgelkonzerte und Orgelmeditationen erfreuen sich großer Anerkennung und Beliebtheit.

Der Weg des Kammerchores wurde im Laufe der Jahre zu einer Reihenfolge chormusikalischer Erleb-

Der Kammerchor Tiefenbroich im Jahre 1998. In der hinteren Reihe ganz links Chorleiter Christoph Seeger

nisse. Da gab es die Rundfunkübertragung eines Sonntagsgottesdienstes aus der Pfarrkirche Hl. Familie in Düsseldorf-Stockum, der Heimatpfarre des Chorleiters. Es gab eine Reihe von Konzerten u.a. zur Weihnachts- und Passionszeit. Ein Konzert 1996 in Lohausen sei hier erwähnt, das als „Baustellenkonzert" in die Chronik dieser Pfarre einging. Mit diesem Konzert wurde der Stand der laufenden Kirchenrenovierung der Gemeinde vorgestellt. Es gab überregionale Konzertreisen nach Niedersachsen, ins Bergische Land und nach Bayern.

Auch bei den gefragten „Stockumer Chortagen", die 1998 zum 9. Mal in der Pfarre „Hl. Familie" in Stockum stattfanden und ebenfalls von Christoph Seeger organisiert und durchgeführt werden, gehört der Kammerchor seit Bestehen dieser Veranstaltung zur festen Größe.

1996 gedachte der Kamrnerchor in der Pfarrkirche „St. Marien" in Tiefenbroich seiner 10jährigen Geschichte mit einem Konzert „Chormusik aus drei Jahrhunderten". Das starke Interesse der Gemeinde, aber auch die anerkennende Kritik in der Tagespresse waren Würdigung der 10jährigen Chorarbeit des Kammerchores und seines begabten Chorleiters .

Jedes Chormitglied hütet zu Hause einen Notenordner wie einen kostbaren Schatz. Mehr als 180 Werke gehören heute zum Repertoire des Chores. Klassische Chorwerke von Mendelssohn-Bartholdy, William Byrd, Anton Bruckner, Max Reger, Palestrina, Haydn und Praetorius gehören ebenso dazu wie weltliche Werke von Schubert, Haßler, Carl Orff, Lennon/Mc Cartney, Lortzing und Volksmusik. Aber auch Spirituals und Babershopmusik. Paßt das bei einem ernsthaften Chor denn überhaupt zusammen, wird mancher fragen. Nun, beim „Kammerchor Tiefenbroich" mühelos.

Und wie sind die Zukunftspläne des Kammerchores? Zum 1. November 1998 ist die Aufführung von Mozarts „Requiem" in Düsseldorf geplant, und zum Anfang des neuen Jahres auch in Ratingen. Für das Jahr 1999 hat sich der Chor die Bach-Kantate „Der Herr ist mein getreuer Hirt" ins Chorbuch geschrieben.

Ja, so ist das mit dem „Kammerchor Tiefenbroich". Ihn kennenzulernen würde bestimmt lohnen …

Ewald Dietz

Readymix wünscht Ihnen ein frohes Weihnachtsfest
und ein erfolgreiches Neues Jahr

Familienkundliche Ausstellung in Ratingen vom 14. 5. - 5. 6. 1998

Vom 14. Mai bis zum 5. Juni 1998 wurde im Foyer des Ratinger Rathauses eine familienkundliche Ausstellung mit dem Titel „Familiengeschichte im Spiegel ihrer Zeit“ gezeigt. Die Volkshochschule Ratingen hatte die Ausgestaltung übernommen, gesponsert wurde sie von der Ratinger Commerzbank. Die Exponate waren von den Mitgliedern des Düsseldorfer Vereins und der Bezirksgruppe Düsseldorf der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde zusammengetragen worden. Unterstützt wurden die beiden Vereine durch das Ratinger Stadtarchiv, das besonders Material für die familiengeschichtlichen Quellen zur Verfügung stellte.

Gezeigt wurden Stammbäume und Ahnentafeln, Infos über den Verein, Anleitungen, wie man Familienforschung betreibt, Exponate zu personengeschichtlichen Quellen in Ratingen und Computerauswertungen. Aufgelockert wurden die Ausstellungsstücke durch eine Reihe von Bildern des Mettmanner Grafikers Horst Hütten, die den entsprechenden Exponaten zugeteilt worden waren.

Der besondere Reiz der Ausstellung lag darin, daß vornehmlich Ratinger Familien und ihre Vorfahren ausgesucht worden waren, z.B. die Familie Steingen in Lintorf, die Familie Lingmann auf Gut Doppenberg, Familie Bernsau auf Gut Born, Gertrud Bommes auf Gut Klashausen und ihre Nachkommen, die Familie Kuhles auf Gut Artzberg in Homberg, die Familie Bohn aus Ratingen, die Bewohner von Schloß Linnep, Schloß Landsberg und „Haus zum Haus usw.

Das Interesse an der Ausstellung war sehr groß. Trotz der herrschenden sommerlichen Temperaturen waren zur Eröffnung ca. 100 Besucher erschienen. Auch an den übrigen Tagen war die Ausstellung gut besucht. Besonderes Interesse fanden die Computervorführungen, bei denen gezeigt wurde, wie man mit Hilfe des Computers seine eigene Familienforschung effektiver gestalten kann.

Kontaktadresse für die beiden Vereine:
Degenhardt,
Krummenweger Str. 26,
40885 Ratingen-Lintorf,
Telefon 02102/35196

Monika Degenhardt

Eröffnung der familienkundlichen Ausstellung am 14. Mai 1998 im Foyer des Rathauses

In eigener Sache

Als die Lintorfer Heimatfreunde am 8. März 1997 mit vielen Gästen im Foyer des ehemaligen Amtsrathauses in Lintorf Johann Peter Melchiors Geburtstag feierten, wurde auch die neue Schauwand der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Geschenk des Museums der Stadt Ratingen an die Lintorfer hat seitdem viele interessierte Betrachter gefunden, die sich über Melchiors Lebensdaten informieren wollen oder einfach nur die kleinen türkischen Musikanten in der Vitrine bewundern. Stühle laden zum Verweilen ein, und mancher Besucher macht sicherlich zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem berühmten Künstler aus Lintorf.

Wer damals im März sich die Mühe machte und in die erste Etage des Rathauses hinaufstieg, konnte auf dem Treppenabsatz zwei wunderschöne Vitrinen aus Kirschbaumholz entdecken, die mittlerweile ebenfalls zu einer festen Einrichtung im Lintorfer Rathaus geworden sind. Sie stammen aus dem Herrenhaus Cromford und wurden einst von Dr. Gemmert, dem Geschäftsführer der Baumwollspinnerei Brügelmann, privat als Ausstellungsvitrinen für seine Sammlungen angeschafft. Später gingen sie in den Besitz der Stadt Ratingen über und fristeten, da sie nicht mehr den neuesten Sicherheitsbestimmungen entsprachen, ein trauriges Dasein im Museumskeller. Als Leihgabe wurden sie dann dem Verein Lintorfer Heimatfreunde vom Museum der Stadt Ratingen für Wechselausstellungen zur Verfügung gestellt. Nachdem sie auf Kosten des Vereins mit neuem Sicherheitsglas versehen wurden, dienen die nun der Präsentation von Urkunden, Dokumenten und Fundstücken aus dem Archiv der Lintorfer Heimatfreunde.

Im Jubiläumsjahr mußte die erste Ausstellung natürlich Dokumente, Berichte und kleine Erinnerungsstücke zu Johann Peter Melchior zeigen. Seitdem hat es bereits vier weitere Ausstellungen zu ganz unterschiedlichen Themen gegeben: Thomas van Lohuizen zeigte Fundstücke aus seiner archäologischen Sammlung, vor allem Tonscherben aus Lintorfer Töpferwerkstätten des 12. Jh., die sogar mehrmals als Anschauungsobjekt für Lintorfer Grundschulklassen im Sachkundeunterricht „vor Ort“ dienten. Der 1950 gegründete Damenkegelclub „Goldstöckskes“ aus Lintorf stellte seinen Samtwimpel, Pokale und andere Erinnerungsstücke aus der Vereinsgeschichte aus, ergänzt durch Fotos und Auszüge aus dem Protokollbuch. Zum Denkmaltag konnte der Betrachter Bilder und Dokumente zur Industriegeschichte Lintorfs studieren, und zur Zeit sind alte Postkarten mit Lintorfer Motiven aus dem Besitz des Lintorfer Heimatvereins zu sehen. Verantwortlich für die geschmackvolle Gestaltung der kleinen Ausstellungen in den Vitrinen ist Walburga Fleermann-Dörrenberg, eine der beiden stellvertretenden Vorsitzenden des VLH, die bei ihrer Arbeit von den Damen und Herren des Vereinsarchivs hervorragend unterstützt wird.

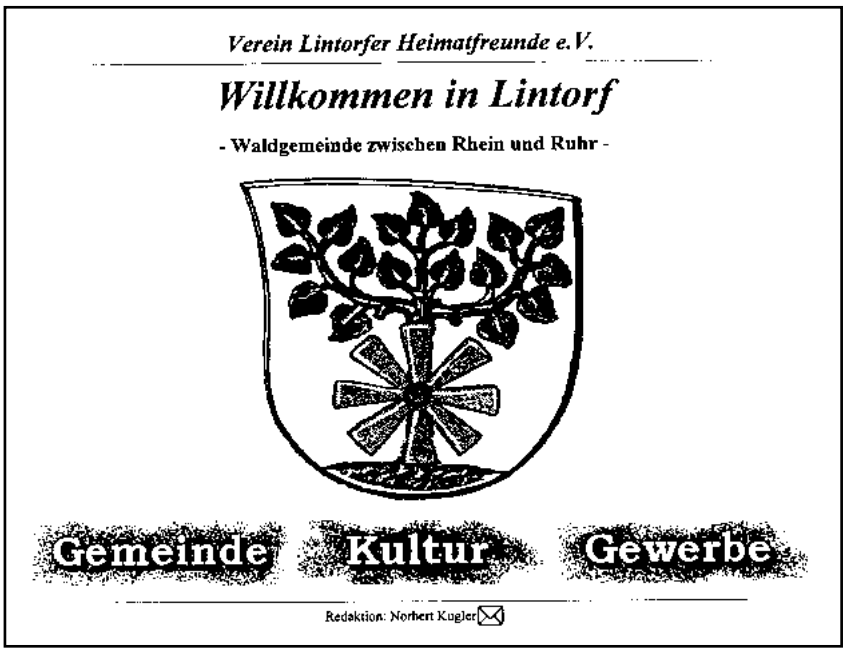
Auch in Zukunft sollen in wechselnden Abständen interessante Ausstellungen gezeigt werden. Daß die Vitrinen großes Interesse finden, davon zeugen ständig zahlreiche Besucher des Lintorfer Rathauses, die sich einen Moment Zeit nehmen und die Auslagen betrachten.

Seit Mai diesen Jahres präsentiert sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde weltweit im Internet!

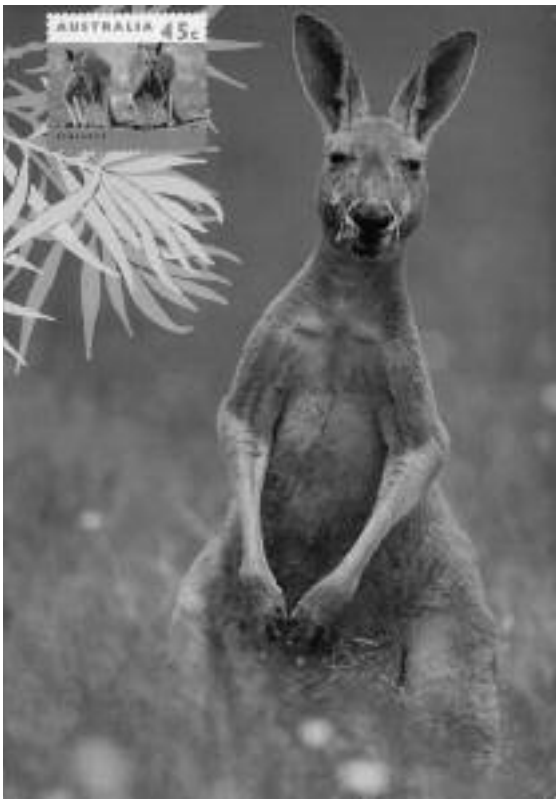
Er hat sich die Adresse http://www.lintorf.de gesichert, möchte aber allen Lintorfer Vereinen und Organisationen die Möglichkeit geben, sich über seine Internet-Seiten vorzustellen. Die Werbegemeinschaft Lintorf, der TuS 08 Lintorf und die Kirchengemeinden St. Anna und St. Johannes haben ihr Interesse bekundet oder sind bereits aktiv geworden mit einer eigenen Seite.

Von Informationen über Lintorfs Geschichte und Johann Peter Melchior bis zu den Terminen von Wanderungen und Fahrten, von Themen der Dienstagabend-Vorträge bis zu den Gottesdienstzeiten kann der Internet-Surfer viel Interessantes über unseren Ortsteil, seine Vereine und Angebote erfahren.

Ein ehemaliger Lintorfer, der seit den 50er Jahren in England lebt, nahm schon kurz nach dem Start des VLH im Internet mit einer ehemaligen Klassenkameradin aus Lintorf Kontakt auf, weil er beim Surfen auf die Homepage der Hei-



Begrüßungsseite des Vereins Lintorfer Heimatfreunde im Internet



Grüße aus dem fernen Australien: Andreas Heidel bedankt sich bei den Lintorfer Heimatfreunden

matfreunde gestoßen war. Voller Begeisterung wurde er sofort Mitglied unseres Heimatvereins.

Verantwortlich für die Gestaltung der Internet-Seiten sind übrigens Vorstandsmitglied Norbert Kugler und seine beiden Söhne Klaus und Kai.

Im April 1997 wurde unser Verein Mitglied im Ratinger Kulturbund e.V. (RKB), einem Zusammenschluß von Vereinen und Organisationen sowie Einzelpersonen zur Förderung von Kunst und Kultur in Ratingen.

Vom 8. - 10. Mai veranstaltete der noch junge Kulturbund die 1. Ratinger Kulturtage in der Stadthalle, bei der sich alle Mitglieder durch Ausstellungen, Lesungen und Bühnendarbietungen vorstellen konnten. Ein hochwertiges Programm, ansprechende Stände und eine gute Organisation konnten nicht verhindern, daß die Aussteller an diesem Wochenende fast unter sich blieben. Mängel bei der Terminplanung und das heiße Wetter sorgten für eine spärliche Besucherzahl, so daß die „Rheinische Post“ am nächsten Tag die Schlagzeile „Kunst hatte gegen das Freibad keine Chance“ über ihren Bericht von den Kulturtagen stellte. Das hatten die Aussteller und Akteure nicht verdient, denn sie hatten sich große Mühe gegeben. Zu einem späteren, besseren Termin sollen die 2. Ratinger Kulturtage mehr Besucher in die Stadthalle locken.

Der Stand des Lintorfer Heimatvereins zeigte eine Auswahl der vom Verein publizierten Bücher und „Quecken“, demonstrierte durch zahlreiche Plakate die Vielzahl der Veranstaltungen, die jährlich organisiert werden, und bot Repliken von Melchior-Medaillons zum Verkauf an.

Einen schönen Rahmen verliehen dem Stand einige Plastiken des Lintorfer Künstlers Yildirim Denizli, den der VLH bei der schwierigen Suche nach einem neuen Atelier unterstützt.

Neben einigen interessierten Ratinger Besuchern kam am Sonntagmorgen ein Mann aus dem fernen Australien an den Stand der Lintorfer. Braungebrannt, in Turnschuhen und mit Baseballmütze fragte er mit leicht englischem Akzent nach Lesestoff über Lintorf. Es war Andreas Heidel von der Krummenweger Straße, der in jungen Jahren nach Australien ausgewandert war, sich dort eine Existenz mit einer Baufirma aufgebaut hatte und nun als Pensionär seine alte Heimat besuchen wollte. Als wir dem „verlorenen Sohn“ Lintorfs eine „Quecke“ schenkten, fand er sich beim Blättern auf einem alten Schulbild wieder, zusammen mit seinen damaligen Freunden und seinem Lehrer Hans Lumer. Durch Vermittlung des Heimatvereins kam es dann am folgenden Tag zu einer Begegnung Schüler-Lehrer, bei der viele alte Erinnerungen ausgetauscht wurden. Einige Tage später fuhr Andreas Heidel nach Australien zurück, reichlich versehen mit Büchern und „Quecken“. Mit einer netten Postkarte bedankte er sich im August für die freundliche Aufnahme in seinem Geburtsort und zeigte sich begeistert von der Lektüre der „Quecke“. Ehrensache, daß nun jedes Jahr zu Weihnachten die neueste „Quecke“ den langen Flug nach Australien antreten wird.

Auch in diesem Jahr beteiligte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder am „Tag des offenen Denkmals“, der am 13. September europaweit begangen wurde. Während leider nur wenige interessierte Bürger Stadtarchivarin Dr. Erika Münster bei ihrer Führung über den Ratinger Ehrenfriedhof folgten, kamen etwa 100 Besucher nach Lintorf, um dort die ehemalige Fahrrad- und Motorradfabrik Hoffmann zu besichtigen, die in den letzten Jahren von dem Unternehmer Wilhelm Paaß in Zusammenarbeit mit der Unteren Denkmalbehörde liebevoll restauriert wurde. So fand sich denn auch Denkmalpflegerin Ria Voß in

Eine Hoffmann „Königin“(4,5 PS, 125 ccm), die das Museum der Stadt Ratingen für den Denkmaltag als Leihgabe zur Verfügung stellte

Lintorf ein, um den Besuchern in mehreren Führungen Aufgaben und Vorgehensweise ihres Amtes an diesem interessierten Industriedenkmal zu erläutern. Ergänzt wurden die Führungen durch eine kleine Ausstellung im Foyer des früheren Kontorgebäudes. Das Denkmalamt zeigte auf mehreren Schautafeln den Verlauf der Restaurierungsarbeiten, und das Museum der Stadt Ratingen bereicherte die Ausstellung mit einer Original-„Vespa“, einem Motorrad und zwei Fahrrädern aus der Hoffmann-Produktion.

Der VLH ist Herrn Paaß und seinen Söhnen sehr dankbar, daß unser Anliegen, sein Unternehmen an diesem Tag dem Publikum zu öffnen, auf spontane Zustimmung stieß. Zahlreiche ehemalige Hoffmann-Mitarbeiter waren übrigens erschienen, um zu sehen, was aus ihrem früheren Arbeitsplatz, der Produktionsstätte für die legendäre „Vespa“, geworden war.

Viel vorgenommen hatte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde in diesem Jahr bei den Veröffentlichungen. So wurde nicht nur die „Quecke“ Nr. 68 in gewohntem Umfang und in gewohnter Qualität publiziert, sondern es erschien außerdem das Sonderheft „Dokumente 5“, das an den 120. Jahrestag der Einweihung der St. Anna-Kirche (28. Juli 1878) erinnert, und ein Postkartenheft mit dem Titel „Spaziergang durch Alt-Lintorf“.

Manfred Buer

Titelseite des Sonderheftes „Dokumente 5“

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortagsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr

Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

Edmund Wellenstein

Nach langer, schwerer Krankheit verstarb am 21. September 1998 Edmund Wellenstein, der letzte Bürgermeister der selbständigen Gemeinde Lintorf. Noch drei Wochen vorher hatte er seinen 77. Geburtstag feiern können.

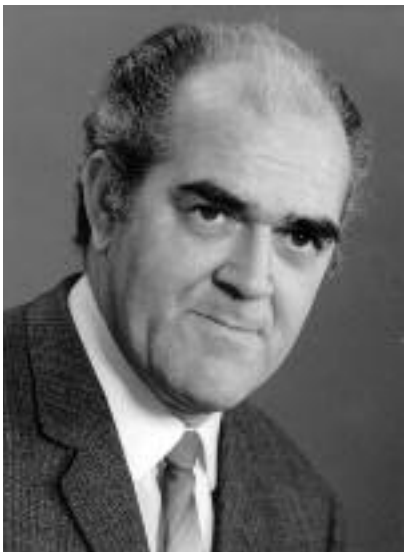
Edmund Wellenstein wurde zwar am 2. September 1921 in Düsseldorf geboren, entstammte jedoch einer bekannten Ratinger Unternehmerfamilie. In Ratingen verbrachte er auch seine Kindheit. Als gläubiger Christ spielte er in der Zeit des Nationalsozialismus eine führende Rolle in der Katholischen Jugend Ratingens. Nach dem Krieg war er eine Zeitlang Dekanatsjugendführer.

Im Jahre 1950 heiratete Edmund Wellenstein Hildegard Schwarz, deren Eltern in Lintorf ein Möbelhaus betrieben. Seitdem war er mit Lintorf auch als Bürger eng verbunden. Er gehörte zu den Mitbegründern der Lintorfer Werbegemeinschaft und vertrat die Interessen des Einzelhandels in der Industrie- und Handelskammer sowie im Einzelhandelsverband Nordrhein, vor allem, nachdem er das Geschäft seiner Schwiegereltern mit seiner Frau in eigener Regie weiterführte.

Schon kurz nach der Gründung war Edmund Wellenstein der CDU beigetreten. 1952 wurde er in den Rat der Gemeinde Lintorf gewählt, dem er bis zum Verlust der Selbständigkeit Lintorfs am 31. 12. 1974 angehörte. Von 1961 bis 1974 war er Bürgermeister der Gemeinde Lintorf. Für 20jährige Ratstätigkeit wurde ihm 1972 der Ehrenring des Rates verliehen, in seiner letzten Sitzung am 30. 12. 1974 beschloß der Lintorfer Gemeinderat einstimmig, ihn mit dem Titel „Ehrenbürgermeister" auszuzeichnen.

Als Mitglied der Amtsvertretung des Amtes Angerland war er auch viele Jahre Amtsbürgermeister.

Im Verwaltungsrat der Sparkasse und als Richter am Verwaltungsgericht und am Arbeitsgericht in Düsseldorf war er lange Zeit ehrenamtlich für seine Mitbürger tätig.



Edmund Wellenstein
(1921 - 1998)

Am 28. September wurde Edmund Wellenstein auf dem Lintorfer Waldfriedhof zu Grabe getragen. Die Lintorfer, die ihn als Menschen und als Kämpfer für die Interessen Lintorfs kannten, werden sich gerne an ihn erinnern.

Manfred Buer

Annemarie Militz

Am 17. Oktober 1998 verstarb Annemarie Militz, die in Lintorf jedermann als „Schwester Annemarie" kannte. Vor einem Vierteljahr konnte sie noch mit vielen Gästen ihren 90. Geburtstag in fröhlicher Runde feiern, doch wenig später erkrankte sie schwer. Nun verließen sie die Kräfte, und ihr langes, erfülltes Leben verlosch.

Vor 52 Jahren kam sie, aus ihrer Heimatstadt Stettin vertrieben, mit einem Rucksack in Lintorf an, das ihr zur zweiten Heimat wurde.

Schwester Annemarie war 42 Jahre als Fürsorgerin des Kreises Düsseldorf-Mettmann im Angerland tätig. Bei Wind und Wetter suchte sie mit dem Fahrrad die zu betreuenden Familien in Breitscheid, Lintorf, Hösel, Angermund, Kalkum und Wittlaer auf. Schon in ihrer Heimatstadt Stettin arbeitete sie 14 Jahre lang als Fürsorgerin.

Schwester Annemarie Militz an ihrem 90. Geburtstag am 16. Juni 1998

Nach ihrer Pensionierung im Jahre 1973 setzte sie sich keineswegs zur Ruhe, sondern engagierte sich auch weiterhin für ihre Mitmenschen. Sie besuchte Alte und Kranke und betätigte sich aktiv in der Seniorenunion Ratingen, im Förderkreis Diakonie und im Lintorfer Heimatverein.

Im Januar 1996 wurde Schwester Annemarie von Bundespräsident Roman Herzog mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Alle, die die kleine, zarte, aber energische Schwester Annemarie mit den wachen Augen und dem hellen Verstand gekannt haben, werden sie in liebevoller Erinnerung behalten.

Manfred Buer

Buchbesprechungen:

Ratinger Forum
Beiträge zur Stadt- und Regionslgeschichte, Heft 5, 1997

Das vom Stadtarchiv Ratingen erstmals 1989 herausgegebene Periodikum ist, wie der schnelle Absatz des bald nach seinem Erscheinen vergriffenen jüngsten Heftes zeigt, inzwischen zu einer festen kulturellen Institution geworden.

Heft 5 umfaßt in seinem Hauptteil vier größere Beiträge, die thematisch den Bogen von der Zeit der Karolinger bis zur jüngeren Nachkriegsgeschichte spannen.

„Ratingen bis zur Stadterhebung 1276" lautet der Titel eines für den Abdruck überarbeiteten Vortrages von Michael Buhlmann, der, die viel strapazierten lokalen Ratinger Quellen zunächst beiseite lassend, über die Geschichte des Umlandes (Grafschaft Duisburg - Kaiserswerth, Abteien Werden, Gerresheim und Kaiserswerth) und die Hersnziehung archäologischer und namenskundlicher Forschungen einen neuen Zugang zur Ortsgeschichte sucht. Die Bedeutung des Umlandes wurde schon im letzten Forum in einem Aufsatz von Frau Münster-Schröer herausgearbeitet. Erst nachdem Buhlmann unter besonderer Heranziehung der Siedlungsgeschichte so sichere, wenn auch nicht ganz spezifische Fundamente gewonnen hat, wendet er sich mit z.T. neuen Fragestellungen den lokalgeschichtlichen Quellen zu. Wichtig sind dem Autor offenbar zunächst nicht so sehr fertige Ergebnisse, sondern das Auskundschaften neuer methodischer Wege.

In einer Untersuchung zur Revolution von 1848/49 („Volksherrschaft mit einem Fürsten an der Spitze. Ratingen in der Revolution von 1848/49") widmet sich Erika Stubenhöfer einer Aufgabe, die aufgrund der guten Quellensituation - eine parallele Dokumentation steht vor dem Abschluß - schon lange zur Bearbeitung reizte. Die politische Ausgangslage im Deutschen Bund, in Preußen und speziell im Rheinland und in Ratingen wird sorgfältig erarbeitet und das soziale Umfeld abgesteckt. Gezeigt wird sodann, wie Ratingen, angespornt von den Vorgängen im benachbarten Düsseldorf, im März 1848 von den Impulsen der Revolution erfaßt wird und mit der Gründung einer Bürgerwehr, politischen Diskussionen, der Teilnahme an den Wahlen zur Nationalversammlung in Berlin den als geschichtsträchtig empfundenen Ereignissen seinen Tribut zollt. Den Höhepunkt des revolutionären Aufschwunges in Ratingen bildet die in dreitägigen Feierlichkeiten begangene Weihe einer neuen Bürgerwehrfahne und die unmittelbar folgende Gründung des Demokratischen Vereins Anfang September, der lebhafte Aktivitäten entfaltet und bei der Gründung schon 171 Mitglieder zählt. Interessant ist, daß dieser Demokratische Verein auch die lokale Oberschicht und Geschäftswelt umfaßt, wobei das aus Cromfordarbeitern bestehende Sensenkorps als Teil der Bürgerwehr seinem Rufe nach den radikalrevolutionären Widerpart bildet. Insgessamt wünschte die große Mehrheit der Ratinger in Anlehnung an den Düsseldorfer „Verein für demokratische Monarchie" eine „Volksherrschaft mit einem Fürsten an der Spitze." Mit den Arbeiten von Frau Stubenhöfer dürfte auch das weitere Umfeld dieser Revolution erschlossen sein.

Eine in wesentlichen Auszügen abgedruckte Examensarbeit von Andrea Feldkamp („Jugendliche Widerstandsformen im katholischen Milieu 1933 bis 1945: Das Beispiel Ratingen.") zeichnet anhand der Quellen ein Bild dieser schwierigen Epoche. Die hierbei von der Autorin vertretenen Bewertungen der Rolle der Jugendlichen wird in einigen abgedruckten Leserbriefen und Stellungnahmen in diesem Heft diskutiert.

Den umfangreichsten Einzelbeitrag stellt ein Aufsatz von Oliver Schöller über „Die politische und soziokulturelle Entwicklung Ratingens nach dem Nationalsozialismus 1945 - 1956" dar. Die Arbeit ist gespickt mit ausführlichen wissenschaftstheoretischen Überlegungen, einem zu exemplifizierenden soziologischen Erklärungsmodell und vielen, vielen Anmerkungen. So schickt sie den Leser am Anfang über viele Seiten auf einen Gang quer durch die verschiedenartigen Ansätze deutscher Geschichtsschreibung der Nachkriegszeit. Die Ergebnisse am Schluß nehmen sich, um es vorwegzunehmen, demgegenüber eher bescheiden aus, kein Wunder angesichts des begrenzten Themas.

Zum zentralen Anliegen der Untersuchung heißt es: „Der mentalen - sowohl psychischen wie auch ideologischen - Entwicklung der Ratinger Nachkriegsbevölkerung gilt das Hauptanliegen dieser Arbeit," wobei, so der Befund, der Faschismus in Ratingen noch lange, vielleicht noch heute die Köpfe beherrscht. Das jedenfalls ergibt für den Autor die Untersuchung der Ratinger Bewertung vom Bombenangriff März 1945, von der Schlußphase des Krieges und von der Niederlage und schließlich von der Haltung zur Besatzungsmacht (Flucht in „ein dichtes Mythengespinst, das bis heute nicht zerrissen werden konnte.") Schöller bewegt sich „mit der Gnade der späten Geburt" auf hohem moralischen Niveau. Obwohl seine Untersuchungen sicherlich mancherlei bedenkenswerte Aspekte eröffnen, handelt es sichfür den Leser um eine weithin strapaziöse und z.T. ärgerliche Lektüre. Vielleicht hätte sich der Autor gelegentlich darauf besinnen sollen, daß seine selbstgerechten Vorhaltungen eine Bevölkerung betreffen, die schon in den fünfziger Jahren in ihrer Mehrheit kaum noch mit der in nationalsozialistischer Zeit identisch war.

Hermann Tapken

Richard Baumann
Das Dekanat Ratingen II (1945 - 1997)
Kirche auf dem Weg in das 21. Jahrhundert

„Kaum ein anderer Zeitraum hat ähnlich tiefgreifende und in die Zukunft wirkende Veränderungen und Neuanstöße auch für die Kirche bis in die einzelnen Gemeinden hinein gebracht, wie die nun zu Ende gehende zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts", schreibt Dechant Christian Kreuzberg in seinem Vorwort zu dem im vergangenen Jahr erschienenen Buch, das die Geschichte des Dekanates Ratingen und seiner Gemeinden im Zeitraum von 1945 bis 1997 darstellt und aufarbeitet.

Autor ist der in der Ratinger Heimatforschung schon mehrfach mit Buchveröffentlichungen in Erscheinung getretene Journalist und frühere Leiter der Lokalredaktion Ratingen der „Rheinischen Post", Dr. Richard Baumann. Dementsprechend ist sein Werk auch keine trockene Ansammlung von Daten, Fakten und Namen, sondern durch die flüssige Erzählweise eine gut lesbare Kirchen- und Heimatgeschichte, die neugierig macht, weil dem Leser viel Bekanntes und vor allem viele Bekannte in Erinnerung gerufen werden.

Die Neuerscheinung setzt die von Hans Ferres im Jahre 1954 verfaßte Dekanatsgeschichte fort. Sie beginnt mit dem Kriegsende 1945, greift aber auch zurück auf die Jahre des Dritten Reiches und hält dabei die Haltung der Kirche in den Jahren der Unterdrückung fest. Auf 428 Seiten sowie in 200 Bildern und Fotos, die zum größeren Teil bisher noch nicht veröffentlicht wurden, schildert Richard Baumann, vielfach aus eigenem Erleben, die Entwicklung des erst 1869 durch den Kölner Erzbischof Paul Melchers gegründeten Dekanates Ratingen. Für viele der 13 zu diesem Dekanat gehörenden Pfarrgemeinden wird damit erstmals eine auch das Gemeindeleben erfassende Geschichte vorgelegt.

Anschaulich berichtet der Autor über das Wiederaufblühen der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften nach dem Zweiten Weltkrieg und die - der Not der Zeit entsprechend - intensive karitative Tätigkeit der Gemeinden.

Die 60er und 70er Jahre waren vor allem durch die vom zweiten Vatikanischen Konzil ausgehenden starken Impulse - zum Beispiel in der Liturgiereform oder in der Laienmitarbeit - gekennzeichnet. Auch die Umgestaltung der Kirchenräume wurden von dieser Reform beeinflußt. Die 80er Jahre brachten dagegen zunehmend eine kritische Auseinandersetzung mit Glaubens- und Kirchenfragen.

Das Buch führt den Leser bis in das letzte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, das für den Autor viele neue Aufbrüche bringt, wie etwa das Pastoralgespräch und das ehrenamtliche Engagement von vielen Frauen und Männern in den Pfarrgemeinden und in überörtlichen Organisationen.

Als Quelle für die Veröffentlichung diente Richard Baumann vor allem sein in vier Jahrzehnten angelegtes Privatarchiv. Soweit wie möglich wurden auch die Pfarrarchive und weitere Quellen zu Rate gezogen.

Das Buch gibt in einem ersten größeren Artikel zunächst eine allgemeine Übersicht über das Dekanat in seiner Gesamtheit. Es folgen die einzelnen Pfarrgemeinden: St. Peter und Paul, Herz Jesu und St. Suitbertus in Ratingen; St. Jacobus der Ältere in Homberg; St. Josef in Ratingen-West; St. Marien in Tiefenbroich; St. Anna und St. Johannes in Lintorf; St. Bartholomäus in Hösel; St. Christopherus in Breitscheid; St. Laurentius in Mintard; St. Peter / St. Matthias und St. Josef in Kettwig bzw. Kettwig vor der Brücke und schließlich St. Agnes in Angermund.

Das Buch hat hohen Erinnerungswert. Das ist eines seiner wichtigsten Kennzeichen und sicherlich auch so beabsichtigt. Dem „intensiven" Leser fehlt aber die eine oder andere „Hilfestellung", die nicht nur die Neugier befriedigen würde, sondern vor allem für das weitere Nachforschen hilfreich wäre:

- Der Untertitel „Kirche auf dem Weg in das 21. Jahrhundert" gibt ein Ziel an, daß dieses Buch nämlich aus der geschichtlichen Erfahrung heraus nach vorne in die Zukunft blicken möchte. Der Leser wird aber oftmals aus der Vielzahl von Informationen selbst auf die „Zeit danach" schließen müssen. Er ist gefordert - nicht ausdrücklich und wortwörtlich - Schlußfolgerungen zu ziehen, für welche die geschichtliche Entwicklung der rund letzten 50 Jahre in diesem überschaubaren Raum eine echte Grundlage bietet. Wird dem Leser das immer gelingen ? Oder liest er das Buch doch mehr nach „rückwärts gerichtet", als „Erinnerungsbuch", wie es damals war und aus dem „Aha-Erlebnis" heraus, wen es da im eigenen Umfeld so alles gab ?

- Von der äußeren Aufmachung her haben die Herausgeber bewußt an den 1. Band der Dekanatsgeschichte angeknüpft. Wünschenswert wäre ein festerer Einband gewesen, für den man sich bei einer eventuellen zweite Auflage entscheiden sollte. Denn ein gut gemachtes Buch gehört auch in einen „schönen Deckel".

- Der Autor hat auf sämtliche Anmerkungen verzichtet. Das mag seinen guten Grund in der Auswertung des privaten Archivs haben. Dem kritischen Leser fehlt aber möglicherweise der eine oder andere Hinweis, um „weiter forschen" zu können.

- Auch fehlt ein Stichwortverzeichnis und noch mehr ein Namensverzeichnis. Beides würde das Buch erst zu einem echten „Nachschlagewerk" machen.

Für den an Kirchengeschichte der letzten 50 Jahre und vor allem an lokaler Kirchengeschichte Interessierten ist das Buch von Richard Baumann eine wichtige und notwendige Quelle. Die Menschen aus dem Dekanat Ratingen und aus den einzelnen Pfarrgemeinden finden hier ihren geschichtlichen Standort wieder, der aber auch die gegenwärtige Situation kennzeichnet, was wiederum hilft, den Blick nach vorne zu öffnen.

Hans Müskens

Heinz Peters
St. Peter und Paul Ratingen

Nach mehr als 40 Jahren ist die 2., wesentlich erweiterte Auflage des Buches „St. Peter und Paul Ratingen“ erschienen. Der Autor, Professor Heinz Peters, hat das Buch zum Teil völlig neu konzipiert. Das wird schon daran deutlich, daß der Untertitel der ersten Auflage - Eine frühe deutsche Hallenkirche - nicht mehr erscheint. Das heißt, der Schwerpunkt der Arbeit hat sich verschoben.

Die erste Auflage war im Buchhandel lange vergriffen, so daß Interessenten nur darauf hoffen konnten, ein Exemplar in irgendeinem Antiquariat zu erstehen. Der Wunsch nach einer Neuauflage entstand ganz konkret 1995, bekam aber erst zwei Jahre später eine positive Antwort durch den Autor, als sich nämlich abzeichnete, daß im Zuge der Restaurierung und der damit notwendig verbundenen Renovierung der alten Pfarrkirche eine Ausstellung der Kirchenschätze im Museum der Stadt Ratingen geplant wurde. Das neue Buch sollte gleichsam als Ausstellungskatalog dienen. Demnach bringt die Neuauflage wesentliche Teile der Ausgabe aus dem Jahre 1958. Mehrere wichtige Kapitel ergänzen und aktualisieren den bisherigen Text. Das Buch behandelt jetzt nicht mehr nur die mittelalterliche Hallenkirche, sondern den ganzen Bau mit seiner baulichen Entwicklung bis in unsere Zeit, einschließlich der Aufarbeitung neuerer Forschungsergebnisse.

Der Autor beginnt - wie in der ersten Auflage - mit einer detaillierten Beschreibung der gotischen Hallenkirche. Es folgt ein neues Kapitel: Der Ratinger Traum: Die frühe Kirche. Hier setzt sich Peters sehr kritisch mit dem Ausgrabungsbericht der 70er Jahre auseinander, wobei die Sicherung der Ergebnisse und die Schlußfolgerungen, die damals aus den Ausgrabungen gezogen wurden, auf deutliche Kritik des Kunsthistorikers stoßen. Die Hinweise auf die möglichen Vorgängerbauten, deren Rekonstruktionsversuche wiedergegeben werden, referiert er korrekt, versteht sich aber selbst in der Rolle dessen, der “notwendige Polemik” formuliert. Und so zieht er schließlich aus seinen Überlegungen ein Fazit: „Sollten wir uns nicht begnügen mit dem Wissen, dem urkundengestützten Wissen, daß es vor um 1150 einen Vorgängerbau, eine ecclesia in Ratingen gegeben habe...”

Dieses Kapitel vom Ratinger Traum ist ein spannendes Kapitel, das aufzeigt, unter welchen unglücklichen Vorzeichen oftmals Ausgrabungen durchgeführt werden, weil zum Beispiel die Zeit drängt, oder erst ein entsprechendes Bewußtsein und Interesse für den Blick in die Vergangenheit entwickelt werden muß, den die Ausgrabungen zusätzlich zu eventuell vorhandenen schriftlichen Zeugnissen letztendlich ermöglichen. Auch damals - 1973 - scheint es in Ratingen manche Schwierigkeiten gegeben zu haben, den Baufortgang zugunsten einer sachgemäßen Untersuchung des Bodens zu verzögern. Der Autor kritisiert die Arbeitsweise des damals verantwortlichen Archäologen und vor allem aber auch die Schlußfolgerungen, die dieser aus den Befunden zieht.

Diesem eingeschobenen Kapitel folgt nun die Baugeschichte, wie sie in ihren einzelnen Bauteilen bis heute erkennbar ist. Es folgt das Kapitel über die Datierung der Hallenkirche. Die Veränderungen des 15. bis 18. Jahrhunderts werden im nächsten Kapitel dargelegt. Bis hier wird dem Leser klar, daß die gotische Hallenkirche über viele Jahrhunderte das Stadtbild geprägt hat. Erst die Bauarbeiten im 19. Jahrhundert verändern den Baukörper wesentlich, was mit dem Wunsch der Ratinger, so die Vermutung des Autors, nach einer großen Kirche, begründet und in einem eigenen Kapitel ausführlich dargelegt wird. Dieses Kapitel schließt auch die Zerstörung und den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg mit ein, sowie die Sanierung der letzten Jahre. Ausführlich und um wichtige Informationen gegenüber der 1. Auflage erweitert ist das letzte Kapitel über Ausstattung und Kirchenschatz. Endlich liegt eine annähernd vollständige Übersicht über das Inventar der Pfarrkirche vor. In diesem letzten Kapitel, das eher knappe Informationen über die zahlreichen sakralen Geräte und die Einrichtung der Kirche liefert, werden zahlreiche Hinweise in Fußnoten auf weiterführende Literatur gegeben. Der Anhang benennt darüber hinaus auch zu den übrigen Kapiteln wichtige Literaturhinweise und Anmerkungen.

Die äußere Aufmachung des Buches ist ansprechend. Die Vorderseite zeigt neben dem Titel das ältere Ratinger Stadtsiegel. Auf der Rückseite ist der Grundriß der heutigen Kirche wiedergegeben, wie er von Heinrich Johann Wiethase, dem Archtitekten des Erweiterungsbaus im vorigen Jahrhundert, überliefert ist. In ihn hineingelegt wurde der Grundriß der mittelalterlichen Hallenkirche, so daß sich ein guter Vergleich ergibt. Die inneren aufklappbaren Umschlagseiten zeigen die Aufmessung des Mauerwerks der Westteile, einmal im Aufriß (vorderer Umschlag) und einmal im Grundriß (hinterer Umschlag). 92 Abbildungen, zum Teil aus der 1. Auflage, zum Teil neu, bereichern das Buch und machen dadurch die Ausführungen sehr anschaulich.

St. Peter und Paul ist mehr als ein Buch über die Baugeschichte der ältesten Kirche von Ratingen. Heinz Peters hat ein Sachbuch vorgelegt, das über den konkreten Anlaß hinaus grundsätzliche Informationen zur Kunstgeschichte, zur Baugeschichte und zur Kirchengeschichte beschreibt und dokumentiert, und das leistet der Autor am konkreten Beispiel der langen Geschichte einer Pfarrkirche vom Mittelalter bis in unsere Zeit.

Hans Müskens

Joachim Schulz-Hönerlage: „ … ist mit Burgeraid beladen … ” Bürgeraufnahmen in Ratingen in Mittelalter und Früher Neuzeit, Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen, Reihe A, Band 4, Ratingen 1997

Mit der Edition der Bürgeraufnahmen der Stadt Ratingen, die 1997 im Rahmen der Schriftenreihe des Stadtarchivs erschienen ist, hat Joachim Schulz-Hönerlage ein langjähriges Projekt zum Abschluß gebracht.

Die Liste der aufgenommenen Bürger, die den Hauptteil des Buches ausmacht, umfaßt den Zeitraum von 1395 bis 1804. Joachim Schulz-Hönerlage hat neben dem Bürgerbuch, dessen erste Eintragung vom 6. Juni 1615 datiert, auch die im Stadtarchiv Ratingen überlieferten Stadtrechnungen und Magistratsprotokolle des 16. und 17. Jahrhunderts sowie das sogenannte Schöffenbuch des 15. Jahrhunderts ausgewertet. Ergänzt wird die Auflistung durch die Bürgeraufnahmen der Jahre 1395 - 1407, die sich als Anhang im Ratinger Stadtbuch befinden, der einzigen Quelle, die nicht im Stadtarchiv Ratingen, sondern im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf archiviert wird und auch bereits veröffentlicht worden ist. Die Edition folgt bis auf wenige notwendige Normalisierungen zum besseren Verständnis des Textes buchstabengetreu der Vorlage. Positiv ist hier die vorangestellte Übersetzung der häufig vorkommenden lateinischen Ausdrücke und Wendungen zu vermerken. Erschlossen wird die Aufstellung durch einen zweifachen Personenindex, der die aufgenommenen Bürger sowie sonstige im Text vorkommende Personen erfaßt, und einen Ortsindex. Auf einen eigenen Index für Berufe wurde verzichtet, die verschiedenen Berufsbezeichnungen der Neubürger sind allerdings auf den Seiten 27 und 28 aufgelistet. Bei dem Ortsindex wäre es wünschenswert gewesen, wenn bei den nicht mehr selbständigen Gemeinden auf die heutige Zugehörigkeit zu einer Stadt verwiesen worden wäre. Was an dem Buch jedoch besonders gefällt, ist die ausführliche Einleitung, in der Joachim Schulz-Hönerlage nicht nur das mittelalterliche Bürgerrecht allgemein beschreibt, sondern im besonderen Maße auf das Bürgerrecht der Stadt Ratingen eingeht.

Der interessierte Leser erfährt, daß die grundlegenden Bestimmungen für die Stadt Ratingen erstmalig in der Stadterhebungsurkunde des Grafen Adolf von Berg und seiner Gemahlin Elisabeth vom 11. Dezember 1276 festgeschrieben worden sind. Eine Abbildung der wohl bedeutendsten Urkunde des Stadtarchivs Ratingen befindet sich auf Seite 13 des Buches. Anhand zahlreicher im Stadtarchiv überlieferter Quellen stellt Joachim Schulz-Hönerlage die weitere Entwicklung des Ratinger Bürgerrechts dar. Der Ablauf der Bürgeraufnahme wird ebenso beschrieben wie die Eidesformel, die der Kandidat zu leisten hatte. Die Einleitung schließt mit statistischen Angaben über die Anzahl, Herkunft, Beruf und Alter der Neubürger. Eine kleine Anmerkung sei gestattet: Auf Seite 9 des Buches wird die Befreiung aus leibeigenschaftlichen Bindungen durch die Erlangung des Bürgerrechts als Vorteil eines Stadtbürgers dargestellt, während weiter unten auf der Seite die freie Geburt als eine Voraussetzung für die Erlangung des Bürgerrechts beschrieben wird. Diese scheinbare Widersprüchlichkeit erklärt sich dadurch, daß im 13. und 14. Jahrhundert tatsächlich auch unfreie Hörige Stadtbürger werden konnten, während im 15. Jahrhudert die freie Geburt zur Voraussetzung für eine Bürgeraufnahme wurde. Diese kleine Ungenauigkeit schmälert jedoch nicht den Wert des insgesamt gelungenen Werkes, und es bleibt zu hoffen, daß es die verdiente Aufmerksamkeit vor allem in der Ratinger Bevölkerung finden wird.

Jutta Vonrüden-Ferner

Die Geschichte der Pfarre St. Jacobus der Ältere in Ratingen-Homberg von H. Weidenhaupt und E. Münster-Schröer, Düsseldorf 1997

„Wer sich für die Geschichte unserer Kirche und ihre Kunstschätze interessiert und wer bereit ist, zur Erforschung mancher Einzelfragen ein wenig Zeit zu investieren, ist herzlich zu einem Kreis eingeladen, der sich in Zukunft ca. monatlich treffen soll.”

Auf diesen Aufruf im Pfarrbrief der Homberger Pfarre St. Jacobus d.Ä. aus dem Jahre 1984 geht die erste umfassende Dokumentation der Homberger Geschichte zurück, die Hugo Weidenhaupt und Erika Münster-Schröer 1997 vorgelegt haben. Leider erwähnt Pfarrer Dr. Kurt-Peter Gertz in seinem Vorwort zu dem über 300 Seiten dicken und überaus lesenswerten - das sei an dieser Stelle schon einmal erwähnt - Buch nicht, ob sich der Kreis tatsächlich zusammengefunden und zum Entstehen hat beitragen können.

Hugo Weidenhaupt macht in der Einleitung zu seinem Teil - er umfaßt die Zeit von den Anfängen im Hochmittelalter bis zum Ende des

Zweiten Weltkrieges - deutlich, wie schwierig die Quellenlage vor allem für die Frühzeit der Homberger Pfarre ist. Es gibt kaum schriftliche Quellen. Und die Schriftstücke oder Namen, die es gibt, können nicht einmal eindeutig unserem Homberg zugeordnet werden.

Der Einleitung voraus geht ein umfassendes Literatur- und Quellenverzeichnis - übrigens ebenso bei dem Teil, den Erika Münster-Schröer bearbeitet hat. Es bietet jedem die Möglichkeit, sich noch intensiver mit der Homberger Geschichte zu befassen.

Die Schwierigkeiten, die Homberger Geschichte darzustellen, zeigen sich gleich in den ersten Sätzen. Der Ursprung der Pfarre „liegt weitgehend im geschichtslosen Dunkel", schreibt Hugo Weidenhaupt und verwirft die These, die Homberger Pfarre sei vom heiligen Suitbertus persönlich gegründet worden. Aber auf den folgenden Seiten bringt er trotzdem ein wenig Licht in dieses „geschichtslose Dunkel", indem er verschiedene Möglichkeiten der Gründung nennt und prüft. Sein Fazit aber lautet: Letztlich sind es alles nur Vermutungen.

Auch die folgenden Kapitel, die sich mit der Zeit bis zum Ende der Napoleonischen Kriege (1815) befassen, sind geprägt vom weitgehenden Fehlen umfassender Quellen zur Homberger Geschichte. Doch Hugo Weidenhaupt versteht es exzellent, über dieses Manko hinweg die Geschichte der Gemeinde in einen größeren Zusammenhang mit dem Herzogtum Berg oder dem Erzbistum Köln zu stellen.

Erst im 19. Jahrhundert beginnen auch in Homberg die Quellen langsam umfangreicher zu werden. Die breitere Quellenbasis wird schon dadurch deutlich, daß die folgenden 130 Jahre Homberger Geschichte ebenso viel Raum einnehmen wie die vorangegangenen acht Jahrhunderte. Aber auch hier betrachtet Hugo Weidenhaupt die Pfarre St. Jacobus d.Ä. nicht isoliert. Er ordnet sie ein in die Geschichte des Rheinlandes, Preußens und später des Deutschen Reiches.

Im letzten Kapitel wird die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft behandelt. Sehr schön wird in diesem Kapitel deutlich, wie sich langsam der Einfluß der NSDAP und ihrer vielen Unterorganisationen auch in Homberg bemerkbar macht. 1937 verbietet etwa der Regierungspräsident, Meßdienern für Beerdigungen schulfrei zu geben. Im gleichen Jahr wird das Hissen weiß-gelber Fahnen an Privathäusern verboten.

Es ist nicht die große Weltgeschichte, die in diesem letzten Kapitel zum Ausdruck kommt. Mehr als deutlich wird aber, wie subtil und allumfassend zum Teil die Einflußnahme der Nationalsozialisten selbst auf die Menschen in den kleinsten Dörfern des Reiches gewesen ist.

So schwierig es ist, geschichtliche Ereignisse einer fernen Vergangenheit darzustellen, wenn es kaum schriftliche oder sonstige Quellen gibt, so schwierig ist es, die jüngste und allerjüngste Vergangenheit, die sogenannte Zeitgeschichte, zu bearbeiten. Und je jünger die bearbeitete Vergangenheit ist, desto schwieriger ist sie einzuordnen, sind ihre Folgen abzuschätzen. Denn der Autor hat sie oftmals selbst erlebt, ist vielleicht selbst betroffen und bringt daher seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse mit ein. Objektivität, sofern es sie in der Geschichtsschreibung überhaupt gibt, ist hier noch schwieriger zu erreichen.

Erika Münster-Schröer hat sich in drei Kapiteln mit der Geschichte der Pfarre St. Jacobus d.Ä. von 1945 bis in die Gegenwart befaßt. Auch sie fügt die Homberger Geschichte in den größeren Rahmen der deutschen Geschichte, wenn sie etwa von den Hungerjahren nach dem Ende des 2. Weltkrieges spricht oderwenn sie erzählt, daß am 20. Juni 1948 die Wallfahrt nach Neviges ausfallen mußte, weil es an diesem Tage eine neue Währung, die Deutsche Mark, gab.

Die sechziger und siebziger Jahre sind auch in Homberg „vor dem Hintergrund des sich wandelnden Alltags" zu sehen, bemerkt Erika Münster-Schröer in ihrem zweiten Kapitel, welches die Jahre des Pfarrers Theodor Kotters in Homberg behandelt. Massenmedien, eine neue Jugendkultur, der Wandel der Familie und die Abkehr vieler Christen von ihrer Kirche sind Zeiterscheinungen, die auch an St. Jacobus d.Ä. nicht spurlos vorübergegangen sind.

Aber in jene Jahre fällt auch eine Neuerung, die die katholische Kirche in sehr starkem Maße verändert hat. 1965 wurde die Liturgiereform umgesetzt. Pfarrer Kotters empfand es als besonders wichtig, daß die Messe nun in Deutsch gehalten wurde. Die Menschen verstanden endlich, was er sagte. Und er vermerkt in einem Pfarrbrief vom 29. August 1965: „Von Woche zu Woche merkt man bei der Feier der heiligen Messe nach dem erneuerten Ritus einen größeren Eifer und eine größere Andacht." Ein Satz, der den Wandel der vergangenen dreißig Jahre nicht deutlicher machen kann. Denn in seinem Vorwort zu dem vorliegenden Buch fragt der heutige Pfarrer Kurt-Peter Gertz: „Ein wenig wehmütig werde ich beim Blick auf die lange Liste der Homberger Pfarrer: Darf es denn wirklich sein, daß ich nach fast 1000 Jahren der lekte 'eigene' Pfarrer der Homberger St. Jacobus-Gemeinde bin?" Eine Frage, die Erika Münster-Schröer in ihrem Beitrag nicht zu beantworten vermag. Dies wird erst die Zukunft zeigen. Dies zeigt aber auch die Problematik, sich mit „Geschichte" zu befassen, die vielleicht doch noch Gegenwart ist.

Wie schon am Anfang der Buchbesprechung erwähnt, ist „Die Geschichte der Pfarre St. Jacobus der Ältere in Ratingen-Homberg" ein äußerst lesenswertes Buch - für Laien und für Fachleute. Es zeugt vom Fachwissen der Autoren und ihrem Können, schwierige historische Sachverhalte für alle verständlich und trotzdem wissenschaftlich korrekt niederzuschreiben. Ein Buch, das nicht nur jeder Homberger lesen sollte. Nur ein einziger kleiner Wermutstropfen trübt - zumindest aus meiner Sicht das Lesevergnügen. Es hätte völlig genügt, im Titel von der Pfarre St. Jacobus der Ältere in Homberg zu sprechen.

Dr. Andreas Preuß

Lore Schmidt:
Unsere alte Stadt -
Gedichte und Erzählungen, Band 2

Herausgeber: Ratinger We-iter 1997, 160 S. mit Abb.

Zehn Jahre nach der Veröffentlichung von Lore Schmidts Gedicht- und Geschichtensammlung „Unsere alte Stadt“ legten die Ratinger We-iter 1997 den zweiten Band auf. Was nach Fortsetzung klingt, ist eher als Ergänzungsband zu werten, denn die Themenkreise von Band 1 kehren getreulich wieder, wobei nur dieser oder jener Bereich etwas ausführlicher dokumentiert ist. Allerdings mit Ratingen haben nicht einmal mehr die Hälfte der Texte zu tun.

Wie Perlen der Volksmusik reihen sich über 48 Seiten die jahreszeitlichen Gedichte aneinander, und überall tirilieren die Vögel und bimmeln die Osterglocken, bis es dann Sommer, Herbst und Weihnachten wird. Lore Schmidt ist eine eifrige Verseschmiedin, der zu jedem Anlaß perfekt Gereimtes einfällt, und man kann sie sich bestens am Kopfende eines Tisches oder auf einer Bühne als Vortragende vorstellen. Zeitloses Gewicht oder amüsanten Gehalt hat in dieser Sammlung doch nur dann und wann ein Gedicht. Unterschätzen darf man aber für Weiter und Jonges nicht den Erinnerungswert. Und so wird sich für viele Ratinger das neue Lore-Schmidt-Buch, das mit Zeichnungen von Juliane Wichert und einigen Fotos liebevoll ausgestattet ist, durchaus als Fundgrube erweisen.

Die Mehrzahl der Gedichte entstand in den 90er Jahren, wobei sich „Op em Weihnachtsmaat“ und „Onger’m Tanneboom“ seltsam antiquiert anhören. Eine launige Kostbarkeit ist dagegen die gereimte Story von der sich kasteienden Oma, die letztendlich doch vom Weihnachtsfieber gepackt wird.

In dieser Richtung gibt es allerlei zu entdecken, von den lustigen Fragen „Hör, Omma, wehd ich och ens jries, on sach mich, is et Altsinn fies?“ bis zu den Gedichten über das Älter- und Altwerden. Ausgesprochen originell ist daneben die Beichte des evangelischen Kindes, das wegen der schönen Kommunion-Ausstattung so gerne katholisch gewesen wäre. Auf Platt hört sich das besonders herzig an. Für Mundartfreunde ist Lore Schmidt allemal ein Schatz.

Weniger genial sind die gereimten Wanderungen unter dem Motto „Mein Heimatland, wie bist du schön“. Sie zählen auf, wo es langging, regen aber kaum zum Nachlaufen an. In der Anhäufung von Worten, wie schnell, bald, fix, auf Trab, flugs und zügig, machen sie eher atemlos.

16 Seiten Karneval lesen sich fast wie eine Prinzenchronik, und gleichviel gibt es vom Schützenbrauchtum. Es sind Gedichte, die zum Anlaß entstanden, schwärmerisch wie auch von der Süd-Dakota-Brücke und dem Sparkassen-Neubau, aber nur für Betroffene von Reiz. Die sechs Seiten zu 100 Jahre Frauenhilfe hingegen sind wirklich eine Chronik in Reimen.

Prosa findet man diesmal nur in fünf kurzen Schilderungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wobei die Krankenhaus-Erlebnisse einer Vierjährigen großes Mitgefühl wecken. Dann und wann streift den Leser aber auch ein Hauch von Poesie, so in den Neujahrsgedichten und in „Die goldene Brücke“.

Gisela Schöttler